

Florian Huber

Kind,
versprich mir,
dass du
dich
erschießt

Der Untergang der
kleinen Leute 1945



Inhalt

Impressum

TEIL I – Vier Tage in Demmin

Fluss ohne Brücken

Krieg ohne Grenzen

Die Augen des Feindes

Turm der Finsternis

Die Geister von Demmin

TEIL II – Demmin ist überall

Rufer aus dem Trümmertempel

Eine Welle rollt ins Reich

Der Lehrer und seine Frau

Höllmaschine

Der Tod im Westen

Die Wachsfiguren von Leipzig

Hauptstadt ohne Hoffnung

Im Dunkel der Zahlen

TEIL III – Im Taumel der Gefühle

Die Wunde Deutschland

Hungern und Schwärmen

Fackeln im Winter, Veilchen im März

Teil von etwas Großem

Ein Spalt in der Seele

Die glücklichen Jahre

Verliebt in den Führer

Der Geruch der Angst

Sieger sein

Eine Ahnung von Abgrund

Der Schatten der anderen

Gefrorene Seele

TEIL IV – Der Sog des Schweigens

Ein Vorhang gegen die Wirklichkeit

Die Unfähigkeit zu fühlen

Opfer sein

Die Geister der Vergessenen

Quellenverweise

Quellen und Literatur

Bildnachweise

Mehr über unsere Autoren und Bücher:

www.berlinverlag.de

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich der Piper Verlag die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Vollständige E-Book-Ausgabe der im Berlin Verlag erschienenen Buchausgabe

1. Auflage 2015

ISBN 978-3-8270-7788-2

© Florian Huber und Berlin Verlag in der Piper Verlag GmbH, Berlin 2015

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Datenkonvertierung: CPI books GmbH, Leck

Alle Rechte vorbehalten. Unbefugte Nutzungen, wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung, Speicherung oder Übertragung können zivil- oder strafrechtlich verfolgt werden.

Teil I
VIER TAGE IN DEMMIN

Fluss ohne Brücken

»Wir erreichten gegen Morgen wieder eine Stadt. Demmin.«

Ganz am Ende der schnurgeraden Allee löste sich der Umriss eines mächtigen Kirchturms aus der Dämmerung. Die Fluchtlinien der Chaussee und das Spalier der Ahornbäume lenkten den Blick auf die Turmspitze, die sich nadelfein in die Höhe reckte. Ein Scherenschnitt vor zartrosa Himmel, wie mit dem Rasiermesser in Seidenpapier geritzt. Schlank und wuchtig, filigran und fest zugleich. Zum ersten Mal fanden Irene Brökers Augen Halt in der Gleichförmigkeit des Tieflandes. Sie musste nur weiter direkt darauf zusteuern.

Irene Bröker war 23 Jahre alt, stammte aus Stettin und war mit ihrer Familie auf der Flucht. Von der Familie war jetzt, Ende April 1945, nicht mehr viel übrig. Ihr Mann Werner-Walter galt seit letztem Herbst als vermisst. Ihre Eltern, den Schwiegervater und die Schwägerin hatte sie am Tag zuvor in Anklam, einem der vorüberziehenden Durchgangsorte, nach einem Fliegerangriff aus den Augen verloren. Der Kutschwagen der Eltern war mit gebrochenem Rad liegen geblieben, während sie mit dem Auto im dichten Strom der Fahrzeuge, Menschen und Pferde einfach aus dem Ort hinausgeschoben wurde. Sie hatte ihre Verwandten danach nicht wiederfinden können. Nur Holger war jetzt noch bei ihr. Ihr kleiner Sohn Holger, zwei Jahre alt. Ihn durfte sie nun nicht mehr aus ihrer Nähe lassen.

Aber ganz alleine waren die beiden nicht, denn in Löcknitz, ein paar Kilometer westlich von Stettin, hatten sich ihnen ein älterer Arzt und dessen Frau angeschlossen. Wie viele Frauen, hinter denen ein bis dahin geordnetes Leben gelegen hatte, entwickelte Irene Bröker in dieser Lage eine erstaunliche Überlebensklugheit. Dazu gehörte, ihre Gefühle bis auf das Nötigste einzufrieren. Außerdem die Fähigkeit, in fremden Menschen den Verbündeten zu finden. Dr. P., wie Irene Bröker den Arzt in ihren Aufzeichnungen nennt, wurde für sie die wichtigste Stütze in den Tagen, die ihnen bevorstanden. Sogar für den Moment, in dem sie das Überleben vielleicht gar nicht mehr wünschen würde, hatte sie Vorsorge getroffen. An einer Schnur um den Hals trug Irene Bröker ein wasserdichtes Beutelchen bei sich.

Gegen Morgen kamen sie also nach Demmin. Für sie nur ein weiterer gleichgültiger Name auf dem Fluchtweg. Die Stadt um den ziegelroten

Kirchturm, der die Landschaft weitum dominierte, barg für Irene Bröker keine Erinnerungen und keine Bedeutung. Das Ziel ihres Marsches lag irgendwo weit im Westen, dort, wo die russischen Soldaten nicht hinkämen.

Die Schrecken der Wintertrecks, der Kampf gegen den Schneesturm auf eisglatten Wegen, die Frostnächte lagen weit zurück. Strahlendes Frühlingswetter beherrschte die zweite Aprilhälfte und versetzte die Natur in Vorpommern in einen unwiderstehlichen Aufbruch. Junges Grün stand auf den Wiesen und in den Bäumen, auf warme Tage folgten mildkühle Nächte. Regen fiel nur noch vereinzelt. Zusammen mit vielen anderen waren Irene Bröker und das Ärztepaar die Nacht über stockend vorangekommen. Als sie am Morgen mit ihrem Wagen den östlichen Rand von Demmin erreichten, waren sie mit ihren Kräften am Ende.

In einem Sandweg blieben wir dann stecken und mußten einige Gepäckstücke liegen lassen, um weiter zu kommen. Viele, viele Werte lagen schon an den Straßenrändern und Wiesen. Wir blieben in Demmin am Stadtrand in einer größeren Villa neben dem Friedhof. Die Bewohner des Hauses waren in der Nacht auf die Fluchtstraße gegangen. Wir konnten vor Erschöpfung nicht mehr weiter und gönnten uns eine Nacht zum Ausruhen.

Hinter ihr lagen durchwachte Nächte, unterbrochen nur von gelegentlichem Sekundenschlaf in der Kühle am Wegrand, wenn der Treck gerade stockte. Sie hatte darüber jedes Zeitgefühl verloren. Sie sehnte sich nach einem Ort zum Ausruhen. Die Station Demmin sollte nicht mehr sein als ein Innehalten zum Verschnaufen. Aber der Ort war ein Nadelöhr. Drei Flüsse lagen auf dem Weg nach Westen.

Ein paar hundert Meter weiter, in der Reit- und Fahrschule des Wehrkreises II Stettin, ehemals eine preußische Kavallerie-Kaserne, hatte die Einheit des Wehrmachtssoldaten Gustav Adolf Skibbe Quartier bezogen. Er war spät in diesen Krieg geraten. Skibbe war vor 53 Jahren im westpreußischen Elbing auf die Welt gekommen. Wenn der Volkssturm der alten Männer und Hitlerjungen das letzte Aufgebot war, dann zählte er im besten Fall zum Vorletzten. Bis vor wenigen Monaten hatte er hoffen können, den Krieg bei seiner Familie zu überstehen. Doch das Sieb, mit dem die Armee im Zuge der totalen Mobilmachung die zivile Bevölkerung nach Lückenfüllern durchkämmte, wurde immer engmaschiger, bis auch Skibbe darin hängen blieb. Im Dezember 1944 rückte er ein, knapp zwei Monate darauf ging seine Geburtsstadt Elbing in einem verbissenen Endgefecht unter. Die

folgenden Wochen verbrachte er jenseits von jedem Kampfgeschehen meist rund um Berlin und, seit dem 14. März, in Demmin. Der Krieg bestand für ihn in dieser Phase aus Warten, Schleppen und Herumstehen auf zugigen Bahnsteigen: »Elende Nacht, wehe Füße«, er spürte sein Alter und seine Knochen, »gottseidank bekam ich in Oranienburg Einlagen«.

In seinem Kriegstagebuch, einer schmalen Kladde, notierte Skibbe in knappen Stichworten seine Etappen, sein körperliches Befinden und, bei seltenen Anlässen, seine Gefühlsverfassung. Die große Kriegslage würdigte er mit kaum einer Zeile. Noch weniger die Politik. Seine Familie hatte er vier Wochen zuvor zum letzten Mal gesehen.

In Demmin richtete sich seine Einheit in der früheren Ulanenkaserne in der Jarmener Straße ein. Hier bekam er viel zu tun. Seinen Andeutungen zufolge ging es dabei um das Warten und Reparieren von Maschinen. Ihm entging nicht die nervöse, ahnungsvolle Stimmung, die die Menschen in der Stadt, Bewohner wie Flüchtlinge, in diesen Tagen Mitte März erfasst hatte. Auch nicht ihr wachsendes Misstrauen gegen die Truppe, die sie verteidigen sollte:

Alles drunter + drüber. Strohsäcke mit Holzwollefüllung besorgt, im Hinterzimmer schlafen wir, 3 Mann. Möller, Schink und ich. Sehr primitiv. Bevölkerung wegen der Überfüllung der Stadt sehr zurückhaltend, fast kopflos.

Die Tage verstrichen mit viel Arbeit, »ohne wesentlich bemerkenswertes«. Skibbe konzentrierte sich auf seine Maschinen und genoss ansonsten die schönen Frühlingstage. Im Osten der Stadt hoben Frauen und Schüler kilometerlange steile Panzergräben aus und errichteten Panzersperren mit Holzpfählen, während zwischen ihnen die nicht mehr abreißen Fluchtlingstrecks in dichten Trauben in die Stadt drängten. Die Rote Armee, die ihren Vorstoß nach Vorpommern begonnen hatte, trieb sie wie eine Bugwelle vor sich her.

Marie Dabs, gebürtige Demminerin, Tochter eines Schiffskapitäns und Ehefrau des Pelz- und Herrenartikelhändlers Walter Dabs, kannte sich aus mit Flüchtlingen. In mehreren Wellen waren sie seit Februar durch die Stadt gezogen, einige schlüpfen unter bei Verwandten, andere bekamen vom Quartieramt Zimmer oder einen Platz im Massenlager zugewiesen. Die meisten zogen weiter nach Westen, doch an ihre Stelle rückten bald die nächsten. Marie Dabs lebte mit ihren Kindern Nanni und Otto seit der

Einberufung ihres Mannes allein in ihrer Wohnung hinter dem Laden in der Luisenstraße. Das Quartieramt wies ihr eine ältere Flüchtlingsdame aus dem Memelland zu, die sich fortwährend beschwerte und die Küche mit Beschlag belegte. »Ihr Braten und Brutzeln, meistens abends, nahm kein Ende.« Sie stellten ihr Ottos Kinderzimmer zur Verfügung, das sie in kurzer Zeit verwohnte. Als die Frau nach einer Weile zusammen mit ihrer Tochter weiter nach Westen zog, besetzten zwei junge Schwestern aus einer anderen Flüchtlingsfamilie Nannis neu eingerichtetes Mädchenzimmer.

Mit ihren 42 Jahren war Marie Dabs von klein auf an ein Leben im bürgerlichen Milieu der kleinen Kreisstadt gewöhnt. Auf einem kunstvoll komponierten Porträtfoto spricht ihr Mienenspiel unter sorgfältig gesteckter Frisur vom Stolz auf ein erfolgreiches Leben. Nun musste sie dieses mit wildfremden Menschen aus dem Osten teilen. Das Schicksal der Geflohenen vor Augen, quälte sich Marie Dabs mit der Frage, was ihnen selbst bevorstand. Mehrmals rang sie sich zu dem Entschluss durch, mit den Kindern die Stadt zu verlassen. Die befreundete Gutsbesitzerfamilie Hansen bei Flensburg drängte sie per Telegramm, doch zu ihnen zu kommen. Die Koffer waren gepackt. Aber Marie Dabs ließ sich durch Behördenvertreter und Offiziere dazu überreden, zu bleiben und ihren Laden nicht zu schließen, denn das Geschäft mit den Militäreffekten und Ordensdekorationen, das sie mit offizieller Genehmigung neben dem Pelzhandel betrieb, erfuhr in diesen Wochen einen außergewöhnlichen Schub. Ein Wehrmachtsgeneral kaufte ihr die ganze Ordenskiste leer, da ihm selbst, wie er erklärte, in den vielen Kämpfen die Orden ausgegangen seien. Marie Dabs konnte spüren, wie nahe ihr die Front rückte.

Sie ließ sich jedoch wiederum beruhigen, als der Polizeioberst von Demmin ihr versprach, im Fall einer Flucht ihre Familie persönlich in Sicherheit zu bringen. Bis dahin jedoch müsse sie im Gegenzug Frau und Kind eines befreundeten SS-Offiziers in ihrer Wohnung unterbringen. An diesen Strohalm wollte sie sich klammern. Immer noch vertraute Marie Dabs den Amtsträgern des Regimes mehr als ihrer inneren Stimme.

Ogleich sie bei allen Mahlzeiten unsere Gäste waren, gab mir der hohe SS-Offizier keinerlei Rat. Doch die vielen Trecks, die durch unsere Straßen gen Westen zogen und die Schiffe mit Flüchtlingen im Hafen mußten uns ja zu denken geben. Ich hoffte fest auf das Versprechen unseres Polizei-Oberst, der uns ja zusammen mit seiner Frau und Tochter in Sicherheit bringen wollte!

Den Krieg kannten die Demminer bis dahin nur aus den Berichten in der Zeitung, dem Rundfunk und der Wochenschau. Oder aus Erzählungen anderer. Zwar trieben die Sirenen des Fliegeralarms sie ab und zu in die Keller, aber die Bomberverbände flogen stets weiter, nach Stettin oder Berlin. In bestimmten Nächten konnten die Bewohner aus ihren Dachfenstern heraus am östlichen Horizont den Glutschein des brennenden Anklam sehen. Ein paar Mal hatte die US-Bomberflotte den nur zehn Kilometer östlich gelegenen Militärflugplatz Tutow angegriffen. Aber auf Demmin selbst war nie eine einzige Bombe gefallen. Eine Insel mitten im Krieg.

Ursula Strohschein, die mit ihren Eltern in der Luisenstraße nicht weit vom Pelzgeschäft Dabs in der Altstadt wohnte, war kurz zuvor von einem Besuch in der Ruinenwüste des völlig zerbombten Hamburg in ihre Heimatstadt zurückgekehrt. Nach diesen Eindrücken, die schwer auf ihrer Seele lagen, gab ihr der Anblick der unversehrten Stadt wieder einen Augenblick lang Luft zum Atmen und Hoffen. »Nicht nur Wiedersehensfreude, es war auch eine Wohltat.« Die Bürgerfassaden mit den Ziergiebeln und Sprossenfenstern, die alten Fachwerkhäuser, die Turmstraße mit dem Pulverturm und dem Luisentor dahinter, die sacht fließende Peene konnten das Gefühl erwecken, dass die Zeit vielleicht einfach an Demmin vorbeigehen würde.



1 – Marktplatz, Rathaus und St.-Bartholomaei-Kirche in Demmin vor 1945

Ursula war jedoch weder dumm noch taub noch blind. Sie wusste, was sie gesehen hatte in Hamburg. Sie kannte die Berichte der Soldaten, die auf Heimaturlaub gekommen waren, und jener, die jetzt in Demmin Stellung bezogen hatten. Sie kannte das Schicksal der Flüchtlinge, deren Städte und Dörfer die Russen erobert hatten und die jetzt noch zahlreicher als zuvor hereinfluteten. Es waren stachelbärtige alte Männer mit verbeulten Hüten, gebeugte Großmütter, hohläugige junge Frauen mit Kopftüchern und Hetze im Blick, Kinder mit rotzverschmierten Nasen und stinkenden Hosen.

»Vollgestopft mit Fremden«, so beschreibt Ursula Strohschein das Demmin dieser Tage. Sie schoben sich in stockenden Kolonnen aus Pferdefuhrwerken, Handkarren und Kinderwagen durch die Straßen. Oben drauf hatten sie zu schwankenden Türmen gestapelt, was ihnen von Haus und Hof geblieben war. Bettdecken und Kissen, Wäschekörbe, Koffer, Rucksäcke, verkeilt und mit Schüren festgezurt. Eine Elendsprozession, die der Druck der heranrollenden Front in die Straßen, auf die Plätze und Wiesen der Stadt spülte. Ende April wussten die Quartiermeister der Partei nicht mehr, wohin mit ihnen. Alle Wohnungen und Schulen waren überbelegt, ebenso die Gutshöfe und Gehöfte im Umland. Wer jetzt kein Dach hatte, blieb im Treckwagen und verbrachte die Nächte auf der Straße. Die Demminer, bis dahin Zuschauer, mussten sich selbst die Frage stellen: bleiben oder gehen?

Unruhe und Angst geisterten durch die alte Hansestadt. »Was wird aus Demmin?«, fragte meine Tante, die in dem schönen Bürgerhaus am Markt 22 wohnte, den dort einquartierten Bannführer der HJ. »Wir verteidigen Demmin!« war seine stramme Antwort. Wir, das waren einige Hitlerjungen und Volkssturmmänner. Der Herr Bannführer eilte nach oben, zog sich um und verschwand.

Am Samstag, dem 28. April, machte Dr. Wilhelm Damann einen Rundgang durch die Stadtknabenschule in der Frauenstraße, den tiefroten Backsteinbau mit dem spitzen Dachreiter. Damann war selbst Lehrer gewesen, nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten aber aus dem Dienst entfernt worden. In der roten Schule war der Unterricht, wie überall in der Stadt, eingestellt. Die Wehrmacht hatte darin ein Lazarett eingerichtet, in dem Verwundete und Sterbende die Gänge belegten. In der Aula, in der sich sonst angehende Erwachsene in feierlicher Steifheit mit Lebensweisheiten zum Abschlusszeugnis erbauen ließen, schnitten Ärzte jetzt den angehenden Erwachsenen Kugeln und Splitter aus dem Fleisch und sägten ihnen Arme

und Beine ab. Heute jedoch sah Wilhelm Damann vom Gang aus, wie die Aula von Verwundeten geräumt wurde. Wer von ihnen nicht in einem Lastwagen oder requirierten Möbelwagen unterkam, für den blieb nur der Platz in einem Pferdefuhrwerk. Als Damann vor die Tür auf die Frauenstraße trat, war diese voller deutscher Soldaten, die alle Richtung Peenebrücke strebten. Gegen diesen Strom kämpften sich Menschen mit Kartons und Taschen, die sie in den geöffneten Magazinen und Depots der Armee mit Lebensmitteln vollgestopft hatten. »Die Auflösung war im Gange.«

Die Wehrmacht machte kein Geheimnis daraus, dass sie die Stadt aufgeben und hinter sich die Brücken nach Westen sprengen würde. Es war die letzte Gelegenheit für alle Zweifler und Schwankenden, sich auf die Flucht zu machen. Andere hatten sich auf diesen Moment längst vorbereitet. Die Spitzen der NSDAP und ihrer Organisationen, der Landrat, Bürgermeister, Gymnasialdirektor, die Vertreter von Behörden und Verwaltung ließen zurück, was sie ohnehin nicht retten wollten. Vom Pelzgeschäft der Marie Dabs zum weitläufigen Marktplatz waren es nur ein paar Schritte.

Ich lief zum Rathaus, um unseren Polizei-Oberst zu sprechen, der mir ja das Versprechen gab. Aber was ich da vor dem Rathaus erleben mußte, war für mich unvorstellbar. Auf einem Lastwagen saß unsere gesamte Polizei und neben dem Wagen stand der Polizei-Oberst, bereit, auf den Wagen zu steigen. Er rief mir zu: »Wollen Sie mit, dann steigen Sie auf!« Ich habe fassungslos dagestanden, keines Wortes mehr mächtig.

Ohne die Kinder – niemals! So musste Marie Dabs dem Wagen hinterhersehen und damit ihrer letzten Hoffnung, Demmin rechtzeitig zu verlassen. Zwei Dinge brachen in diesem Augenblick über sie herein. Da war der Verrat des Polizeiobersten, auf dessen Versprechungen sie bis zum Schluss blindlings vertraut hatte. »Unvorstellbar« war dieser Bruch deshalb, weil ja nicht nur der Polizeioberst auf den Lastwagen sprang, sondern auch die anderen Polizisten ihrer Heimatstadt, die sie beschwätzt hatten zu bleiben. Sie dachte auch an jenen hohen SS-Offizier, dessen Frau und Kind bei ihr wohnen durften, der gelegentlich von irgendwoher bei ihnen zum Abendessen hereingeschneit war, der wenig sagte, aber vieles wusste, und der mitsamt seiner Frau eines Tages weg war. Und dann war da der General der Wehrmacht, der die ganze Ordensauslage leergekauft und ihr geschworen hatte: »über die Oder kommen die Russen nicht!« Ihn hatte sie nie wieder zu sehen bekommen. Und all die Leute aus der Partei, Ottos Jungvolkführer, der Ortsgruppenleiter, hatten Hoffnung verbreitet, hatten

von Flucht nichts wissen wollen und waren doch selber geflohen.

Schlimmer als der Verrat dieser Leute aber war, dass sie, Marie Dabs, ihnen allen eher hatte glauben wollen als sich selbst. »Ich ahnungsloser Mensch.« Ihre leichtgläubige Dummheit, ihr kraftloses Abwarten erschreckten sie selbst. Obwohl sie gespürt hatte, was um sie herum geschah und dass es ums Leben ging, hatte sie sich immer wieder beschwichtigen lassen und die Wahrheit vor ihrer Ladentür gelassen. Bis es zu spät war. Von da ab durchzieht der Vorwurf, vor sich und ihren Kindern versagt zu haben, ihren Bericht als wiederkehrendes Motiv. »Warum tat ich es nicht? Warum bin ich nicht abgefahren, als Hansens mir das Telegramm schickten? Ich habe alles verkehrt gemacht, und das grausige Schicksal nahm seinen Lauf.«

Bestürzt ging sie zurück ins Pelzgeschäft und rief die Kinder zu sich. Gemeinsam packten sie ihr Fluchtgepäck. Ein Handkoffer mit Lebensmitteln, Kognak, Zigaretten als Tauschware. Ein größerer Koffer für bessere Kleidung, ein Daunenbett und die beiden Fotoalben der Kinder. Wertsachen, die sie nicht mitnehmen konnten, die Orden und Ehrenzeichen aus dem Geschäft, versteckten sie im Keller. Dann verteilten sie ihre Sachen auf den Gepäckträgern der Fahrräder. Auch jetzt vergaß Marie Dabs nicht, dass sie die Frau des Pelzhändlers war. »Ich hatte mein dunkelgraues Kostüm und eine rotweiße Hemdbluse und ein Paar derbe Schuhe an und meine beiden Pelzmäntel über dem Arm.« Ein letzter Blick in die vertrauten Räume, die weißlackierten Ladenschränke, die Kleiderstangen mit den Oberhemden, Krawatten und Mützen. Der Pelzraum mit dem weißen Schrank, darin die Pelzmäntel und Muffs.

Im Moment des Aufbruchs rannte ihnen die jüngste Tochter von Herrn Feindt entgegen, dem Kinobetreiber aus der Nachbarschaft. Ihr Vater hatte nach einem Herzanfall im Sterben gelegen. Keiner hatte ihm helfen können. Frau Feindt und die drei Töchter ließen den Toten schließlich in der Wohnung zurück und flohen Richtung Kummerower See. Währenddessen schoben Marie, Nanni und Otto Dabs ihre Fahrräder im Strom der Flüchtenden und Soldaten über die Kahldenbrücke am Hafen.

Am selben Tag notierte Gustav Skibbe in sein Kriegstagebuch, dass seine Einheit den Standort aufgeben würde. Kein Endkampf in Demmin. Die Wehrmacht räumte sämtliche Positionen. Skibbe bekam zu seiner Freude ein zusätzliches DKW-Fahrzeug, »zwecks Absetzung«. Nach einer Nacht ohne

Schlaf fuhr er zum Heeresverpflegungslager, wo die Liquidierung des Stützpunktes in vollem Gange war. Überall aufgebrochene und leergeräumte Kisten. Fleisch. Zigarren. Schnaps. Soldaten und Zivilisten schleppten Säcke mit Kartoffeln und stangenweise Zigaretten davon, blafften und brüllten sich an, rissen sich die Beute aus den Händen und droschen aufeinander ein. »Mord. Totschlag.« Skibbe packte, was er kriegen konnte für sich und seine Leute. Kein geordneter Rückzug, sondern »fluchtartiges Absetzen«. Die ersten Tiefflieger, die ersten Toten. So kam der Krieg schließlich doch nach Demmin. Es war der 29. April.

Muttis Geburtstag. Welche schwermütigen Gedanken schweifen hinaus. Unser Büro wird geräumt unter Fliegerbeschuß, Tiefflieger, verschiedene Tote unter den Flüchtlingen. Hochbetrieb, eine Armee flutet zurück, ein grausiges Schauspiel. Nachts Verlagerung nach der Hafnbrücke, niemand soll heraus aus Demmin.

Die kampflose Räumung der Stadt hatte ihren Preis. Die Menschen wurden schutzlos dem Feind übergeben. Kein Bewohner, kein Flüchtling sollte mehr die Stadt nach Westen verlassen, um das Heer auf seinem Rückzug nicht zu behindern. Die Soldaten begannen ihren Rückzug über die Peene. Anschließend wollten sie die Brücken in die Luft sprengen.

Irene Bröker und ihre Gefährten hatten sich für ihre Fluchtpause den schlechtesten Moment ausgesucht. Der Erholungstag in der verlassenen Villa am Friedhof, in der sie sich eingerichtet hatten, wäre ihnen beinahe zum Verhängnis geworden. Häuserkontrolle durch die Waffen-SS, Suche nach Männern, Drückebergern, Verrätern. Dr. P. gelang es im letzten Moment, sich unter dem Bett zu verstecken. Die »Kettenhunde« mit dem großen Metallschild auf der Brust sahen sich nur flüchtig um.

Das Telefon ging plötzlich im Hause nicht mehr. Es war merkwürdig still geworden. Wir wollten weiterziehen und hofften, daß nach der Häuserkontrolle niemand mehr auftauchen würde, der uns in die Gräben schicken konnte, die rund um die Stadt angelegt waren.

Gerade als sie ihre Koffer wieder in das Auto stopften, kamen ein paar Frauen vorbei und erzählten, dass die SS die Brücken gesperrt habe. Jetzt spürte Irene Bröker auf einmal die Kälte im Magen. Sie verfluchte die Militärs, dass sie die Hauptstraßen nach Westen für ihr Kriegsgerät reserviert hatten. So hatten sie hinter Stettin auf verstopften Nebenwegen schräg nach Norden in Richtung Ostsee ziehen müssen. Wären sie geradeaus nach Westen gefahren, so glaubte sie, hätten sie heute schon in Mecklenburg

sein können, wo sie die Engländer vermuteten. In Sicherheit. »Wir aber saßen Ende April wie in einer Falle in Demmin fest.«

Demmin, das »Dreistromland«. Die Stadt drängt sich wie eine Halbinsel an das Ostufer der Peene, die sich hier zu einer Schleife ausbeult. Sie kommt von den Hügeln der Mecklenburgischen Schweiz und schlängelt und windet sich noch weitere fünfzig Kilometer durch die Vorpommersche Ebene bis zur Ostsee. Die Peene ist keine reißende Wilde. Ihr Ufer liegt in Demmin kaum zwei Meter über dem Meeresspiegel. Ihr Gefälle ist sacht, ihr Fließen träge. Bei anhaltend starkem Ostwind gibt sie irgendwann nach und strömt bergauf. Aus der Luft betrachtet, umfasst die Peene in einem halbkreisförmigen, schwarzgrünen Bogen die Demminer Altstadt, die darüber auf einer kleinen Anhöhe liegt. Der Marktplatz mit dem freistehenden Rathaus in der Mitte, die stolze Backsteinkirche St. Bartholomaei, das Luisentor mit seinem Treppengiebel. Im Verlauf dieses Bogens münden zwei Zuflüsse in die Peene, von links die Trebel, von rechts die Tollense, beide ebenfalls stark mäandernde Flösschen. In und um Demmin bilden Peene, Trebel und Tollense ein schwer überschaubares Netz von Seitenarmen und Torfkanälen, Becken und Gräben, Teichen und Sumpfwiesen. Seiner Lage an diesem Drei-Flüsse-Kreuz mit Wasserstraße zur Ostsee verdankte die Kreisstadt einmal eine gewisse Bedeutung als Seehafen. Die Lagerspeicher aus Rotklinker können es mit dem Kirchturm aufnehmen.



2 – Demmin von der Peene aus

Demmin, Dreistromland, Ende April 1945. 15000 Einwohner. Einige tausend Flüchtlinge. Die Brücken von den eigenen Soldaten abgesperrt, zur Sprengung bereit. Aus der Luft betrachtet, schnitt das schwarzgrüne Band der Peene die Fluchtwege nach Westen ab. Aus der Luft betrachtet, war zu erkennen: Sie saßen alle in der Falle.

Seit dem 25. April war die 65. Armee der Zweiten Weißrussischen Front von Stettin aus unterwegs auf ihrer letzten Etappe durch Vorpommern und Mecklenburg-Strelitz bis zur Demarkationslinie zu den Westalliierten. Ihr Auftrag lautete, innerhalb von 14 Tagen das deutsche Territorium nördlich von Berlin bis zur Linie Demmin–Malchin–Waren zu erobern. Dabei trafen sie auf die dahinschmelzenden Reste des XXXII. Armeekorps, eine zu großen Teilen aufgeriebene Division flämischer SS-Legionäre und ein paar Volkssturmeinheiten von erbärmlicher Gestalt. Diese Streitkräfte waren zwar längst nicht mehr in der Verfassung, die sowjetischen Panzer und Einheiten zurückzuschlagen, doch sie verwickelten sie immer wieder in Gefechte und brachten ihnen spürbare Verluste bei, sodass die sowjetischen Soldaten keinerlei Anlass hatten, das Kämpfen und Töten etwa als beendet anzusehen. Sie verschärften sogar noch einmal das Tempo ihres Vormarsches, um den sich zurückziehenden Deutschen nicht den Atem zu

lassen, an der Küste der Ostsee nochmals eine Verteidigungslinie aufzuziehen.

So rollten ihre schweren Panzer und Schützenpanzerwagen zügig in Richtung Nordwesten, über die Landstraßen und Wiesen, die wegen der vielen Bäche und Kanäle schwer zu befahren waren. Sie kamen durch kleine und kleinste vorpommersche Ortschaften. Altentreptow. Letzin. Alt Teterin. Hohenmocker. Dort, im Ortsteil Sternfeld, verbrachte die vorderste Brigade die Nacht. Am nächsten Tag sollten die Rotarmisten Demmin einnehmen und dem Feind unverzüglich weiter Richtung Nordwesten nachjagen. So lautete ihre Aufgabe am Morgen des 30. April.

Krieg ohne Grenzen

Die sowjetischen Soldaten kämpften bis zu diesem Moment seit drei Jahren und zehn Monaten, genauer seit 1409 Tagen in einem Krieg, den ihnen das nationalsozialistische Deutschland am 22. Juni 1941 aufgezwungen hatte. Der ganze Ostfeldzug war unter der Losung »Kreuzzug gegen den Bolschewismus« von vornherein konzipiert als Vernichtungskrieg gegen eine minderwertige Rasse, nämlich den sowjetischen Untermenschen. Noch ehe der erste Schuss fiel, hatte die deutsche Führung eine Reihe von völkerrechtsrechtswidrigen Weisungen an die Truppe ausgegeben, die Verbrechen gegen gegnerische Soldaten, Gefangene und Zivilisten nicht nur grundsätzlich förderten, sondern sogar forderten. Schon deshalb wurde dieser Kampf von Anfang an auf beiden Seiten mit einem Ausmaß an Brutalität und Erbarmungslosigkeit geführt, das in der Geschichte kein Vorbild kannte. Hinter der bis zu 1600 Kilometer langen Frontlinie betrieben die Einheiten der SS währenddessen planmäßige Mordaktionen und die industrielle Vernichtung von erklärten »Volksfeinden«. Mit Beginn des Rückzugs 1943 fackelten schließlich im Rahmen des »Verbrannte Erde«-Befehls die Soldaten der deutschen Wehrmacht im Osten tausende Städte, Dörfer und Felder nieder.

Vom ersten Tag an forderte der Russlandfeldzug beispiellose Verluste. Waren dies auf deutscher Seite im Durchschnitt täglich rund 2100 Tote, so starben demgegenüber Tag für Tag mehr als 14100 Sowjets. Getötete Soldaten, verhungerte Kriegsgefangene, ermordete Zivilisten. Bis Ende April 1945 waren mindestens 20 Millionen Menschen sowjetischer Nationalität umgekommen. Von der Hand jener Deutschen, deren Städte und Dörfer die Rotarmisten nun ihrerseits überrollten. Solche Zahlen waren diesen wohl kaum geläufig, aber jedem Einzelnen von ihnen war klar geworden, dass die Deutschen aufgebrochen waren, um ihn entweder als Sklaven in ein Lager oder als Leiche in eine Grube zu werfen. Jeder von ihnen hatte Anlass zu Rache und Vergeltung, zu Hass- und Triumphgefühlen. Viele hatten Angehörige, Familie, Kinder und Freunde verloren und waren zudem seit 1941 ununterbrochen im Einsatz ohne einen Tag Urlaub. Nach 1409 Tagen Vernichtungskrieg waren sie an der Schwelle des Sieges angelangt. »Die Zeit ist gekommen, die faschistische Bestie endgültig zu vernichten, damit sie niemals mehr unsere Heimat mit einem neuen Krieg bedrohen kann.«

Zweihundert Kilometer südlich von Demmin sahen die Soldaten von der Ersten Weißrussischen Front am 30. April dieses Ziel buchstäblich vor ihren Augen. Sie begannen an diesem Morgen in Berlin den Sturm auf den Reichstag, auf dem die sowjetischen Kommandeure rechtzeitig zur Moskauer Siegesparade am 1. Mai die rote Fahne mit Hammer und Sichel flattern sehen wollten. Panzer, Sturmgeschütze, Haubitzen und Raketenwerfer feuerten ununterbrochen ihre Salven auf den Reichstag und in das Regierungsviertel, in dem sich noch an die 10000 versprengte Menschen zusammendrängten. Das war es, was in der Herzkammer des Dritten Reiches von seiner Elite übrig geblieben war. Ein wild gemischter Haufen von zu allem entschlossenen Verteidigern und verzweifelten Hilfstruppen, von Waffen-SS-Männern, Hitlerjungen und Volkssturmluten, Regierungsbeamten und Parteivertretern. In einem Bunker tief unter der Reichskanzlei bereitete sich inzwischen der Führer und Reichskanzler Adolf Hitler mit seinem Hofstaat auf seine eigene Weise auf den letzten Akt vor.

In der Nacht zuvor hatte er mit Blick auf die Nachwelt seiner Sekretärin ein politisches und ein privates Testament diktiert. Darin brachte er seine Sicht der Welt zu Papier, wie er sie während der vergangenen Jahre in endlos kreisenden Monologen wieder und wieder seiner Umgebung auseinandergesetzt hatte. Sein Ringen um den Frieden. Die Schuld des internationalen Judentums an Krieg und Zerstörung. Der Verrat der eigenen Leute. Dann kam er auf das bevorstehende Ende seines Reiches zu sprechen, und hier mischte sich in seine Hymne der Rechtfertigung die Angst vor der Rache des Gegners.

Ausserdem will ich nicht Feinden in die Hände fallen, die zur Erlustigung ihrer verhetzten Massen ein neues, von Juden arrangiertes Schauspiel benötigen. Ich hatte mich daher entschlossen, in Berlin zu bleiben und dort aus freien Stücken in dem Augenblick den Tod zu wählen, in dem ich glaube, dass der Sitz des Führers und Kanzlers selbst nicht mehr gehalten werden kann.

Den alliierten Gegnern Auge in Auge gegenüberzutreten, mit ihnen über einen Waffenstillstand zu verhandeln, womöglich eine Kapitulation zu unterzeichnen, das alles war für Hitler unvorstellbar. Sich gar den siegreichen Sowjets auszuliefern war schlimmstmögliche Schmach und furchterregende Strafe zugleich. Ebenso wenig kam infrage, dass er sich aus dem brennenden Berlin absetzte, um im Süden oder Westen Deutschlands in eine wie auch immer geartete Gefangenschaft zu gehen. Niemals hätte ihn

der Gedanke gestreift, sich für seine zwölf Jahre als Führer und Kriegsherr des Deutschen Reiches vor einem Gericht, vor den Alliierten, vor der Welt oder vor den Deutschen selbst zu verantworten. Noch weniger kam ihm in den Sinn, sich seinem eigenen Gewissen zu stellen.

Ihm blieb der Selbstmord. Eine Alternative konnte es nach diesem Leben zwischen tiefer Erniedrigung und äußerster Machtentfaltung nicht geben. Nicht wenige hatten ihm diesen Schritt seit langem vorhergesagt. »Der potentielle Selbstmörder par excellence«, so hatte ihn einer, der vor ihm geflohen war, schon Jahre zuvor eingeschätzt. Keiner wusste das besser als Hitler selbst, der sich für den Fall, dass seine Pläne scheitern sollten, konkret mit Selbstmordfantasien und -techniken beschäftigt und dies auch gelegentlich kundgetan hatte. Nach seinem Scheitern konnte es kein Weiter geben. Nicht für ihn, aber auch nicht für sein Volk, denn dieser Untergang musste total sein. So schloss er sein politisches Testament mit dem Aufruf, weiterzukämpfen in dem Bewusstsein, »dass die Übergabe einer Landschaft oder einer Stadt unmöglich ist«. Sein eigener Selbstmord bedingte für Hitler die Vernichtung Deutschlands. Je länger er das Erste herauszögerte, desto näher kam er dem Zweiten.

Über kaum eine historische Abschiedsvorstellung ist so viel berichtet worden wie über die Geschehnisse am 30. April 1945 im Führerbunker, jenen dreißig Räumen über zwei Ebenen in fünf Meter Tiefe. Über sämtlichen Erinnerungen des Telefonisten, der Sekretärin, des Adjutanten, des Chauffeurs, des Kammerdieners, des Berlin-Befehlshabers, des Kapitänleutnants, des Reichsjugendführers, des Oberwachtmeisters schwebt der Widerspruch eines epochalen Ereignisses, nämlich dem Verglühen des Tausendjährigen Reiches in der Kulisse eines engen, feuchtklamm Bunkers, dessen Atmosphäre dem bombastischen Charakter des Regimes Hohn sprach. Die Zimmer waren vollgestellt mit einem wahllosen Arrangement an Tischchen, Sesseln und schmalen Sofas. Der Versuch, die grauen, kalten Bunkerwände mit Korbsesseln und buntem Teppich zu beleben, steigerte die bedrückende Stimmung, die aber gipfelte in einem übergroßen Ölgemälde Friedrichs des Großen, der mit seinem traurigen Blick das kleine Arbeitszimmer des Führers vollkommen beherrschte.

Adolf Hitler hatte sich aufgegeben. Der Rücken gebeugt, das Gesicht fahlgelb, der Blick getrübt, der Arm zitternd, der ganze Mensch in sich zusammengefallen. Trotzdem war er noch immer das zentrale Kraftfeld der

wenigen Quadratmeter unbesetzten Deutschen Reiches. In den frühen Morgenstunden des 30. April, kurz nach Mitternacht, begann er ein ausgedehntes Abschiedszeremoniell, indem er Dutzenden von Bediensteten und Wachmännern, Krankenschwestern und Ärzten per Handschlag seinen Dank aussprach. Mancher antwortete noch mit den tausendfach hergebeteten Phrasen von Treue, Endsieg und Heil. Gegen sieben Uhr hörte er den letzten Lagebericht des Berliner Stadtkommandanten, der den Fall der Stadt binnen 24 Stunden unausweichlich kommen sah. Während das Feuer der sowjetischen Artillerie immer neue Detonationswellen durch den Bunker jagte, besprach er sich mit seinem persönlichen Adjutanten.

Ich möchte nicht, daß meine Leiche von den Russen in einem Panoptikum ausgestellt wird. Günsche, ich verpflichte Sie noch einmal ausdrücklich, unter allen Umständen dafür zu sorgen, daß so etwas nicht geschehen kann.

Ein herrlicher Frühlingstag begann am 30. April zweihundert Kilometer weiter nördlich in Vorpommern. Sonnig, strahlend und frisch. Die Männer der deutschen Wehrmacht kümmerten sich nur um ihren eigenen Rückzug. Die Lazarette waren evakuiert, Depots und Lager geräumt oder geplündert. Die Soldaten, die noch nicht abmarschiert waren, standen größtenteils jenseits der Altstadt am Westufer der Peene. »Nachts nicht geschlafen – die wievielte Nacht jetzt schon?« Nun bekam Gustav Skibbe zu spüren, wie ihm die Front auf den Leib rückte. Sie kam als ein ungeheures Energiefeld auf ihn zu, als eine finstere Welle von Druck und Lärm.

Nach der Ruhe der letzten Wochen war seine Einheit vor zwei Tagen mit dem Befehl zum Stellungswechsel schlagartig in Betriebsamkeit versetzt worden, mit Kommen und Gehen und Laufen und Schreien. Skibbe war froh um jeden Auftrag, den er mit seinem neuen DKW erledigen konnte.

Bei Tagesanbruch rollte er über die Landstraße. Er querte die Peene über die Meyenkrebsbrücke am nördlichen Stadtrand und fuhr ein paar Kilometer die Torfkanäle und Sumpfwiesen des Trebeltals entlang. Vorbei an ein paar Gehöften, an gedrunghenen Häusern. Vorbei an der Dorfkirche von Wotenick bis zum Örtchen Nossendorf. Was für eine Erleichterung, nach dem Geruch von Panik und Verzweiflung, der sich in Demmin verbreitet hatte, die Nase in den Fahrtwind zu halten. In Nossendorf bunkerte er Sprit für die bevorstehende Absetzung Richtung Dargun und Rostock. Keiner konnte sagen, wohin es am Ende gehen würde. Ziele gab es nicht mehr, nur

Fluchtpunkte. Doch um die Hauptausfallstraße nach Westen zu erreichen, musste er zuvor den ganzen Weg zurück. Über die beiden Brücken, die gerade zur Sprengung eingerichtet wurden.

War Demmin in den Wochen zuvor mehr und mehr mit Menschen vollgelaufen, so leerte sich nun die Altstadt wie auf einen allgemeinen Befehl. Ursula Strohschein beobachtete es mit wachsendem Unbehagen. »Zur gleichen Zeit verließen viele, viele zu Fuß, mit und ohne Handwagen oder mit den rar gewordenen Autos die Stadt über die Kahldenbrücke.« An die verbliebenen Bewohner teilten ein paar Soldaten im Magazin noch Konservenbüchsen aus, ehe sie über die Kahldenbrücke davonmarschierten. Jeder sah zu, wie er nachhause kam. Die Straßen waren bald verlassen. Keine Soldaten mehr, wenige Flüchtlinge, auch kaum mehr Demminer.

Ursula stand mit den anderen Bewohnern ihres Hauses unschlüssig und in dumpfer Erwartung auf dem Hof herum. Ihnen wurde klar, dass ihnen niemand beistehen würde. Es wirkte nicht beruhigend, dass selbst die russischen und polnischen Zwangsarbeiterinnen, die in einem Hofgebäude gegenüber in der Luisenstraße untergebracht waren, ebenso viel Angst vor den russischen Soldaten hatten wie sie selber. Draußen auf der Straße konnte Ursula niemanden sehen. Ihr Blick streifte über die Fassaden der Häuser. Sie fragte sich, ob sie wohl alle leer waren. In der Baustraße um die Ecke war keiner mehr außer im Pfarrhaus der evangelischen Gemeinde. Drüben bei den alten Kessels sah sie ein weißes Bettlaken aus dem Fenster hängen.

Unser Nachbar Stoldt, langjähriger Stadtrat und zuletzt stellvertretender Bürgermeister unserer Stadt, verabschiedete sich mit seiner Frau von uns. Mir kofferbepackten Fahrrädern wollten sie Richtung Westen. »Haben Sie bitte ein Auge auf unsere Wohnung«, bat er noch.

Die Sonne stand am klaren Himmel. Die deutschen Verbände, darunter auch die SS, hatten die Innenstadt verlassen. Die angekündigten Volkssturmeinheiten ließen sich nirgendwo blicken. Der Verkehr war zum Erliegen gekommen. Nur aus der Ferne drang ein mahlendes, rasselndes Geräusch herüber, darunter lag ein tieferes Grollen. Für die Dagebliebenen gab es nichts mehr zu tun als zu warten. Die Zeit nach der zwölfjährigen Herrschaft Adolf Hitlers begann in Demmin mit einem kurzen Stillstehen der Welt. Wer noch in der Stadt war, hatte Zeit, sich zu fragen, ob es klug gewesen war, zu bleiben.

Im Geschäft für Pelze und Herrenartikel herrschte an diesem Morgen

Betriebsamkeit. Marie Dabs war tags zuvor mit den Kindern und ihrer Angestellten Martha bis zum Gutshof einer Freundin im Stadtteil Deven am westlichen Ufer der Peene gelaufen. Als sie ankamen, war das Gut voller deutscher Soldaten, die ihr angeboten hatten, ihre beiden Kinder, »Nanni, blond, 19 Jahre, Otto, 15 Jahre«, mitzunehmen. Wieder ließ sie die Gelegenheit verstreichen. »Hätte ich das doch nur getan! Aber sollte ich sie in die Ungewißheit mitgeben?« Nach einer ruhigen Nacht im Stroh des Gutskellers fasste sie wieder Mut. Sie und Nanni schlugen sich gegen den Strom von Soldaten und Flüchtlingen durch bis zur Hafenbrücke. Dahinter erwartete sie beklemmende Leere. Sie gingen über das Pflaster der ausgestorbenen Altstadt. In der Nacht hatte Marie Dabs den Plan gefasst, ihre Wohnung gegen Beschuss sicher zu machen. Sie nahmen die großen Gemälde von den Wänden und stellten sie hinter die Sofas. Die Teppiche rollten sie auf. Wasser gab es schon nicht mehr, aus der Ferne drang Geschützdonner an ihre Ohren. Da bekamen sie es mit der Angst. Jetzt nur noch weg.

Nanni ließ ihr Rad an einer Hauswand stehen, nahm mich an die Hand und sagte nur immer: »Komm schnell, schnell!« Und als wir so eben die Kahldenbrücke, über die wir hinweg mußten, passiert hatten, wurde sie gesprengt, ebenso die zweite Peenebrücke und die Tollensebrücke. Das war das schreckliche Verhängnis für unsere so geliebte und schöne Stadt Demmin.

Drei massive Detonationen zerrissen die Stille und setzten dem Frieden in der Stadt ein Ende. Bis weit in die Dörfer ringsum waren diese ersten Explosionen des Tages zu hören. Gleichzeitig kam das Mahlen und Rasseln der sowjetischen Panzer näher, die zum südlichen und östlichen Stadtrand vorrückten. Für die Menschen waren diese Explosionen das Signal, sich in die Keller zu verkriechen. Manche schleppte noch einen Koffer mit Wechselkleidung, Ausweisen, Wertsachen und einem kleinen Vorrat nach unten, als könnten sie sich unter der Erde dem Geschehen entziehen. Alle rechneten mit schweren Kämpfen.

In den Kellern der Stadt sammelten sich im Halbdunkel Notgemeinschaften, die das Kriegsende zusammengewürfelt hatte. Kinder und Mütter, Tanten und Großeltern, junge Frauen und alte Männer. Zu den Familien stießen Freunde und Verwandte, deren Häuser keine Keller hatten. Dazu kamen die Flüchtlinge aus dem Osten, die die NSDAP in Demminer Heimen einquartiert hatte. Im Lagerkeller der Familie Strohschein hinter

dem Luisentor saßen ein paar der Zwangsarbeiterinnen vom Hofgebäude gegenüber. Mancherorts drängten sich zwanzig oder mehr Personen, die sich untereinander kaum kannten. Die jüngeren Frauen hätten vieles drum gegeben, unsichtbar zu werden, aber ihnen blieb nur die Maskerade, deren Kenntnis mit den Geschichten über den sowjetischen Vormarsch zu ihnen gelangt war. Sie beschmierten ihre Gesichter mit Ruß, malten sich mit verkohlten Holzstäbchen Krähenfüße und Falten um die Augen, umwickelten ihre Gesichter mit zerschlissenen Kopftüchern. Alt, hässlich, unscheinbar, wenn schon nicht unsichtbar. Manche hielten ein Kind auf dem Schoß.

Aber nicht alle Demminer verkrochen sich unter der Erde. Einige hatten beschlossen, der Einnahme der Stadt und dem Ende ihrer Welt zuvorzukommen. Der 27-jährige Haupttruppführer beim Reichsarbeitsdienst Lothar Büchner war schon tot, noch ehe russische Soldaten zu seinem Haus in der Jahnstraße vordringen konnten. Er hatte sich erhängt, genauso wie seine Ehefrau und deren Schwester, Mutter und Großmutter. Zuvor jedoch muss er oder eine der Frauen es auf sich genommen haben, dem dreijährigen Kind Georg-Peter die Schlinge um den Hals zu legen. Ähnliches geschah im Haus des 71 Jahre alten Geschäftsführers der Allgemeinen Ortskrankenkasse Bewersdorff. Bevor er, seine Frau und die erwachsene Tochter sich erhängten, starben auf dieselbe Weise die beiden Enkelkinder, zwei und neun Jahre alt. Die junge Frau des Wehrmachtoberleutnants war alleine mit ihrem Kind, das drei Jahre alt war. Irgendwie brachte sie den Willen auf, dem Jungen einen Strick um den Hals zu schlingen und ihn daran aufzuhängen, bevor sie mit sich dasselbe tat. Erhängt haben sich in diesen Stunden noch ein alter Polizist und seine Frau. Erhängt hat sich die Ehefrau eines Polizeihauptwachtmeisters. Erhängt haben sich ihre zwei erwachsenen Töchter. Nur die Frau und die Tochter des Gutsbesitzers von Demmin-Waldberg auf der westlichen Peeneseite und ein 47-jähriger Tischler wählten einen anderen Weg. Sie schossen sich in den Kopf.

Diese 21 Selbstmorde – wenn man den Tod der Kinder entsprechend dem juristischen Sprachgebrauch als »erweiterten Selbstmord« gelten lässt – sind in den Sterbebüchern des Demminer Standesamtes verzeichnet. Die plötzliche Häufung unter dem Datum des 30. April 1945 weckt beim Leser die Ahnung, dass sich an diesem Tag noch vor dem Einmarsch der Roten Armee in Demmin Beispielloses in Gang setzte. Die 21 Selbstmorde waren der Auftakt.

Die Augen des Feindes

Im Führerbunker in Berlin verkündete Adolf Hitler um diese Mittagsstunde, dass seine Zeit abgelaufen sei und er am Nachmittag mit seiner Frau Eva, die er tags zuvor geheiratet hatte, Selbstmord begehen werde. »Ich selbst und meine Gattin wählen, um der Schande des Absetzens oder der Kapitulation zu entgehen, den Tod.« Hitler hatte nicht nur oft über sein Ende nachgedacht und über die sicherste Methode, sich umzubringen. Im Bunker hielt ein SS-Arzt einen Vorrat von Messingkapseln mit Blausäure parat. Von deren Wirkung hatte er sich zuvor überzeugen lassen, indem er seine Schäferhündin im Garten der Reichskanzlei vergiften ließ. Es durfte einfach nichts schiefgehen bei diesem letzten Schritt. Unter keinen Umständen wollte der Führer den Sowjets lebend in die Hände fallen. Er hatte das Schicksal seines alten politischen Vorbilds Mussolini vor Augen, der nur zwei Tage zuvor in Italien von seinen Feinden hingerichtet und vor einer aufgebrachten Menschenmenge mitten in Mailand an den Beinen aufgehängt worden war. Neben ihm hing seine Geliebte. Nicht einmal als Leiche durfte er also dem Gegner in die Hände fallen. Hitler wollte, dass nichts von ihm übrig bliebe. »Es ist unser Wille, sofort an der Stelle verbrannt zu werden, an der ich den grössten Teil meiner täglichen Arbeit im Laufe eines zwölfjährigen Dienstes an meinem Volke geleistet habe.«

Im Garten der Reichskanzlei sowie im ganzen Regierungsviertel schlugen pausenlos die Granaten der sowjetischen Artillerie ein. Der Kanonendonner wurde immer heftiger. Ringsherum stürzten Wände und Häuser ein. Die ganze Gegend lag in einem dicken, beißenden Dunst von Rauch und Staub. Sandkörner knirschten zwischen den Zähnen. Hitlers Adjutant und sein Chauffeur beeilten sich, für ihren letzten Auftrag kanisterweise Benzin herbeizuschleppen. Währenddessen setzte sich ihr Führer mit Köchin und Sekretärinnen zum Mittagessen. Anschließend verabschiedete er sich von ihnen und seinen übrigen Getreuen, seinem engen Vertrauten Martin Bormann, von Propagandaminister Joseph Goebbels und seiner Frau Magda, von ein paar hochrangigen Militärs. Ein müder Händedruck, ein paar hingemurmelte Worte. Neben ihm stand seine Frau. Hitler trug seine übliche braune Uniformjacke und eine schwarze Hose.

Während die Männer der Ersten Weißrussischen Front ins Herz von Berlin vorstießen, standen ihre Kameraden von der Zweiten Weißrussischen Front vor Demmin. Am frühen Mittag erreichten die ersten Truppen der 30.

Panzerbrigade den Süden der Stadt bei dem kleinen Ortsteil Vorwerk, den die Tollense von der Altstadt trennt. Es war eine Streitmacht von 17 schweren Panzern vom Typ IS-122, dazu kamen zahlreiche Schützenpanzerwagen und Selbstfahrlafetten, begleitet von etwa 400 Infanteriesoldaten. Auf den zwanzig Kilometern bis Demmin hatten sie an diesem Tag 805 Gefangen gemacht, 120 Autos und zehn Motorräder erbeutet. Eine Stellung von drei deutschen Flakkanonen, die die gewaltigen Stahlkolosse aufhalten sollte, wurde zusammengeschoßen. Die toten Soldaten mit den Kindergesichtern lagen noch Tage später am Straßenrand. Gegen Mittag stauten sich die Panzer am Tollense-Flüsschen, dessen Brücke gesprengt worden war. Sowjetische Pioniere begannen mit dem Bau einer Behelfsbrücke über das keine zwanzig Meter breite Gewässer.

Wenig später stießen die Sowjets auch von Osten über die Reichsstraße Nr. 110 her zwischen den Alleebäumen der Jarmener Chaussee in Richtung Stadtmitte vor. Dort am Stadtrand, in der verlassenen Villa beim Friedhof, wussten Irene Bröker mit dem kleinen Holger, Dr. P. und seine Frau seit dem Morgen, dass ihre Flucht gescheitert war und sie der Vormarsch der Sowjets überrollen würde. »Wir vernahmen aus der Ferne wüstes Geschrei und Schüsse.« Sie durchsuchten Keller und Dachboden vergeblich nach Verstecken. Draußen im Garten stieß Irene unter einem Komposthaufen auf einen ins Erdreich gemauerten Unterstand. Ein schmaler Eingang, verdeckt durch das Grün einer Himbeerhecke.

Als wir Detonationen hörten und später Gewehrfeuer, war allen klar, daß die russische Armee uns eingeholt hatte. Mit einer Decke flüchteten wir zu viert in das Kompostloch. Ich sah im Nachbargarten Beine von Soldaten. Mein Herz hörte ich in den Ohren klopfen.

Sie saß am Anfang des Ganges, eingehüllt vom scharfen Geruch der Gülle und dem Brüllen einer vorrückenden Armee. Der zweijährige Holger, verschreckt durch den Krach und das Flüstern seiner Mutter, machte sich lautstark bemerkbar. Irene sah einen Soldatenstiefel, der vor ihren Augen die Zweige niedertrat. Sie hörte einen Schuss, der dicht neben ihrem Hals ins Erdreich fuhr. Ein einzelner Sowjetsoldat, älteres breites Bauerngesicht, grau-grimmig und zerfurcht, trieb sie mit vorgehaltenem Gewehr aus ihrem Loch. Irene Brökers Flucht vor den Russen war zu Ende. Der Soldat brachte sie zurück in die Villa. In stotterndem Deutsch erklärte er ihr, dass er im Ersten Weltkrieg in deutscher Kriegsgefangenschaft gewesen sei. Immer wieder tauchte er später bei ihnen auf und kümmerte sich um den kleinen

Jungen.

Er aber meinte, daß nicht alle Soldaten gut wären, es kämen noch viele und wir sollten uns verstecken. Wir sahen über die Stadt hinweg die russischen Flieger ziehen. Die Stadtmitte war in dichten Rauch gehüllt. Es brannte überall. Als ich aus dem Bodenfenster sah, konnte ich die hoch lodernnden Flammen erkennen.

Gerade noch rechtzeitig war es Gustav Skibbe nach seinem Ausflug nach Nossendorf gelungen, mit dem Benzin im Gepäck und dem Herzschlag im Hals auf das Westufer der Peene zu entweichen, ehe seine Kameraden die Brücken gesprengt hatten. In seinem Kriegstagebuch rutschte Skibbes ansonsten sorgfältige Handschrift an dieser Stelle aus den Zeilen, als spürte er dem heißen Kriegshauch nach, der ihn über die Peene hinweg gestreift hatte.

Als wir wieder zur Hafnbrücke kamen, war der Russe vor der Tollensebrücke aus da!
Beschuß in Stadt gleichzeitig von Tutow aus. Fluchtartiges absetzen ... bis Gnoien.

Es bleibt seine letzte Eintragung zu Demmin. Gustav Skibbe sah die Stadt niemals wieder.

Nachdem Wehrmacht und SS aus militärischem Kalkül heraus Demmin den Endkampf erspart hatten, fassten ein paar Bewohner den Mut, sich über die Drohungen der Fanatiker hinwegzusetzen. Weiße Fahnen, hastig zurechtgemacht aus Stangen, Bettlaken und Handtüchern, hingen aus einigen Fenstern. Eine wehte weithin sichtbar auf dem Kirchturm von St. Bartholomaei. Im Haus des evangelischen Pfarrers Buske war das Betttuch im Giebelfenster befestigt. Gestern noch hatten sich Maria Buske und ihr Vater auf Händen und Knien mit Haushaltswerkzeugen abgemüht, die eisernen Gitterstäbe herauszustemmen, mit denen ihre Kellerfenster gesichert waren. Schließlich war es ihnen gelungen, einen Fluchtweg freizubrechen. Doch jetzt, wo die Brücken gesprengt waren, gab es keinen Ort zum Fliehen mehr.

Maria Buske und ihre beiden Söhne warteten seit Kriegsbeginn auf den Ehemann und Vater, der als Soldat eingezogen war. Sie selbst arbeitete beim Roten Kreuz. Das Pfarrhaus hob sich von den übrigen zweistöckigen Wohnhäusern in der Baustraße wegen seines markanten Giebels ab. In diesen letzten Tagen war es zu einer Fluchtburg geworden, in der sich 18 Personen, darunter eine Stettiner Flüchtlingsfamilie mit sieben Kindern, in den dreieinhalb Zimmern der Privatwohnung des Pfarrers drängten. Ihren

Versuch, die Stadt im letzten Augenblick zu verlassen, hatte die Familie Buske aufgegeben, denn es gab kein Durchkommen mehr.

Wir jungen Frauen saßen mit den Kindern im Keller. Meine Eltern gingen gegen etwaige Splittergefahr und um da zu sein, wenn wir verschüttet werden sollten, in die Garage am Ende des Gartens. Wir waren die einzigen zurückgebliebenen Hausbewohner in unserem Straßenabschnitt. Die anderen waren aufs Land geflüchtet, um dem ersten Anprall der Russen entgegen zu können.

Die Schüsse, deren Widerhall bis in ihren Keller drang, kamen aus der Treptower Straße, über die die ersten russischen Panzer von Vorwerk aus nach Demmin einrückten. Es waren weder Wehrmacht noch SS, Volkssturm oder Werwolf, die in den Endkampf zogen, sondern ein einzelner Zivilist. Gerhard Moldenhauer war ein Demminer Studienrat, den sein Lehrerkollege Wilhelm Damann zu Beginn der 30er-Jahre als Gegner Hitlers kennengelernt hatte. In dieser Zeit wohnte Damann in demselben Haus wie Moldenhauer in der Treptower Straße 6.

Er war zu intelligent, um auf den Schwindel des Dritten Reiches hineinzufallen, andererseits war er zu ehrgeizig und zu jung, um beiseite stehen zu können oder zu wollen. Frau Moldenhauer und die drei Kinder, besonders die Mädchen, waren begeistert für Hitler.

Moldenhauer hatte mit dem Machtantritt Hitlers 1933 vor jener Wahl gestanden, vor die sich Millionen Deutsche gestellt sahen: mitmachen und die innere Stimme zum Schweigen bringen oder sich für die eigenen Überzeugungen ins Abseits stellen. An dieser Frage hing die eigene Zukunft, die Harmonie der Familie, und umgekehrt der innere Friede und die Selbstachtung desjenigen, der sich treu geblieben ist. Anders als sein Kollege Damann, der nach der Machtübernahme von den Nationalsozialisten entlassen wurde, hatte Moldenhauer beschlossen, auf die »neue Zeit« zu setzen und sich nicht gegen den Druck der Verhältnisse und die Erwartungen seiner Familie zu stellen. Als er der NSDAP beitrug, öffneten sich ihm die Türen zu einer Laufbahn im Schuldienst des Dritten Reiches.

Am 30. April 1945 gegen Mittag saß die ganze Familie Moldenhauer zunächst im Keller ihres Hauses in der Treptower Straße. Sie hörten, wie die drei Brücken gesprengt wurden. Sie hörten, wie das Grollen und Dröhnen der Panzermotoren immer näher kam. Zu einem bestimmten Zeitpunkt nahm Gerhard Moldenhauer die Waffe, die er bei sich hatte, und erschoss nacheinander seine Frau und seine drei Kinder. Dann machte er sich auf den

Weg nach oben.

Unsere Flurnachbarin, die alte Frau Renter, die in derselben Wohnung bis zu ihrem Tode geblieben ist, hat mir etwas später erzählt, Herr Moldenhauer sei aus dem Keller gekommen: »Ich habe eben meine Frau und meine Kinder erschossen, nun will ich noch ein paar Russen umlegen!«

Vom Fenster seiner Wohnung aus feuerte der Lehrer einige Male auf die sowjetischen Soldaten, die als Voraustruppen über die Treptower Straße einzogen. Das Gefecht war kurz und heftig. Ehe die Soldaten das Haus stürmen konnten, schoss sich Moldenhauer selbst in den Kopf. Als Wilhelm Damann zehn Jahre nach diesen Ereignissen seinen Demmin-Bericht niederschrieb, suchte er nach einer Erklärung für den aussichtslosen Akt seines früheren Kollegen. Dabei führte er weder den Hass auf die Russen oder die Angst vor ihnen auf, noch die Verteidigung Demmins um jeden Preis. Für Damann lagen die Wurzeln tief in Moldenhauers Leben und Vergangenheit. Im Verrat an sich selbst, der ihn im Moment der Niederlage eingeholt hatte. »Seine Tat verstehe ich als die eines Hasardspielers, der auf eine bestimmte Karte alles gesetzt hatte und sah, dass es fehlschlug. Er hat sich wohl auch geschämt.«

Eine kurze Weile später kam es zu einer zweiten Schießerei im Stadtzentrum. Aus den Fenstern einer Jugendherberge heraus, die in den dicken Mauern des Luisentores eingerichtet war, wollten vermutlich Mitglieder der Hitlerjugend ihren Beitrag für den Endsieg leisten. Einige sowjetische Panzergranaten fuhren daraufhin berstend in die Wände des uralten Gebäudes, zu dessen Füßen der Lagerkeller der Familie Strohschein lag.

Gewehrschüsse peitschten, Geschosse wummerten gegen die Ostseite des Luisentores. Wir saßen hinter dem Tor in bangem Erwarten seines Zusammensturzes. Doch diese Zeit währte nicht lange. Das Schießen wurde rasch eingestellt. Nichts rührte sich mehr. Ganz vorsichtig wagten wir uns verängstigt aus dem Keller über den langen Hof. Ich wagte einen Blick durch den Torweg und schreckte augenblicklich zurück.

Da war ein junger Offizier, erdbraune Uniform, der von einem Panjewagen sprang, geradewegs auf sie zurannte, ihr kurz auf die Schulter klopfte und sogleich weiterlief. Ursula Strohschein hatte ihren ersten Russen gesehen. Es war die Begegnung, vor der sie sich alle seit Monaten fürchteten.

Am 23. Oktober 1944 war über die Deutschen die Wirklichkeit dessen

hereingebrochen, worauf sie die nationalsozialistische Propaganda mit ihren Schreckensparolen von den »bolschewistisch-mongolischen Horden« lange eingestimmt hatte. An diesem Tag gelang es den Soldaten der Wehrmacht, den kleinen Ort Nemmersdorf in Ostpreußen von der Roten Armee noch einmal zurückzuerobern. Dort stießen sie auf die Spuren eines Massakers an deutschen Zivilisten, verübt von sowjetischen Soldaten, die nach dreieinhalb Jahren Krieg zum ersten Mal den Boden des Feindes betreten hatten. Die ersten Berichte der beteiligten Wehrmachtssoldaten sprachen von rund zwanzig Toten, von Frauen, Kindern und älteren Menschen. Weitere Fakten blieben zweifelhaft, auch weil der Propaganda-Apparat in Berlin unverzüglich Fotografen und Kameramänner vor Ort schickte, um damit eine große Sensationskampagne zu fahren.

In den folgenden Tagen und Wochen berichteten der *Völkische Beobachter* und andere Parteizeitungen wiederholt über »Das Grauen von Nemmersdorf«. In drastischen Bildstrecken bekamen die Menschen im Reich Großaufnahmen von ermordeten Deutschen zu sehen, denen in den Kopf geschossen worden war, deren Schädel zerquetscht und deren Gesichter bis zur völligen Unkenntlichkeit zerschlagen waren. Sie sahen lange Reihen von toten Kindern und offensichtlich vergewaltigten Frauen, deren Röcke hochgeschoben und deren Unterwäsche weggerissen war. In den Stadtkinos liefen die entsprechenden Wochenschau-Aufnahmen von geplünderten Flüchtlingswagen und verrenkten Kinderkörpern in lehmigen Gruben, von fassungslosen Beobachtern vor aufgereihten Leichen. Nie fehlte die Einstellung mit dem Ortsschild, und so hatte bald fast jeder von Nemmersdorf gehört. Ziel war es, den Deutschen vor Augen zu führen, was sie im Falle einer sowjetischen Invasion zu erwarten hatten. Tatsächlich brannten sich diese Bilder den Menschen in die Köpfe. Dabei fachten sie allerdings nicht so sehr Hass auf die »sowjetischen Bestien« und fanatischen Widerstandsgeist an, sondern versetzten die Zivilbevölkerung in einen Zustand haltloser Furcht. Obwohl sich die politischen Leiter des NS-Regimes bis zuletzt einer Evakuierung verweigerten, setzte sich in Ostpreußen eine Fluchtbewegung in Gang, die drei Monate später zum Massenexodus mit Handwagen und Pferdefuhrwerken anschwell.

Im Januar 1945 begann die Rote Armee ihre Winteroffensive auf Ostpreußen mit Stoßrichtung Berlin. Die Wucht der Vergeltung für die Verbrechen des deutschen Vernichtungskrieges traf diejenigen, die nicht

schnell genug davongekommen waren. Viele Flüchtlingstrecks gerieten zwischen die Fronten oder wurden von den vorrückenden Panzerspitzen der Sowjets eingeholt. Bei ihrem Vormarsch begingen die vom Krieg verhärteten, von der eigenen Propaganda aufgepeitschten und vom Alkohol enthemmten Rotarmisten massenweise Verbrechen. Besonders die deutschen Frauen und Mädchen, von ganz jung bis ganz alt, waren entsetzlichen Misshandlungen und regelrechten Vergewaltigungsorgien ausgesetzt. Bis zu zwei Millionen Frauen, so die Schätzungen, wurden von den Rotarmisten in der gesamten Endphase des Krieges vergewaltigt. Die Zerstörungswut dieser Truppen war so groß, dass sie von den eigenen Armeeführern als Gefahr für die militärischen Operationen eingeschätzt wurde. Als der Befehlshaber der Zweiten Weißrussischen Front aus diesem Grund einen Befehl ausgab, der Plünderung, Gewalt und sinnlose Zerstörung unter harte Strafen stellte, blieb dieser ohne große Wirkung. Was in Ostpreußen begonnen hatte, setzte sich im weiteren Vormarsch der Roten Armee nach Westen fort, in Westpreußen, Schlesien und Pommern. Überall niedergebrannte Häuser, vergewaltigte Frauen, ermordete Zivilisten. Mit den durchziehenden Flüchtlingstrecks verbreitete sich auf dem Weg nach Westen die Ahnung, dass die schrille Propaganda der Nationalsozialisten in diesem Fall richtiggelegen hatte. Auch in Vorpommern hatten die Menschen solche Geschichten im Kopf, als ihnen die ersten Rotarmisten leibhaftig gegenübertraten.

Röhrende Dieselmotoren, Rasseln von Panzerketten auf Kopfsteinpflaster, Stiefelgetrampel im Laufschrift. Am frühen Nachmittag des 30. April war das Gefecht um Demmin nach zwei kurzen Schusswechseln beendet und die Stadt von sowjetischen Truppen besetzt. Es gab keinen Zweifel mehr, wer die Herrschaft übernommen hatte. Die beiden Panzerbrigaden der 65. Armee, die Demmin erobert hatten, sollten nun die deutschen Truppen in hohem Tempo auf ihrem Weg nach Rostock weiter verfolgen. Doch an den zerstörten Brücken bei Meyenkrebs und im Hafen endete ihr Vorstoß. Die stille Peene mit ihren vierzig Metern Breite und fünf Metern Tiefe war das wirksamste Hindernis, dem die Rotarmisten an diesem Tag begegneten. Notgedrungen mussten die Soldaten, die diesen Feldzug nur endlich zu Ende bringen wollten, ihre Panzer und anderen Fahrzeuge am Flussufer abstellen. Bis tief in die Altstadt hinein stauten sich Dutzende dieser gepanzerten Kolosse. Eine zur Untätigkeit gezwungene Stahlherde, deren Daseinszweck im Vorwärtsdrängen lag. Von Osten her schoben sich immer mehr heran. Ein

sowjetisches Kampftagebuch vermerkt den Zeitpunkt der Einnahme Demmin um 16:30 Uhr. Moskauer Zeit. Nach Berliner Zeit war es eine Stunde früher, nämlich 15:30 Uhr.

Halb vier Uhr nachmittags in Berlin. Genau in diesen Minuten beging Adolf Hitler im Führerbunker Selbstmord. Nach dem Mittagessen hatte er sich in sein Arbeitszimmer zurückgezogen. Eva Hitler war ihm gefolgt. Offenbar hörte keiner der Anwesenden im Bunker den Pistolenschuss, den er sich in die Schläfe setzte. Auf dem kleinen Sofa fanden sie Hitler und seine Frau Seite an Seite sitzen.

Sein Kopf war etwas zur Wand geneigt, das Blut auf den Teppich neben dem Sofa gespritzt. Rechts neben ihm saß seine Frau. Sie hatte ihre Beine auf das Sofa gezogen. Ihr verkrampftes Gesicht verriet ihre Todesart: Vergiftung durch Zyankali. Der »Biß« markierte sich in ihren Zügen.

So nüchtern und glanzlos er seinen Tod ins Werk gesetzt hatte, so zügig verlief die anschließende Bestattung. Sie trugen Hitlers Leiche in einer Militärdecke aus der Bunkertiefe hinaus in den Garten der Reichskanzlei. Auf einer Sandfläche neben dem Bunkereingang legten sie die beiden Toten nebeneinander, übergossen sie mit Benzin und setzten sie in Brand. »Hier – da liegt Adolf Hitler jetzt. Er brennt.« Während die Flammen in einem Feuerball emporschossen, gingen unaufhörlich Granaten des sowjetischen Artilleriefeuers in einem dichten Regen nieder. Rasch zog sich die Leichenversammlung in den Bunker zurück. Keiner seiner Gefolgsleute wollte länger als nötig Zeuge sein, als nach zwölf Jahren absoluter Herrschaft der Körper ihres Führers verkohlte. Keiner von ihnen sah sich noch einmal danach um, ob sein letzter Befehl vollständig ausgeführt war.

In der Baustraße in Demmin stauten sich zur selben Zeit die Panzer. Im evangelischen Pfarrhaus, das als einziges in diesem Straßenabschnitt noch von Menschen besetzt war, quartierten sich vier sowjetische Offiziere mit zwanzig Soldaten ein. Sie gehörten zu dem Pionierkommando, das die Notbrücke über die Peene errichten sollte. »Warum sie in unser Haus kamen, obgleich die benachbarten Häuser alle leer standen, weiß ich nicht. Niemand stellte sich damals diese Frage.« Maria Buske, die Frau des Pfarrers, und ihre Familie mussten das zweite Stockwerk räumen. In ihrem Haus konnten sie aber bleiben. Auch wenn ihr bei der ersten Hausdurchsuchung die Soldaten Armbanduhr und Ehering abnahmen, wurde der Feind, der sich

mitten unter ihnen einquartiert, in diesen Stunden ihr Freund. Den Soldaten des Pionierkommandos verdankten sie es, dass die Wucht des ersten Ansturms an ihrem Pfarrhaus abprallte.

In der Diele wurde ein Wachposten als Verbindungsmann stationiert. Kameraden, die sich bei uns Frauen herausholen wollten, zerrte er heraus mit dem Wort: Offiziersquartier. Mein Vater hatte noch einen kleinen Tabakrest und gab ihm in den langen Stunden seines Wachdienstes davon ab.

Wie eine kleine Gewitterfront war der Gefechtslärm über Demmin hinweggezogen. Die Fenster hatten geklirrt, hie und da waren ein paar Scheiben zu Bruch gegangen. Aber die Vernichtung, die alle befürchtet hatten, war ausgeblieben. Viele Familien kehrten aus ihren Kellern in die Wohnungen zurück. Einige wagten schon zu hoffen, dass das vom Krieg verschonte Demmin nun vom Friedensglück auch durch diesen Akt geführt würde. Ursula Strohschein war bei ihrer Begegnung mit dem russischen Soldaten sekundenlang vor Schreck erstarrt gewesen. Aber er hatte sie nur tröstend berührt und war weitergelaufen. So kehrte sie zurück in die Wohnung in der Luisenstraße, wo sich die Mitglieder ihrer Familie mit ungläubigem Staunen in den Räumlichkeiten umsahen, als sähen sie diese zum ersten Mal.

Meine Mutter weinte vor Freude: »Gott sei Dank! Die Wohnung ist uns geblieben ...«, immer wieder strich sie liebevoll über die Polster. Zaghafte lugten wir durch die scheibenlosen Fenster. Überall Glas auf der Luisenstraße.

Von der Straße sah ein drohendes Gesicht unter einer schwarzen Ledermütze zu ihnen herauf. Ursulas Mutter schreckte vom Fenster zurück, sie glaubte einen der gefürchteten politischen Kommissare zu sehen. Da stand der Mann schon mit zwei Soldaten in ihrer Wohnung. Polternd, schreiend, auf der Suche nach Faschisten. Über dem Schreibtisch hing eine Urkunde von Ursulas Vater, ein Ehrenschild der traditionsreichen Demminer Schützengilde. Ein Militarist! Der Russe ließ sich nicht mehr beruhigen. Nachdem er gegangen war, bemerkten sie an der Außenseite ihrer Haus- und Hoftür jeweils einen handtellergroßen schwarzen Kreis. Der Sinn jenes Symbols blieb ihnen verschlossen. »Jedenfalls beschlich uns ein unheimliches Gefühl böser Vorahnungen.«

Parallel zur Luisenstraße verlief die Frauenstraße, verbunden durch ein paar kleine Häuserblocks und Quergassen. Dort, neben der roten Knabenschule

und oberhalb vom Schwanenteich, lebte die Großfamilie Schlösser. Urgroßeltern, Großeltern, die Mutter mit ihren beiden Söhnen. Der Vater war seit Kriegsbeginn im Feld gewesen. Vor ein paar Wochen hatten sie erfahren, dass er im März in Ostpreußen gefallen war. Karl Schlösser war mit zehn Jahren der ältere der beiden Söhne. Seine kleinbürgerliche, behütete Kindheit war einem verfrühten Erwachsenenendasein gewichen. Seit sein Vater im Krieg war, waren ihm immer mehr Pflichten zugefallen. Im Garten hatte er die Hühner, Gänse und Kaninchen versorgt und geschlachtet. Er sah die Flüchtlinge in Wellen durch Demmin ziehen. Er lief bei Fliegeralarm in den Keller. Seit er denken konnte, lebte er in einer Welt, in der Krieg alltäglich war und in der die nationalsozialistische Propaganda die Erklärungen dazu lieferte. Mit der Angst vor den Rotarmisten war er aufgewachsen. »Die Russen schneiden den Kindern die Zunge ab!« Solche Bilder hatten sich ihm eingegraben. Jetzt aber war alles in Auflösung begriffen. Kein Vater mehr, keine Schule mehr, und seit heute Morgen keine Welt mehr, wie er sie kannte. Die Menschen um ihn herum sprachen dabei nur vom »Zusammenbruch«, aber nicht von der Niederlage. Nicht davon, dass sie den Krieg verloren hatten. Ganz so, als habe ihnen eine geheimnisvolle Hand den Boden unter den Füßen weggerissen.

Nach dem Ende der Schießerei waren die Schlössers wieder nach oben gegangen. Durch das Fenster beobachtete Karl, wie sowjetische Soldaten an den Mauern der Häuser entlangschlichen. Geduckt, behutsam, lautlos. Wie in jeder deutschen Stadt rechneten sie mit einem Hinterhalt. Der Hitlerjunge mit der Panzerfaust, der aus dem Kellerloch von hinten auf sie anlegte. Der SS-Trupp, der sich hinter dem Fenster verschanzt hatte. Zwei Schusswechsel hatte es gerade gegeben. Auf der Suche nach versprengten deutschen Soldaten durchkämmten die Voraustruppen der Roten Armee Haus für Haus. Eine Tür nach der anderen traten sie mit ihren Stiefeln ein.

Niemand hatte Karl Schlösser auf diesen Augenblick vorbereitet. Keiner der Erwachsenen hatte eine Vorstellung, was kommen würde und was zu tun war. Die Familie zog sich ins Schlafzimmer der Eltern zurück. Es lag von der Straße abgewandt nach hinten, auf Hof und Garten. Da saßen sie nun alle versammelt, Urgroßeltern, Großeltern, Mutter, eine Tante, die zwei Jungs, und warteten ab. Ein heller Tag, die Luft des Nachmittags stand stickig in dem überfüllten Raum. Als die Russen kamen, war Karl überrascht. Zwei blutjunge Kerle traten zu ihnen ins Schlafzimmer. Sie wirkten nicht wie die

bolschewistischen Soldaten, die er sich vorgestellt hatte. Nicht wie die Mordbrenner, Kinderschänder und Vergewaltiger, deren Bild sich aus den Plakaten, Zeitungsseiten und Gesprächen in seinem Kopf zusammengesetzt hatte. Eher wie Schüler, die sich eine lehmfarbene Uniform übergestreift hatten. An ihren Waffen schienen sie sich festzuhalten. Da standen sie nun, genauso ratlos wie die Familie Schlösser. Verlegene Blicke auf beiden Seiten. Keiner sprach, weil nichts zu reden war, weil es keine gemeinsame Sprache gab. Ungelenke Schweigemomente, die Karl Schlösser für immer im Gedächtnis blieben.

Auch wegen dem, was nun folgte. »Dann schnappte sich der eine die Mutter und zog mit ihr ab, während der andere die Tür mit dem Gewehr bewachte.« Der sowjetische Soldat fiel im Nebenzimmer über Magdalena Schlösser her und vergewaltigte sie.

Auf Gut Deven stand Marie Dabs inmitten vieler anderer Flüchtlinge auf dem Speicher und blickte aus dem Dachfenster. Sie konnte sehen, wie sowjetische Soldaten auf die Gehöfte und das Gutshaus zustürmten. Es waren Vorausabteilungen, die ohne Panzer und schwere Waffen im Lauf des Nachmittags über die Peene gesetzt hatten und in die Ortsteile am westlichen Flussufer vorstießen. Unter den ersten Soldaten war ein junger Mann, der sich eine Tarnplane als Cape umgehängt hatte und dessen Hände in weißen Damenhandschuhen steckten. Auf Deutsch machte er ihnen verständlich, dass sie vor russischen Soldaten keine Angst zu haben bräuchten.

Doch mit dem Abend kam der Befehl, den Gutshof zu räumen. »Der so schöne, große Gutshof war leer. Kein Wagen, kein Vieh, kein Pferd, keine Kuh, kein Schwein, nicht einmal ein Huhn war zu sehen. Alles war von den Russen und Polen weggetrieben und weggeholt.« Als Marie Dabs sich mit Kindern und Gepäck auf den Weg machen wollte, befahlen ein paar Soldaten ihre Tochter ins Haus zurück. Im Herrenzimmer wartete ein Soldat, der die Tür von innen abschloss. Vor der Tür die Mutter, flehend und weinend. In den Hausflur traten ein paar hohe sowjetische Offiziere, die ihre Tochter aus dem Herrenzimmer befreiten. Sie rannten ziellos in Richtung Devener Holz. Kurz vor dem Wald wurden sie abgefangen.

Da stürzten mehrere Russen auf uns zu, nahmen sich Martha und verschwanden mit ihr hinter einer Scheune. Mir nahmen sie die Handtasche ab, durchwühlten sie. Eine größere

Kölnischwasser-Flasche wurde ausgetrunken und Ottos kleiner Orden, den ich in meiner Handtasche für ihn am sichersten hielt, wurde in hohem Bogen über das Feld geworfen.

Sie rissen sich los, ins Dickicht des Waldes. Immer tiefer hinein ins dichte Gestrüpp, bis sie außer Sichtweite der Soldaten waren.

Im Haus des Tierarztes Dr. Erich Kuhlmann in der Bahnhofstraße hatte der 30. April vorerst einen geordneten Verlauf genommen. Neben dem 52-jährigen Veterinär, seiner Frau Maria, ihrer 15-jährigen Tochter Ilse und dem Dienstmädchen Else warteten einige weitere Hausbewohner auf die sowjetischen Soldaten. Werner, der ältere Sohn der Kuhlmanns, war nicht bei ihnen. Er war an der Front. Von den Geschehnissen in seinem Elternhaus erfuhr er zum ersten Mal ein halbes Jahr später durch einen Brief, den ihm das Dienstmädchen in die britische Gefangenschaft schickte. Darin berichtete sie ihm zunächst von ihrem ursprünglichen Plan, vor den Sowjets nach Hamburg zu flüchten. »Aber dann sollten wir doch lieber bleiben, denn so schlimm, wie es erzählt wird, meinten Deine Eltern, könnte es ja nicht werden.«

Die Stunden vor dem Einmarsch verbrachten die Kuhlmanns mit ihren Wertsachen, Betten und Lebensmitteln im Keller. Am frühen Nachmittag sah Erich Kuhlmann den ersten russischen Soldaten und hisste eine weiße Fahne. Der Einmarsch in diesen Teil der Stadt, der sich abseits der Altstadt an die Anhöhe mit dem Friedhof und einem Waldgebiet schmiegte, verlief ruhig. Ein paar Russen, die nach Uhren und Schnaps fragten. Einige, die zum Arzt wollten und sich von Dr. Kuhlmann behandeln ließen. Im Keller deckte Else den Tisch fürs Abendessen. Es schien, als würden Werner und Ilse Kuhlmanns Eltern recht behalten.

Nach einem Blick auf die Straße wollten sich die Tochter und das Dienstmädchen im Keller schlafen legen. Dann hörten sie fremde Stimmen von oben, stampfende Stiefel. Sofort zerstob der dünne Hoffnungsschimmer. Sie pressten sich in die dunkelsten Ecken des Kellers.

Gleich ging das Zittern und Fliegen am ganzen Körper wieder los. Oben hörten wir viele schwere Schritte, sogar bis an die Kellertreppe, aber weiter gingen sie nicht. So haben wir eine gute Stunde gezittert, als es endlich oben ruhig wurde.

Die Eltern kamen zu ihnen in den Keller. Frau Lorenz, die sich auf das Drängen der Soldaten als Tochter des Hauses ausgegeben hatte, war viermal hintereinander vergewaltigt worden. Maria und Erich Kuhlmann nahmen ihr

Bettzeug und brachten es wieder in ihr Schlafzimmer. Ihre Tochter gab den Versuch auf, auf dem Dachboden ein besseres Versteck zu finden. Sie glaubten nun nicht mehr daran, ihrem Schicksal entkommen zu können.

Ilse war schon verzweifelt und sagte zu mir: »Soll Vati uns doch bloß erschießen, was soll dieses Versteck spielen noch.« Auch Deine Mutter sagte dann zu mir: »Else, bereiten Sie sich darauf vor, wir nehmen uns das Leben.« Ich nahm dieses nicht für ernst und antwortete nur ahnungslos: »Das können Sie doch nicht machen! Es ist doch unmöglich!«

Else entging in den Worten von Mutter und Tochter die Entschiedenheit, die einem offenbar länger bedachten Plan zugrunde lag. Um kurz vor Mitternacht kam der Vater noch einmal in den Keller, zusammen mit zwei sowjetischen Offizieren. Mit sich nahmen sie zwei Frauen aus der Hausgemeinschaft nach oben. Alle wussten, was ihnen bevorstand.

Der Tag der Arbeit gehörte seit der Oktoberrevolution 1917 zu den größten Feiertagen der Sowjetunion. Die russischen Soldaten in Demmin wussten, dass alles an diesem Tag nach Berlin blickte, wo die Kameraden von der Ersten Weißrussischen Front die Höhle des faschistischen Löwen ausbrennen würden. Die Maifeier in Moskau, die größte Siegesfeier in der Geschichte des Vaterlandes, war zu Ehren der Helden von Berlin. Demmin interessierte niemanden. Die Soldaten wollten dennoch für ihre eigene Maifeier sorgen.

Bei Kerzenschein saßen die Offiziere in ihrer Sitzecke und tranken Wein aus großen Einweckgläsern. Die feinwandigen Weingläser, die ihnen die Pfarrersfrau Maria Buske angeboten hatte, waren ihnen viel zu klein. Sie schütteten den Wein aus dem Keller in sich hinein. Hinter der Tür zur Diele lag das Esszimmer des Pfarrhauses, in dem sich Norbert Buske, seine Mutter und die anderen dicht an dicht an die von der Sitzecke am weitesten entfernte Wand gedrängt hielt. »Wir waren alle ein großes Bündel Angst, das zusammengekauert auf dem Teppich lag.«

Die Offiziere wollten, dass sie mitfeierten, die Pfarrersfrau und ihre Kinder, die Großeltern und die Verwandten. Der Großvater sollte Musik machen, am Flügel ihre russischen Lieder zum Singen aufspielen. Für ihren Sieg über Deutschland, das Kriegsende, ihre Befreiung von den Nazis, den großen Mai-Feiertag. Sie aber lagen da, verschlungen und verkrampft, zu keiner Bewegung und keinem Wort fähig. Von den Liedern, die die Offiziere hören wollten, konnte der Großvater keines spielen. Das Bild dieser Nacht

behält Norbert Buske deutlich in Erinnerung. Die Sieger im Kerzenschein, mit Weckgläsern voll Wein. Die Familie vor ihnen auf dem Fußboden. Seine eigene flackernde Furcht.

Turm der Finsternis

In der Nacht zum 1. Mai entschied sich das Schicksal von Demmin. Bis auf eine Handvoll Voraustruppen hatte keine sowjetische Einheit die Peene überschreiten können. Die Panzer, die Schützenpanzer, die Flugabwehrlafetten, die Lastwagen, die gewaltigen Mengen von Kriegsgerät hatten die Stadt in ein unruhig brodelndes Heerlager verwandelt. Hunderte von Soldaten, in ihrem Siegeszug gebremst, schwärmten aus auf der Suche nach Uhren, nach Schmuck, nach Schnaps, nach Frauen, nach Spaß und Lust und Gewalt.

Sie fanden die Magazine, sie fanden die Schnapsbrennerei, manche kippten alles in sich hinein, was scharf war und nach Fusel roch. Zum Triumphgefühl des Sieges über die Nazis, der so kurz bevorstand, kam die Feierlaune zum 1. Mai. In dieser Nacht brannten in Demmin die ersten Häuser.

Tief im Gestrüpp des Devenener Holzes, zwischen Tannen und Sträuchern, verbrachte Marie Dabs mit ihren Kindern Otto und Nanni und ein paar anderen Versprengten die Nacht unter freiem Himmel. Sie erinnerte sich an die glücklichen Kindertage, als sie mit den Eltern sonntags im weißen Strickkleid und luftigen Hut durchs Devenener Holz flaniert waren. Jetzt besaßen sie nur noch, was sie am Leib trugen. Auch den großen Koffer mit den Fotoalben der Kinder hatte sie irgendwo stehen lassen. Noch am Morgen hatte sie in ihrem Pelzgeschäft in Demmins Hauptgeschäftsstraße gestanden. Bis zum Schluss hatte sie nicht daran glauben wollen, dass das alles in Gefahr und schon so gut wie verloren war. Sie hatte nicht begriffen, dass sie die Lügen, mit denen die Verantwortlichen aus Partei, Behörden und Armee sie abgespeist hatten, zu ihren eigenen gemacht hatte. Jetzt lag sie mit dem Wenigen, das ihr geblieben war, auf feuchtkaltem Moos in einem finsternen Wald.

Es war eine kalte und grauenvolle Nacht, die wir am 30. April auf dem nackten Waldboden verbrachten. Ich hatte im Arm einen meiner Pelzmäntel und meine Daunendecke, so konnte ich meine Kinder zudecken. Wir hörten in der Ferne das Schreien der gequälten, vergewaltigten Frauen und sahen auch den ersten Feuerschein der brennenden Stadt.

Bis zum Morgen weiteten sich die Brände auf größere Flächen der Altstadt aus. Die dicht beieinanderstehenden historischen Fachwerkhäuser mit ihren hölzernen Sprossenfenstern und Dachstühlen, Werkstätten und Hofschuppen

boten den Flammen immer neue Nahrung. So fraß sich das Feuer von Haus zu Haus, von Straße zu Straße. In den Leitungen lief kein Wasser mehr. Wer noch ein paar Eimer voll hatte, versuchte sein eigenes Haus zu schützen mit nassen Handtüchern auf Fenstersimsen und Dachbalken. Feuchte Lappen gegen ein Meer aus Flammen.

Die Feuerwehr rückte nicht aus, weil sie nicht konnte oder weil sie nicht durfte. Über die Ursachen und Urheber des Infernos, das das Gesicht der alten Provinzstadt für immer entstellen sollte, gab es später immer wieder Auseinandersetzungen. Die einen vermuteten bewusste Brandstiftung, ja sogar Brandschatzung nach mittelalterlichem Vorbild auf Befehl der sowjetischen Militärführung als Strafe für die kurzen Gefechte bei der Eroberung. Andere glaubten, dass gezielte Brände, die die Sowjets in den Häusern stadtbekannter Nationalsozialisten gelegt hatten, außer Kontrolle gerieten. Wieder andere stellten die Frage, ob es überhaupt die Sowjets gewesen waren, wo ein Niederbrennen der Stadt doch keinem militärischen Zweck diene.



3 – Die Luisenstraße mit dem Luisentor nach der Zerstörung

Als Ursula Strohschein und ihre Mutter nach einer von Schreien zerrissenen Nacht am Morgen aus dem Keller auf ihren Hof hinter dem Luisentor traten,

ahnten sie, dass ein paar zerbrochenen Fensterscheiben nicht der letzte Akt gewesen sein würden. Sie dachten an den zornigen Kommissar, der ihr Haus durchsucht hatte. Die seltsamen schwarzen Kreise, mit dem sie ihr Haus markiert hatten.

Beklommen auf die Straße blickend, gewahrten wir ein eigenartiges Treiben der Rotarmisten. Langstielige mit Lumpen umwickelte Besen tauchten sie ständig in riesige Behälter und bestrichen hastig die Hauswände. Verwundert gewahrten wir über dem Marktplatz einen roten Himmel. Feuer!

Bald brannte es auch bei ihnen. Sie standen auf dem Hof und mussten zusehen. Soldaten mit Karabinern standen dabei, während sie aus der Wohnung, wo ihnen beißender Rauch entgegenschlug, Decken, Kleider, Lebensmittel raus auf den Hof schleppten. Alles stapelten sie auf eine zweirädrige Schubkarre. Für Ursula fanden sie einen Trainingsanzug und eine Schirmmütze, die sie über beide Ohren zog.

Wie eine sengende Wand trieb die Hitze sie vor sich her. Im Laufschrift durch den Torweg, in die Turmstraße und davon. Weg vom Feuer, weg von ihrer Wohnung, weg vom bisherigen Leben. Mit der schwankenden Karre rutschten und kippten sie über das Kopfsteinpflaster. Flammen schlugen aus den Häusern und leckten nach Haut und Haaren. Hinter die Stadtmauer, in die Gassen mit den kleineren Häusern aus Ziegelstein, war der Brand noch nicht vorgedrungen. Sie klopfen bei ihrer alten Waschfrau an, die ihnen den Schlüssel zur Gartenlaube gab. Dort bunkerten sie sich ein. Russische Soldaten kamen vorbei und durchwühlten die Koffer. Ursula versteckte sich tief unten im Bettenberg. »Tag und Nacht sahen wir Feuer, Rauch, dicke Qualmwolken.«

Das Feuer wütete mehrere Tage hindurch. In der Altstadt fielen ihm ganze Straßenzüge zum Opfer, darunter die Hauptverkehrsachsen. In den kleineren Verbindungssträßchen dazwischen gingen die meisten Häuser mit Fachwerk und Holzgestühl in Flammen auf. Weiter stadtauswärts, Richtung Bahnhof, Tollense und Große Bürgerwiese traf es vereinzelte Gebäude. Die Hälfte, wenn nicht drei Viertel der Demminer Häuser wurden völlig zerstört.

Die meisten Bewohner, die sich entschieden hatten, in der Stadt zu bleiben und den Einmarsch irgendwie durchzustehen, mussten nun vor dem Feuer fliehen. Zum Packen blieb keine Zeit. Sie flüchteten in die umliegenden Wälder, in die Tannen, ins Devener Holz, in den Vorwerker Wald, sie

retteten sich auf die Wiesen an Tollense, Peene und Trebel, auf Äcker und Felder. Viele suchten Schutz in den kleinen Ortschaften ringsum, in Eugenieberg, Lindenfelde, Pensin. Wer Glück hatte, kam in einem Strohschuppen oder auf einem Heuboden unter. Andere legten sich in die halb fertigen Panzergräben, die sie selber vor ein paar Tagen hatten ausheben müssen. Wieder andere ließen sich an den Torfkanälen nieder, zwischen Strohballen, oder sie schliefen auf der bloßen Erde im Rapsfeld.

Allen, die so aus der Stadt auszogen, bot sich beim Blick zurück ein erschütterndes Bild. Unter dem von den Flammen geröteten Himmel, hinter vielen Rauchfahnen und einem dichten, grauschwarzen Wolkengebirge aus Qualm war der Kirchturm von Demmin verschwunden. Der ziegelrote Turm, hundert Meter hoch, mit seinen Erkertürmchen und der filigran durchbrochenen Spitze, war für jeden Demminer das Symbol seiner Heimat. Aus allen Himmelsrichtungen lenkte er über viele Kilometer den Blick auf sich. Wer Demmin besuchte, sah seine Erscheinung von weit her. Nun war er verschwunden, verhüllt, dem trostsuchenden Blick entzogen. Marie Dabs, die ihr ganzes Leben in seinem Blickfeld verbracht hatte, hielt in ihrem Bericht fest: »Unser schöner, großer Kirchturm, der uns als Kinder immer, wenn wir von der Reise nach Hause kamen, schon von weitem grüßte, war nicht mehr zu sehen.« Sie zu spürte, dass von dem Turm, gerade wo er ihrem Blick fehlte, noch immer eine starke symbolische Kraft ausging. Aber es war nicht mehr die gute, trostreiche Kraft der Geborgenheit. Es war der finstere Sog des Verhängnisses, das sich über ihre Heimatstadt legte.

Dabei hatte der 1. Mai als ein weiterer strahlender Frühlingstag begonnen. Doch vom Sonnenlicht sah Karl Schlösser im Haus seiner Familie nichts mehr. Am helllichten Tag brach die Nacht über sie herein. In dichten Schwaden quoll der Rauch aus den brennenden Häusern in der Frauenstraße und verdunkelte den Himmel. Von der Treppe oben kam der Großvater. »Wir müssen alle sofort hier raus.« Der Dachstuhl aus Fachwerk und Holz hatte Feuer gefangen. Karl und sein jüngerer Bruder, die Großeltern und Urgroßeltern liefen nur mit den Kleidern auf dem Leib aus dem Haus. Einzig Magdalena Schlösser, die Mutter, hatte sich einen kleinen Koffer zurechtgelegt. Darin war etwas Proviant verstaut. Ein paar Rasierklingen. In der Nacht, nachdem der Sowjetsoldat über sie hergefallen war, hatte sie einen Entschluss gefasst.

Sie liefen los. Vorbei an der roten Schule, die noch nicht in Brand geraten

war. Den Trampelpfad runter zum Schwanenteich, an seinem Ufer zwischen den Weiden entlang. Die Straßen waren voll von Menschen, die vor den Flammen flohen. Sie überquerten die Gleise am Bahnhof und schlugen sich in die Tannen, das kleine Waldstück mit dem Ulanen-Denkmal. Am anderen Ende des Waldes erreichten sie die Grenze der Stadt und dahinter das freie Feld. Zwischen Ackerfurchen und Grasbüscheln ließen sie sich nieder. Fürs Erste spürten sie Erleichterung, aus der Stadt entkommen zu sein. Weg von den brennenden Häusern, von den plündernden Soldaten und panischen Menschen, von all dem Schreien, Wüten und Ächzen. Nur die Rauchsäule über den Tannen konnten sie von hier aus noch sehen.

Auf einmal sah Karl, wie seine Mutter vor ihm stand. In der Hand hielt sie die Rasierklinge, die sie vor der Flucht eingepackt hatte. »Wir kommen jetzt in den Himmel zu deinem Vater!« Magdalena Schlösser wollte sie töten, Karl, seinen Bruder und die anderen, und dann sich selbst. Mitten auf dem Acker wollte sie diesen Alptraum von Leben für sie alle beenden. Karls Großvater ging auf sie zu und herrschte sie in seinem plattdeutschen Dialekt an. Er packte ihre Arme und entrang ihr die Rasierklinge. Der Großvater rettete ihnen so das Leben. Nie wieder sprachen sie von da ab über diesen Vorfall. Sie waren einem Schicksal entronnen, das gerade mit größter Wucht über die Menschen in Demmin hereinbrach.

In ihrem Brief an Werner Kuhlmann vom Dezember 1945 stellte sich das frühere Dienstmädchen seiner Eltern der Aufgabe, ihn über die Geschehnisse in seinem Elternhaus am 1. Mai zu unterrichten. Else tat dies eindringlich und ausführlich. Offenbar war der Sohn seit seiner Gefangennahme durch die Briten noch ohne Nachricht. »Leider hat Dich inzwischen ein grausames Schicksal ereilt. Ich muß Dir ja nun leider die furchtbar traurige Wahrheit schildern.«

Am Morgen gegen 7 Uhr war Dr. Erich Kuhlmann zu ihr in den Keller gekommen und berichtete, was sich in der Stadt seit dem gestrigen Abend abspielte. Er legte ihr ein kleines Päckchen auf den Tisch. »Für Sie, Else«. Dann verabschiedete er sich knapp und ging wieder nach oben. Else nahm das Päckchen in die Hand und legte es gleich wieder zur Seite. Es war Gift, da war sie sich sicher. Öfters hatte Herr Kuhlmann angedeutet, dass ihnen im schlimmsten Fall dieser Ausweg offenstehen sollte. Nachdem sie sich in der Waschküche gewaschen hatte, kam ihr von der Treppe einer der anderen Hausbewohner mit seinen Koffern entgegen. Er sagte ihr, dass Erich

Kuhlmann sich gerade erschossen und dass seine Frau Marie und die Tochter Ilse tot in ihrem Schlafzimmer lägen. Außerdem brannte der Dachstuhl.

Ich weiß nicht, wie mir zumute war, lief rauf, wollte in die Hausapotheke laufen, aber da kam mit ein so dicker Qualm entgegen, daß ich nichts drin sehen konnte. Warum ich dann nicht mehr ins Schlafzimmer gegangen bin, ist mir heute selber noch nicht klar. Von Herrn Jeschke erfuhr ich, daß Deine Mutter und Ilse tot Hand in Hand im Bett lagen.

Else packte ein paar Sachen zusammen und stürzte aus dem brennenden Haus. Als sie nachher das kleine Päckchen öffnete, mit dem Erich Kuhlmann sich von ihr verabschiedet hatte, fand sie darin kein Gift, sondern die Eheringe und ein paar Lebewohl-Worte von ihren Herrschaften, die soeben in den Tod gegangen waren. Dass Else dem Sohn der Kuhlmanns all dies berichten konnte, verdankte sie ihrem späteren Ehemann. Er hielt sie in den Straßen Demmins davon ab, sich wenig später selbst zu vergiften.

Seit sie sich im Morgengrauen, steif gefroren von der Nacht im Dickicht des Devener Holzes, aufgerafft hatten, irrten Marie Dabs, ihre Kinder und die drei anderen in ihrem Gefolge richtungslos in der Stadtrandsiedlung umher. Sie versuchten es beim Haus von Dr. Emil Melzer, einem Bekannten aus alten Tagen, der in seinem Haus eine Reihe Flüchtlinge aufgenommen hatte. Ihm waren sie auch bei ihrer Flucht ins Gutshaus Deven begegnet. Im Garten seines Hauses bemerkten sie eine Flüchtlingsfrau beim Graben und Schaufeln. Sie wunderten sich über den merkwürdigen Zeitpunkt für solche Gartenarbeit. Marie erkannte in ihr eine der Frauen wieder, die mit ihnen auf dem Dachboden des Gutshauses den Einmarsch der Russen abgewartet hatten. Ahnungslos sprachen sie sie auf ihr verbissenes Tun an.

Die erschreckende Antwort, die man sein Leben lang nicht vergessen kann, war: »Dies ist das letzte der drei Gräber meiner Kinder, das ich jetzt zugeschaufelt habe! Ich gehe auch gleich.

Wir haben eine grauenvolle Nacht hinter uns. Im Haus liegen noch mehrere Frauen und Kinder in ihrem Blut!«

Dort im Haus trafen sie auf Emil und Marie Melzer, die gerade im Aufbruch waren. Sie schienen am Rande des Wahnsinns zu sein. Mit sich trugen sie eine Packung Gift. Auch sie waren zum Letzten entschlossen. Marie Dabs dämmerte nun, was sich während der Nacht, in der sie in der Kälte des Devener Holzes gefroren hatten, in den Siedlungen abgespielt haben musste. Sie verspürte ein tiefes Grauen, zugleich aber einen seltsamen Sog, den diese abgründigen Taten in ihr auslösten. Auf einmal konnte auch sie sich

vorstellen, was ihr ganzes Leben lang für sie unvorstellbar gewesen wäre. »Ich bat sie, uns doch auch etwas davon zu geben, aber es reichte nur für sie beide. Sie gingen fort.« Tagelang lagen die Leichen von Dr. Melzer und seiner Frau am Rand des Devenener Holzes.

Weiter, weg von der Stadtrandsiedlung. Hinaus aufs Freie ins nahe Eichholz, wo Marie Dabs' Vater ein Wiesengelände mit einer Hühnerfarm an der Trebel besaß. Für den Fall des Russeneinmarschs hatten sie einmal verabredet, sich dort zu treffen. Sie fanden ihn inmitten von vielen anderen Flüchtlingen. Er brachte sie in einer Hütte aus Reetbündeln unter, zusammen mit dem Ehepaar Wockersin und ihrem zwölfjährigen Sohn. Herr Wockersin betrieb in Demmin ebenfalls ein Pelzgeschäft. Er war stets ein unnahbarer Konkurrent und verschwiegener Mensch gewesen. Auch jetzt in der extremen Notlage blieb er verschlossen und stumm. Nach einer gemeinsamen Nacht schnallten sich die drei ohne ein Wort der Erklärung ihre drei prall gepackten Rucksäcke um und gingen schweigend davon. »Wie wir am nächsten Morgen von meinem Vater, der uns ganz in der Frühe Milch in einem kleinen Eimer brachte, erfuhren, war die Familie Wockersin in die Trebel gegangen.«

Innerhalb von ein paar Stunden war Marie Dabs mehrmals Zeugin eines Aktes geworden, der zu den extremsten der menschlichen Existenz gehört: des Selbstmords. Viel hatte nicht gefehlt, dass sie, die ihrem Leben immer voller Zuversicht begegnet war, sich selbst zu dieser Tat hinreißen ließ. Die Stimmung, die die Menschen in Massen in den Abgrund zog, hatte auch sie erfasst.

In den Tagen vom 30. April bis zum 3. Mai 1945 wurde Demmin zum Schauplatz einer Selbstmordwelle ohne Beispiel. Scharenweise strömten Frauen, Männer und Kinder in den Tod. Unter den Toten waren Säuglinge und Kleinkinder, Schüler und Halbwüchsige, junge Männer und Frauen, gesetzte Ehepaare, Leute in den besten Jahren, Ruheständler und Greise. Die Herkunft der Menschen, ihre Berufe, ihr Status in der Gesellschaft, folgen keinem Muster. Hunderte Flüchtlinge aus Pommern, Ost- und Westpreußen und anderen Gegenden waren darunter, aber auch hunderte Bürger aus Demmin und der näheren Umgebung. Es starben Arbeiter und Angestellte, Beamte und Handwerker, Ärzte und Apotheker, Hausfrauen, Witwen und Kriegerwitwen, Kaufmänner und Polizisten, Direktoren und Buchhalterinnen, Rentner und Lehrer. Es starben ein Fleischermeister, ein

Zimmerer, ein Stellmachermeister, eine Reinigungsfrau, ein Obersteuersekretär, ein Monteur, ein Geschäftsführer, ein Koch, ein Hotelbesitzer, ein Tischler, ein Drogist, eine Postangestellte, ein Postbetriebsassistent, ein Postinspektor a. D., ein Brunnenbauer, ein Drechsler, ein Zahnarzt, eine Schneiderin, ein Finanzbeamter, ein Viehhändler, eine Hebamme, ein Zollsekretär im Ruhestand, ein Prokurist, ein Förster, ein Straßenwärter, ein Strafanstaltshauptwachtmeister, ein Ackerbürger, ein Schmied, ein früherer Schulrektor, ein Steinsetzer, ein Friseur, ein Bürgermeister.

In den Massengräbern, die Anfang Mai auf dem Demminer Friedhof ausgehoben wurden, liegen darüber hinaus Dutzende Anonyme, deren Namen und im Dunkeln liegenden Hintergrund niemand mehr feststellen konnte. Es waren Menschen aus allen Schichten, Berufsklassen und Altersgruppen, die in den Tod gingen. Die Selbstmörder von Demmin waren ein Querschnitt und Abbild der kleinstädtischen deutschen Gesellschaft. Es war, als könne der Todesdrang plötzlich jedermann packen.

Es gab Menschen, die beschlossen, diesen Weg allein zu gehen. Die ältere Witwe Elise Ramm erhängte sich in ihrer Wohnung. Der fast 80-jährige frühere Oberpostschaffner Albert Wollbrecht ertrank in der Tollense. Die unverheiratete Buchhalterin Charlotte Höffler fand am 1. Mai in einer Gartenlaube am Wiesenweg den Tod.

Häufiger entschieden sich Ehepaare und Familien, gemeinsam zu sterben. Ältere Eheleute brachten sich zusammen um, wie der 64 Jahre alte Stellmacher Franz Höffler und seine Frau Gertrud, die sich in ihrer Wohnung in der Mühlenstraße erhängten. Der 74-jährige Friseurmeister Ernst Hoffmann und seine gleichaltrige Frau Hertha ertränkten sich in einem Kanal an der Gasanstalt. Manche Paare töteten sich mit ihren erwachsenen Kindern oder ihren Eltern. In einem Kanal beim Klärwerk starben der Monteur Ernst Hirrick, seine Frau Käte und ihre 20-jährige Tochter Gerda. Die Apothekerfrau Käte Müller lag zusammen mit ihrer 17-jährigen Tochter und ihrer 70 Jahre alten Mutter tot in ihrer Wohnung in der Anklamer Straße. Selbst vielköpfige Familien waren auf einen Schlag ausgelöscht. In der Bahnhofstraße tötete am 1. Mai der 48-jährige Lehrer Paul Heinrich Behnke seine gesamte Familie: die 15-jährige Irmgard Johanna, den zweijährigen Hans, seine Frau Irmgard Gertrud und sich selbst. Auf die gleiche Weise hörte am selben Tag nur ein paar Straßen weiter die Familie

des Kochs Hermann Halmich auf zu existieren. Die jungen Eltern, das einjährige Kind und die Großmutter.

Ein besonders ungewöhnlicher Fall von Kollektivselbstmord geschah in der Demminer Kaufmannsfamilie Günther. Im Haus des 66-jährigen Möbelfabrikanten Oskar Günther in der Baustraße hatten sich am Morgen des 30. April rund zwanzig Personen versammelt. Seine Schwester, Tochter, Schwiegertochter und weitere Angehörige und Bekannte, darunter der Förster Gustav Sembach. Die sowjetischen Soldaten kamen, Plünderungen und Vergewaltigungen setzten ein, das Flammenmeer der brennenden Altstadt rückte näher. Nach zwei Tagen vergifteten sich Oskar Günther, seine Frau Elsa und ihre Schwester Hedwig. Nachbarn berichteten, dass ihre Tochter ihnen noch mit Rasierklingen die Pulsadern aufgeschnitten habe. Anschließend verbrannten die Leichen mit dem Haus. Zuvor waren einige Angehörige und Bekannte aus der Baustraße in zwei Gartenlauben am Schwedenwallweg nördlich der Altstadt geflüchtet. Dort mündete das Drama der Familie in einem weiteren Blutbad. Gertrud Günther, die Schwiegertochter des Kaufmanns, und ihre vierjährige Tochter starben durch Kugeln aus der Jagdwaffe des Försters Sembach. Er erschoss seine Frau Paula, dann eine ältere Dame, die Kaufmannsfrau Charlotte Richter und deren Tochter. Als nur noch er selbst übrig war, feuerte sich Gustav Sembach eine Kugel in den Kopf, die ihn aber nicht tötete. Mit seinen schweren Verletzungen lebte er noch knapp zwei Monate.

In großer Zahl starben in Demmin Frauen und Kinder. Zum Zeitpunkt der sowjetischen Eroberung waren die meisten Männer jungen oder mittleren Alters an der Front oder in Gefangenschaft, oder sie lagen im Soldatengrab. Die Frauen waren allein mit den Kindern zurückgeblieben oder auf der Flucht in Demmin gestrandet. Sie waren dem tagelangen Gewaltrausch der Eroberer nahezu wehrlos ausgesetzt. Fast alle Berichte schildern die Vergewaltigungen und Misshandlungen, die Frauen aus allen Altersgruppen jederzeit und überall drohten. Soldaten, die mitten in der Nacht in Wohnungen und Keller eindrangten und den Frauen mit Taschenlampen ins Gesicht leuchteten. Soldaten, die ein junges Mädchen auf einem Spargelbeet mehrfach vergewaltigten. Eine 64-Jährige, die vor den Augen ihrer Tochter und ihres Enkels auf offener Straße missbraucht wurde.

Die Medizinstudentin Lotte-Lore Martens, die am 1. Mai von sowjetischen Militärs in der östlichen Vorstadt ausquartiert worden war,

berichtet in ihrem Rückblick über den Moment, wo das Entsetzen umschlug in Untergangsstimmung. Den Vater, der seit dem Ersten Weltkrieg an einer Gehbehinderung litt, brachte sie bei Verwandten in der Campstraße unter. Sie selbst ging zusammen mit ihrer Mutter auf die Suche nach einer neuen Unterkunft, doch der Weg in die Stadt war versperrt. »Kaum hatten meine Mutter und ich die Kreuzung Augustastraße erreicht, sahen wir eine riesige Menschenmenge wie eine Lawine auf uns zukommen.« Sie waren in den Strom derer geraten, die vor den umherstreifenden Sowjetsoldaten und vor den Flammen der Altstadt in Richtung Osten flohen. Halb von ihnen mitgerissen, schlugen sie denselben Weg ein, über den Friedhofshügel bis zu einem kleinen Abhang über dem Tollensetal außerhalb der Stadt. Von diesem Hügel aus sah Lotte-Lore Martens nicht nur die Qualmwolken aus der Altstadt aufsteigen, die sie an den Brand von Rom zu Neros Zeiten erinnerten. Ein anderer Anblick fuhr ihr noch tiefer in die Glieder. Sie sah eine nicht abreißende Schlange von Frauen, die weniger dem Feuer als ihrem eigenen Schicksal entrinnen wollten. Eine hoffnungslose Prozession am helllichten Tag.

Mit dem Rauch kam eine Unzahl vergewaltigter Frauen, teilweise noch stark blutend, mit ein, zwei, drei, ja manchmal vier Kindern an der Hand in Trance, leeren Blickes die Jarmener Chaussee heraufgewankt. Wir sahen sie früher oder später rechts den Weg Richtung Tollense einschlagen. Ein Aufhalten war nicht möglich. Massenpsychose. Sie suchten also den Tod in den Fluten.

Von den verschiedenen Arten, sich das Leben zu nehmen, war in Demmin das Ertränken die häufigste. Durch die geografische Lage als Halbinsel am Drei-Flüsse-Knoten war dort niemand mehr als zehn Gehminuten vom nächsten Wasserlauf entfernt. Direkt hinter den Häusern und Wegen begannen die Sumpfwiesen und Schilfgürtel, die die Flüsse Peene, Trebel und Tollense einrahmten. Trampelpfade führten durch hüfthohes Schilfgras. Hinter ein paar Weidenbäumen oder Moorbirken lag die flache Uferböschung. Die Strömung des Wassers war schwach, bisweilen kaum merklich, und der Grund war seicht. Es bedurfte schierer Entschlossenheit, sich in diesen Gewässern ertränken zu wollen. Manche schleppten auf ihren Schultern Rucksäcke, deren Riemen tief in die Schultern schnitten. Sie waren vollgestopft mit Steinen, sodass sie sich kaum mehr zuschnüren ließen. Andere hatten sich aneinander festgeknotet. Die Kinder zerrten sie mit sich an den Handgelenken, an Knoten und Schnüren und Seilen. Kleine

Babys hielten die Mütter fest umklammert, während sie ins Wasser stiegen.

Neben den drei Flussläufen durchziehen die Landschaft um Demmin Dutzende von Torfkanälen, Wassergräben, Teichen und Rückhaltebecken. Auch sie wurden zum Ziel der Lebensmüden. Manche ertränkten sich in den schnurgeraden, wenige Meter breiten Torfkanälen an der Peene, am Wiesenweg und bei den Bürgerwiesen, in den Kanälen beim Klärwerk, bei der Gasanstalt, bei der Badeanstalt. Im Schwanenteich, dem von Weiden umsäumten Stadtteich mit einer kleinen Insel in der Mitte, lag im Morgengrauen des 2. Mai eine Frau mittleren Alters. Am Nachmittag kam eine Mutter mit ihrem dreijährigen Sohn dazu. In etlichen Fällen behielt der körperliche Überlebensreflex der Menschen trotz verzweifelter Versuche die Oberhand. Das führte zu Szenen, wie sie Lotte-Lore Martens von ihrem Ausblickshügel über der Tollense aus beobachtete: »Einige Frauen konnten schwimmen, die Kinder noch nicht. Deshalb überlebten auch einige der Frauen. Wie haben sie wohl das Geschehen verkraftet?« So starb am 1. Mai ein drei Monate alter Junge in einem Torfkanal bei der Gasanstalt. Seine eigene Mutter meldete seinen Tod später den Behörden. Der siebenjährige Dieter Zorr ertrank in der Peene beim Klärwerk. Seine Mutter überlebte.

Wer ein Gewehr oder eine Pistole hatte, hatte es leichter. So wie der Lehrer Gerhard Moldenhauer erschoss auch der Lehrer Paul Behnke erst seine Familie und dann sich selbst. Doch nur wenige in der Zivilbevölkerung hatten gerade angesichts des sowjetischen Einmarsches daran gedacht, sich Schusswaffen zu besorgen. Einige verschafften sich Gift in Form von Blausäure oder Veronal. Naheliegend war dies im Fall des Apothekerpaares Österlin aus der Bergstraße, die am 30. April starben, ebenso beim Tierarzt Dr. Melzer und seiner Frau. Doch in einigen Fällen zeigte das Gift je nach Dosierung und Konstitution nicht genügend Wirkung. Besonders tragisch war dies, wenn beim versuchten Familienselbstmord nur die Schwächsten, nämlich die Kinder, an dem Gift zugrunde gingen, so wie die 15-jährige Tochter eines Schiffsmaklerpaares. Ebenso starb eine vierjährige Pastorentochter, während die Eltern weiterlebten. Ein wenig sicherer Weg, sich umzubringen, war das Aufschneiden der Pulsadern, wenn es in der Hektik ohne ausreichende Sorgfalt durchgeführt wurde. Vom ersten Tag an kamen ins Demminer Krankenhaus Menschen, denen lediglich die Sehnen und Venen, nicht aber die Pulsadern durchschnitten waren. Zurück blieben verkrüppelte Hände und die typischen Narben am Handgelenk.

Vielen blieb am Ende nur, sich aufzuhängen. Einzelne taten dies für sich allein. Ehepaare gingen gemeinsam in den Tod. Ältere Mütter und ihre erwachsenen Töchter, ganze Familien wie die des Reichsarbeitsdienstführers Büchner. Im Haus Schwedenwallweg 1 wohnte die Witwe eines Schmiedemeisters mit ihren zwei Töchtern und einem Enkelsohn. Am 1. Mai starben alle vier am Strick. Nur einen Tag später erhängten sich im selben Haus ein Drechsler und seine Frau sowie die 43-jährige Frau eines Arbeiters. Damit hatten sich fast alle Hausbewohner binnen 24 Stunden aufgehängt. Sowjetische Soldaten schnitten eine Mutter dreimal hintereinander vom Seil an einem Baum. Zuvor hatte sie ihre drei Kinder vergiftet und in der freien Natur vergraben. Anderswo zogen Rotarmisten die noch Lebenden aus den Flüssen oder verbanden ihnen die blutenden Handgelenke.

Demmins Schauplätze der Verzweiflung verteilten sich über das gesamte Stadtgebiet und in allen Himmelsrichtungen. In den Stadtteilen und Straßen, in den Grünflächen und Gewässern lagen, hingen und trieben überall Tote. Das Devener Holz am westlichen Stadtrand war mit seinen Eichen und Rotbuchen an friedlichen Wochenenden ein beliebtes Ziel für Familien und Spaziergänger. Jetzt liefen Menschen ins Devener Holz, um sich im Schatten der Bäume zu vergiften. Gleiches geschah am anderen Ende der Stadt in den Sandbergtannen, deren lichte Waldhänge an den Friedhof grenzen. Dort selbst, zwischen den Gräberreihen, erschoss sich ein Mann, während seine Frau und Schwiegermutter sich an gleicher Stelle mit Gift töteten. Eine Frau lag vergiftet allein im Gras einer Wiese. Ein älterer Mann starb auf einem Motorschiff am Drönnewitzer Acker. Zwischen den Trümmern der gesprengten Eisenbahnbrücken über die Tollense und über die Peene trieben Leichen, ebenso in den Nebenarmen der Flüsse, in Torfkanälen und Teichen. Einige suchten die Abgeschiedenheit ihrer Gartenlauben jenseits der nördlichen Stadtmauer, um sich dort aufzuhängen oder zu erschießen. Die meisten derer aber, die sich nicht voller Verzweiflung in die Flüsse warfen, starben in der vertrauten Umgebung ihrer Wohnungen.



4 – Das Devener Holz

Ins Auge fällt bei allen Berichten das Schicksal der vielen Kinder, die ihre Eltern und Angehörigen in den Untergang mitrissen. Wie die Erwachsenen endeten auch sie erschossen, ertränkt, erhängt, vergiftet, verblutet. Doch bis auf wenige knapp volljährige Jugendliche, die sich selbst töten konnten, waren es ihre Mütter und Väter, manchmal ihre Großeltern oder andere Verwandte, die ihnen den Strick um den Hals legten, ihnen das Gift in den Mund schoben und die Handgelenke aufschlitzten. Sie mussten mitunter große Kräfte aufbieten, um ihre Babys und Schulkinder mit sich zu schleifen und so lange unter Wasser zu drücken, bis sie keinen Widerstand mehr spürten. In der Peene bei der Eisenbahnbrücke ertranken drei Mädchen im Alter von drei Monaten, drei und fünf Jahren sowie ein sechs Wochen alter Junge. In einem Torfkanal brachte eine junge Mutter sich selbst und ihre zwei Kinder von drei und vier Jahren um. Eine aus Tilsit stammende Frau tötete in einer Wohnung ihre drei Söhne und anschließend sich selbst.

Von den knapp zweihundert anonymen Toten auf dem Demminer Friedhof sind mehr als ein Drittel unbekannte Jungen, Mädchen oder Säuglinge. Neben den Fällen, in denen Mütter ihre gerade getöteten Kinder überlebten, als sie vergebens versuchten, sich selbst zu ertränken, geschah es umgekehrt, dass eine Mutter an durchschnittenen Pulsadern starb, während ihre Tochter den Schnitt überlebte. Einem 15-jährigen gelang es, seine Mutter vom Ufer der Tollense wegzuzerren, in der sie sich und ihre vier Kinder ertränken

wollte.

Als Irene Bröker, die mit ihrem Sohn zur Unzeit in der Stadt hängengeblieben war, am 30. April die erste sowjetische Eroberungswelle überstanden hatte, ahnte sie nichts von dem Abgrund, in den sie noch blicken würde. Dem Demminer Drama konnte auch sie sich nicht entziehen. In ihre von den Eigentümern verlassene Villa am Friedhof strömten die Frauen und Mädchen aus der Altstadt, als dort Brände, Plünderungen und Vergewaltigungen einsetzten. Sowjetische Soldaten fuhren in Lastwagen vor und suchten nach Frauen. Mehrmals gelang es Irene Bröker nur mit Glück, List oder der Hilfe ihres Gefährten Dr. P., der Vergewaltigung zu entgehen.

Es war ein Leben im Ungewissen. Keiner wußte, wie es weitergehen sollte. Wir hatten keine Rechte, keine Zahlungswerte, hörten keine Nachrichten. Ich schlief immer an verschiedenen Orten.

Um den Misshandlungen zu entgehen, verbrachte sie die Nächte in wechselnden Verstecken. Sie schlief in Brombeerhecken und hinter Kaninchenställen. Sie schlief in einer Betonmulde auf dem Dachboden und im Kompostbunker. Tagsüber musste sie sich um Essen und Wasser für den zweijährigen Holger kümmern. So fand sie niemals die Gelegenheit oder den Mut, sich von dem Haus am Friedhof zu entfernen. Was sich in den Straßen, Parks und Flüssen Demmins zutrug, blieb ihren Blicken verborgen. Dann jedoch kam der alte Sowjetsoldat wieder zu ihnen, der sie in ihrem Bunkergang aufgespürt hatte. Er nahm Dr. P. mit sich. Ihn brauchten sie für eine besondere Aufgabe. Noch am gleichen Abend kam er zurück.

Wir erfuhren dann durch Dr. P., daß ca. 600 Menschen in die Peene gegangen wären und viele Kinder dabei waren. Er hätte sie mit herausfischen müssen und in langen Reihen neben dem Fluß mit aufgereiht. Immer noch schwemmten Leichen ans Ufer, den ganzen Tag über.

Es dauerte Tage, bis sie alle gestapelt hatten und zum Friedhof zur Beerdigung bringen konnten. Anschließend musste Dr. P. zusammen mit anderen dabei helfen, die Uferränder und Straßen zu säubern. Stets kam er abends mit demselben verlorenen Blick zur Villa zurück. Irene Bröker suchte unterdessen Garten, Wege und Wiesen nach Dingen ab, die die Plünderer übrig gelassen hatten. Löffel, Gabeln, Kellen. Eines Morgens erstarrte sie, als sie den Garten betrat, denn nun sah sie es mit ihren eigenen Augen. Neben dem Gartenzaun lag eine tote Frau, eine Selbstmörderin mit ihren beiden kleinen Kindern. Irene Bröker sah Kinderschuhe,

Kinderstrümpfchen. Sie traute sich nicht, näher zu heranzutreten oder sie anzurühren. »Niemand wird wissen, was wirklich geschah. Noch bis zum Abend lagen die drei Toten auf ihrem Platz. Dann mußte sie während der Dunkelheit jemand notdürftig begraben haben.«

Damit fanden die drei Namenlosen aber keine Ruhe. In den Garten kamen tagsüber russische Soldaten, um mit langen, vorne zugespitzten Stöcken das Erdreich zu durchwühlen. Sie wussten längst, dass viele deutsche Bewohner vor ihrer Flucht ihre Wertsachen in den Gärten rund um die Häuser vergraben hatten. So wurde die Erde über der toten Frau mit den zwei Kindern wiederholt durchstoßen und freigelegt. Abends sah Irene Bröker in ihre bleichen, verdreckten Gesichter und scharfte aufs Neue mühsam Erde darüber. Anderntags dasselbe Spiel.

Schließlich kam ich auf die fürchterliche Idee, die Beine der Kinder aus dem Erdreich herausragen zu lassen. So waren vier Kinderbeine mit den Schuhen und den braunen Strümpfchen immer zu sehen, wie sie, nach oben zeigend, als »Mahnzeichen« für die Wühler galten.

Dieses grausige Bild erschütterte uns sehr. Kein Soldat suchte an dieser Erdbodenstelle weiter.

Schwindelgefühle erfassten Irene, ihre Gedanken rotierten wild in ihrem Kopf. Wieder kam ihr jedes Zeitgefühl abhanden. Ihr Mann war vermisst, die Eltern auf der Flucht verloren. Um sie herum Gewalt und Plünderungen. Eine fremde Stadt, die in der Ferne qualmte. Die tonlosen Berichte von Dr. P., die Kinderbeinchen in der Erde, das Ausgeliefertsein und die Ungewissheit, was war und was werden sollte. Es gab nur noch sie und den kleinen Holger. Keine Hoffnung auf Zukunft. Die robuste, groß gewachsene Irene Bröker verlor den Halt. Nun formte sich auch in ihrem Kopf der Gedanke, dass es besser war, sich selbst zu töten.

Sie tastete nach dem wasserdichten Beutelchen, das sie seit Beginn der Flucht um den Hals trug. Die Tabletten waren noch da. Sie wartete auf einen Moment, wo alle das Haus verlassen hatten. In der Küche löste sie die Tabletten auf. Sie begann, ihrem Sohn den ersten Löffel einzuflößen. »Er zog ein jämmerliches Gesicht, aber da es seine Essenzeit war, schluckte er tapfer daran.« Sie spürte stille Verzweiflung. Eine Frau trat unerwartet in die Küche, packte die beiden Tassen und schüttete das Gift in den Ausguss. Irene Bröker aber blieb bei ihrer Entscheidung, mit Holger zu sterben. »Als die Frau gegangen war, beschloß ich, mich mit einem Strick auf dem Boden zu erhängen. Aber die Vorstellung, meinen Sohn vor mir zappelnd zu sehen,

hielt mich dann davon ab.«

So scheiterte ihr Selbstmordversuch nicht an der Angst vor dem Tod oder am Respekt vor dem Leben, sondern an ihrer eigenen Vorstellungskraft. Andernfalls hätte sie ihr Schicksal mit einem großen Teil der Demminer Bevölkerung geteilt. Am nächsten Morgen schlief der kleine Holger lange. Von da an ändert sich wieder der Ton in ihrer Erzählung. Sie kehrt zurück zu ihrer anpackenden Haltung. Die Tage der dumpfen Verzweiflung waren vorbei. Mit den noch in der Stadt anwesenden russischen Soldaten entwickelte sich ein sachliches Nebeneinander. Eine Notverwaltung nahm in der Stadt die Arbeit auf. Bald arbeitete Irene Bröker zielstrebig an dem Plan, in ihre Heimat zurückzukehren. Gelegentlich aber dachte sie, dass es besser gewesen wäre, in Demmin auf dem Friedhof zu liegen. Über ihre eigenen Erlebnisse dort schrieb sie:

»Das klingt alles sehr unwahrscheinlich! Aber wer damals die Zeiten in Demmin erlebt hat, wird es begreiflich finden.«

Die Geister von Demmin

Am Freitag, dem 4. Mai, waren die Feuer größtenteils erloschen. Von den heruntergebrannten Trümmerhaufen stiegen noch dünne Rauchscheiter auf. Dahinter zeigte sich wieder der Schemen des Kirchturms. Er war nicht abgebrannt, sondern wirkte erstaunlich unversehrt. Viele Demminer, die die letzten Tage auf den Feldern, in den Wäldern und den Scheunen rings um die Stadt ausgeharrt hatten, nahmen dies als Zeichen, sich zu ihren Häusern zurückzuwagen. Die kämpfenden Truppen mit ihren Panzern waren über Notbrücken weitergezogen. Die Siegeswut der Besatzer hatte sich leergelaufen.

Zusammen mit ihrem Vater stolperte Ursula Strohschein über schwelende Schuttmassen durch die Straßen der Altstadt. Aus den Fassaden glotzten rauchgeschwärzte Fensterhöhlen. In der Luisenstraße 16 standen sie vor dem Trümmerberg, der die Mineralwasserfabrik des Vaters gewesen war. Wie in bizarrem Trotz ragten noch ein paar Maschinenteile und Eisenbalken in die Luft. Ursula fand nichts mehr, was ihrer Kindheit Heimat gewesen war, kein Wohnhaus, keine Garage, keine Ställe, keine Schauer. Zwar gelang es ihrem Vater, eine unversehrte Wohnung in der Anklamer Straße zu ergattern, in der die Familie unterkam. Doch es war, wie Ursula begriff, das Heim von Toten:

Die verwaiste Zahnarztpraxis von Dr. Enders, der mit seiner Frau in den Sandbergtannen, halb eingegraben, gefunden worden war ... erschossen. Erst jetzt erfuhren wir, wieviel Entsetzliches sich zugetragen hatte.

Die Toten in der Peene und der Tollense, in den Wäldern und vielen Wohnungen waren noch nicht geborgen und begraben. Als der zehnjährige Karl Schlösser, der selbst beinahe von der Hand seiner Mutter gestorben wäre, vom Acker vor der Stadt zurückgekehrt war, sah er die Leichen im Wasser liegen. Aufgedunsen, im warmen Frühlingsklima zu unförmiger Masse angeschwollen, teils mit Stricken aneinandergebunden. Er sah Menschen, die sich aufgehängt hatten und deren Körper im Wind schaukelten. Wenn Karl Schlösser die Augen zumachte, konnte er noch Jahrzehnte später die Menschen in den Apfelbäumen hängen sehen. »Über der Stadt stand viele Tage lang eine schwere Dunstglocke. Einerseits von dem Qualm und Brand. Und andererseits war das der süßliche Geruch der vielen Toten.«

In einigen niedergebrannten Häusern fanden sich die verglühten Reste

jener, die sich erhängt und erschossen hatten. So erfuhr mancher Rückkehrer erst, dass sein Verwandter, Nachbar oder Freund sich das Leben genommen hatte. Auf Befehl der sowjetischen Militärs wurden sie eilig in den Gärten und Höfen verscharrt. Sie ordneten an, die Toten aus den Flüssen und Kanälen zu bergen, ehe diese als Seuchenquelle zur Gefahr für die Lebenden würden. Wochenlang trotteten die Pferdefuhrwerke mit abgedeckten Ladeflächen den Hang zum Friedhof hinauf. Immer neue Wasserleichen wurden an den flachen Schilfufern angeschwemmt, und mit jedem Tag fiel es schwerer, sie zu identifizieren.

Lotte-Lore Martens, die Medizinstudentin, war seit Tagen auf der Suche nach ihrem gehbehinderten Vater. Ihn hatten sie bei ihrer Flucht aus der Stadt bei Verwandten in der Campstraße zurücklassen müssen. Von dort war er verschwunden mit der Ankündigung, er wolle sich umbringen. Das Ufer der Tollense lag nur wenige Schritte von der Campstraße entfernt. Seine Tochter und ihr Onkel schritten wieder und wieder die verschlungenen Flussaunen mit ihren blühenden Weidenbäumen ab. Sie empfand schauernd den Widerspruch zwischen dem Aufblühen der Natur und ihrer Gleichgültigkeit gegenüber dem Schauspiel, für das sie die Kulisse bot.

Täglich bewegte mich der Anblick des Tollenseufers mehr. In einer Breite – ähnlich der Bordüre eines Kleides – von ca. 1,5 bis 2 Metern säumten Babywäsche, andere Bekleidungsstücke, insbesondere kostbare Frauenkleider und Pelze, Ausweise, Pässe sowie Geld, viel Geld – niemand bückte sich danach, denn es erschien uns wertlos – die im Frühlingskleid prangenden Auen am Fluss.

Den Vater fand Lotte-Lore Martens nicht mehr. Aber dafür, auf der Höhe des Wasserwerkes, seinen Militärpass und seinen Pelzmantel. Außerdem die Mäntel ihrer Großmutter und ihrer Tante.

Am 6. Mai begann Marga Behnke, die Tochter des Friedhofsgärtners, Buch zu führen über die Selbstmörder von Demmin. An diesem ersten Tag der Bestattungen in den Massengräbern legte sie allein 34 Eintragungen an. Sie schrieb von da an täglich, über neun Wochen lang. Gelegentlich ergänzte ihre Mutter einen Namen oder eine Jahreszahl in unterschiedlicher Handschrift. Statt ins offizielle Friedhofsbuch schrieben sie alles in eine schmale schwarze Kladde, das Wareneingangsbuch der Friedhofsgärtnerei. Unter der Rubrik »Lieferer« standen Name und Herkunft der Toten, soweit sie zu identifizieren waren. Daneben führten sie so akkurat wie möglich

eigene Spalten für Todestag und Todesart. Wo dies alles nicht zu ermitteln war, wie bei vielen Wasserleichen, musste sie es beim bloßen Hinweis auf eine unbekannte Frau, einen unbekanntem Mann, einen unbekanntem Jungen, ein unbekanntes Mädchen belassen. In solchen Fällen verzeichnete Marga Behnke noch kleinste Indizien, wie die Initialen auf einem Taschentuch, die rote Bluse, den fehlenden Zeigefinger. Mit dem anonymen Sterben und Vergessen, dem sie hier hundertfach begegnete, wollte sie sich nicht so leicht abfinden.

Lfd. Nr.	Tag des Erwerbs	Lieferer		Art des Warenpostens (Gesamtberechnung genügt)	Preis		Beleg (Nr.?) (wo?)
		Name	Ort		J.M.	J.M.	
65	Grabbe, Gärtnert	Demmin		8.5.45		Selbstmord	
66	Grabbe, Frau	Demmin		8.5.45		Selbstmord	
67	Frau, unbek.	Demmin		8.5.45		Selbstmord	
68	Kind "	"		8.5.45		Selbstmord	
69	Kind "	"		8.5.45		Selbstmord	
70	Kind "	"		8.5.45		Selbstmord	
71	Schwega, Ursula	14.11.43 Königsberg	8.5.45	8.5.45		Prüfung	
72	Abt. ad. Helene	7.8.45 16.7.45	8.5.45	8.5.45		Prüfung, un- Befriedigung	
73	Wollfeil, Friedrich	Hyden-Deutshof	8.5.45	8.5.45		Prüfung, un- Befriedigung	
74	Heuschel, Otto Soldat	?	?	8.5.45		Prüfung	
75	Mädchen		18-20 Jahre	8.5.45			
76	Gaert, Frau	Demmin	Leupoldstr. 25	8.5.45		Selbstmord	
77	Gaert, Christel	"	7.12.42	8.5.45		"	
78	Schubert, Frau	"		8.5.45		"	
79	Schubert, Tochter	"		8.5.45		"	
80	Riema, Frau	Riema, Wollmannstr. 16. Ehmigkeits, 68. Jähr.		8.5.45		"	
81	Riema, Tochter	Riema, Wollmannstr.		8.5.45		"	
82	Vater von Frau Riema	Ehmigkeits, Famil.		8.5.45		"	
83	Griguleit, Johanna	geb. 23.8.1852	9.5.1945	10.5.45		Altersschwäche	
84	Schulz, Heinrich	Hinsendof 10. Margard		10.5.45			
85	Trüger, Bartha	Siechenhaus		10.5.45			
86	Röding	"		10.5.45			
87	Sauer, Marianna	Danzig	10. Jähr.	10.5.45			
88	Zander	Deutshof-Krone		10.5.45			
89	Beuge, Refektor	Friedrichshof		10.5.45		Selbstmord	
90	Beuge, Frau	12		10.5.45		"	
91	Gaertner, Frau	Baumhölzle	geb. 13.5.1305	10.5.45		"	
92	Trüger, Sohn	Siechenhaus		10.5.45		"	
93	Mann, unbek.	9. M.	?	10.5.45		?	
94	Frau, unbek.	Taschenhauer	?	10.5.45		?	
95	Frau, unbek.	?	?	10.5.45		?	
96	Frau, unbek.	?	?	10.5.45		?	

Taschenhauer
Ring u. B. E. D.
3.5.30

5 – Das Wareneingangsbuch der Friedhofsgärtnerei

Auf den 28 Seiten dieses improvisierten Totenbuches notierten Mutter und Tochter Behnke bis zum 15. Juli mehr als 600 Menschen, die in der großen Mehrzahl Selbstmord begangen oder als Kinder dabei mit umgekommen waren. Mehr als die Hälfte von ihnen lag im Massengrab, viele von ihnen als Flüchtlinge oder Anonyme. Im Massengrab begruben sie auch die Familie des Demminer Studienrates Gerhard Moldenhauer, der von seinem Fenster

aus auf die Sowjets geschossen und zuvor seine Familie getötet hatte. Viele andere Bewohner Demmins bekamen hingegen Einzelgräber, wie die Pelzhändlerfamilie Wockersin, die sich in der Trebel ertränkt hatte, der Förster Gustav Sembach, der seinem Kopfschuss schließlich erlegen war, und der Stabsveterinär Dr. Melzer und seine Frau, die sich im Devener Holz vergiftet hatten. In solchen Fällen waren es oft die Angehörigen, die sich um ein Einzelgrab bemühten. So schloss Else, das Dienstmädchen der Tierarztfamilie in der Bahnhofstraße, ihren Bericht an Werner Kuhlmann über die Auslöschung seiner Familie:

Nun, lieber Werner, will ich dir noch mitteilen, dass deine Mutter und Ilse auf dem Friedhof in einem Grab beigesetzt sind. Dein Vater konnte zwischen den Trümmern nicht geborgen werden, denn in der Hausapotheke hatte es zu sehr gebrannt. Deine Mutter und Ilse wurden auf den Trümmern im Esszimmer als verkohlte Leichen gefunden. Ich habe ihnen am Grab ein Kreuz gesetzt, das leider nur aus Holz ist, aber später kann man es ja erneuern.

Im schwarzen Warenkontorbuch hatte Marga Behnke unter den fortlaufenden Nummern der Einzelgräber 238, 239 und 240 zunächst neben Mutter und Tochter auch den Vater Dr. Kuhlmann verzeichnet. Doch den »Tierarzt« musste sie später wieder durchstreichen.

Zur gleichen Zeit begann in Demmin die amtliche Bestandsaufnahme des Geschehens. Bereits am 19. Mai eröffnete der Standesbeamte Sorge sein Not-Büro, denn vom historischen Rathaus stand nur noch die nackte, hohle Fassade. In den Räumen des Standesamtes waren die Sterbebücher des Jahres 1945 mit verbrannt. Als Sorge diesen Faden wieder aufnahm, begann er daher seine fortlaufende Beurkundung der Sterbefälle in Demmin mit der Nummer eins. In langer Reihe empfing er nun Ehemänner und Ehefrauen, Mütter und Väter, Söhne und Töchter, Onkel, Nichten, Schwiegermütter und Großmütter, die ihre Angehörigen überlebt hatten und ihm offiziell den Tod ihrer Angehörigen bezeugten. Manchmal kamen auch die Nachbarn und Hausmitbewohner zu ihm, manchmal ein Freund der Toten, manchmal meldeten sich Menschen, die in keinem erkennbaren Bezug zu dem Toten standen. Innerhalb von zwei Wochen schnellten seine Ziffern in die Hunderte hoch. Einige kamen mit ihrer Meldung aber erst Wochen oder Monate, nachdem es passiert war.

So hörte der Standesbeamte Sorge den ganzen Sommer über bis in den tiefen Herbst hinein die Geschichten vom trostlosen Sterben in Demmin.

Das Elend der Überlebenden warf in vielen Fällen noch tiefere Schatten als das Drama der Toten selbst. Am 25. Mai meldete ihm Elfriede Schultz den Selbstmord ihrer Tochter und ihres Enkelkindes. Ihr Schwiegersohn war zuvor schon vermisst gewesen. Über den Tod des dreijährigen Gerd Wedhorn in einem Torfkanal berichtete ihm dessen eigene Mutter, die an ihrem eigenen Selbstmord offensichtlich gescheitert war. Ein Musiker musste anzeigen, dass seine Ehefrau sich mit dem gemeinsamen Kind im Schwanenteich ertränkt hatte. Marie Büchner berichtete Herrn Sorge am 12. Juni nacheinander vom Tod ihres Sohnes, seiner Frau, ihres Enkelkindes und drei weiterer Verwandter. Sie hatten sie alle zusammen erhängt vorgefunden.

In dem einseitigen Formblatt, mit dem der Standesbeamte das Ende der Menschen zum Teil in gestochener Sütterlinschrift besiegelte, hielt er die Angaben zu Alter, Konfession, Wohn- und Geburtsort, Familienstand des Toten sowie zu Ort und Zeitpunkt des Todes fest. Er notierte die Personalien der Person, die den Fall anzeigte. Für Umstände und Verlauf, geschweige denn Ursachen und Motive der Todesfälle war in dem Formular kein Platz vorgesehen. Damit schienen Herrn Sorge die außergewöhnlichen Ereignisse am Demminer Kriegsende nicht ausreichend gewürdigt. In den ersten Tagen setzte er hinter die letzte Angabe zum Todeszeitpunkt gelegentlich einen Nachsatz wie »Der Tod erfolgte durch Selbstmord (erhängen)«. Bald ging er dazu über, am linken unteren Blattrand Fußnoten einzufügen. Beschränkte er sich in den ersten Tagen auf »Selbstmord«, so ergänzte Sorge in den folgenden Wochen: »Selbstmord durch Erhängen«, »Selbstmord durch Vergiften«, »Freitod durch Öffnen der Pulsader«, »Freitod durch erschießen«, »durch die Mutter getötet«, »getötet von den Eltern durch Gift«. Manchmal ersetzte er das Wörtchen »verstorben« durch ein »tot aufgefunden«, um den Charakter des Ereignisses anzudeuten. Mit diesen Wendungen zog der Standesbeamte Sorge den Vorhang des bürokratischen Formalismus einen Spalt beiseite und gab einen Blick auf das Geschehen jener Tage frei.

Am 19. Oktober unterzeichnete er die letzten ihm gemeldeten Selbstmordfälle unter den fortlaufenden Nummer 926 und 927. Es waren die Frau und der jüngste Sohn des Medizinalrates Dr. Herbst. Bis dahin hatte er beinahe 200 solcher Schilderungen angehört, aufgenommen und beurkundet. Die wenigen, die noch folgten, tragen die Signatur eines anderen Beamten.

Teil II
DEMMIN IST ÜBERALL

Rufer aus dem Trümmertempel

Der Pfarrer der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche am Berliner Kurfürstendamm war ein Mann von unscheinbarer Gestalt. Ein schmales Gesicht über schmalen Schultern, ein fliehendes Kinn. Die scheu wirkenden Augen blickten aus runden Brillengläsern. Schütter wie sein Haar war der Oberlippenbart, der sich wie eine blasse Parodie des notorischen Führerbärtchens ausnahm. Doch Gerhard Jacobi war keineswegs der furchtsame Leisetreter, den seine äußere Erscheinung vermuten ließ. Als Präses der oppositionellen Bekennenden Kirche vertrat er seit zwölf Jahren Standpunkte gegen das herrschende Regime, für die er sich verhöhnen, verhaften und verprügeln ließ. Umgekehrt ersparte er seiner evangelischen Kirchengemeinde nicht die Auseinandersetzung mit den vielen Abgründen des Zeitgeistes, die das christliche Gewissen herausforderten.

An einem Sonntag Anfang März 1945 predigte Jacobi gegen einen Erzfeind von Leben und Seele: den Selbstmord. Unter die Zuhörer hatte sich der dänische Zeitungskorrespondent Jacob Kronika gemischt, der regelmäßig in den Kirchen Berlins nach Gegenstimmen zu den dröhnenden staatlichen Verlautbarungen suchte. Er fühlte sich von Jacobis eindringlicher Rede an diesem Morgen seltsam berührt. Sie schien ihm nicht recht zu dieser Kirchengemeinde zu passen.

Die Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche, der vieltürmige Renommierbau des Kaiserreiches im westlichen Zentrum der Reichshauptstadt, war wiederholt von Bomben getroffen worden. Der Dachstuhl über dem Kirchenschiff war eingebrochen und die Turmspitze abgeknickt. Fensterlos und zerschliffen stand sie da, wie ein abgenagtes Skelett, ein nicht mehr betretbarer Trümmertempel. Dennoch versammelten sich die Menschen in beachtlicher Zahl zum Gottesdienst in einem zugigen Ausweichquartier: »Der Gemeindesaal war brechend voll.« Kronika erlebte eine Schar von Gläubigen, die sich von Bombenkrieg und Winterkälte nicht abhalten ließen, »etwas von einem kämpferischen Geist spürt man in diesem Singen.«

Ausgerechnet vor diesen Menschen predigte Pfarrer Jacobi in strengem Gestus zum Thema Selbstmord. Dabei schien es Kronika, als richte er seine Ansprache direkt an jeden Einzelnen im Saal. Unmissverständlich stellte er klar, dass es einem Christen unter keinen Umständen offenstünde, sich selbst zu töten. Wie hoffnungslos und elend das irdische Leben gerade in diesen

Zeiten auch sein mochte, das »Nein« zum Selbstmord sei unumstößlich.

Dazu haben wir kein Recht. Als Christen müssen wir bereit sein, noch weit größere Leiden zu erdulden, als die, welche uns bisher auferlegt wurden, sagte der Prediger. Von tiefem Ernst erfüllt, verließ die Gemeinde diesen sonderbaren Gottesdienst.

Sonderbar erschienen dem dänischen Korrespondenten zwei Dinge. Zum einen hatten die Menschen, die wortlos aus dem Gemeindesaal strömten, bereits einiges erdulden müssen. Sie waren ausgebombt worden oder rechneten täglich damit, hatten Angehörige, Söhne, Ehemänner oder ihre Existenz verloren, und nun sollten sie noch Schlimmeres aushalten. Auf der anderen Seite bemerkte er in ihren grauen, verschlossenen Mienen jedoch kein Erstaunen darüber, dass ihr Pfarrer ihnen gerade reihum Selbstmordabsichten unterstellt hatte. Kronika beschloss, der Sache auf den Grund zu gehen. Er fing Pastor Jacobi am Ausgang ab und fragte ihn nach den Beweggründen für seine Predigt. Jacobi führte ihn in sein Arbeitszimmer und schloss hinter sich die Tür.

Es besteht die Gefahr einer Selbstmordepidemie. Wiederholt werde ich von Mitgliedern meiner Gemeinde aufgesucht, die mir anvertrauen, sie hätten sich eine Ampulle mit Zyankali gesichert. Sie sehen keinen Ausweg.

»Selbstmordepidemie« – Pfarrer Gerhard Jacobi war der Erste, der diesen Begriff in die Welt setzte. Damit beschwor er das Bild einer Infektionskrankheit, wie sie in breiten Teilen der Bevölkerung lauert, um auf bestimmte Auslöser hin auszubrechen und sich dann explosionsartig auszubreiten. Alarmiert durch die zahlreichen Bekenntnisse seiner Gläubigen, die ihren eigenen Tod planten, befürchtete Jacobi, dass eine solche ansteckende Seuche im Begriff war, auszubrechen. Die Verantwortung für diese Gefahr sah er bei der Propaganda, die den Deutschen einhämmerte, dass überall dort die Hölle aufbreche, wo die Sowjets auftreten. Kaum jemand könne sich dieser Gräuelpopaganda entziehen. Da sähen viele keine andere Möglichkeit mehr, als sich Gift zu verschaffen.

Bei Jacob Kronika hinterließ dieser Besuch nachhaltigen Eindruck. Von da an kehrte er in seinen Tagebuchblättern aus dem untergehenden Berlin immer wieder zur Prophezeiung dieser spätwinterlichen Predigt zurück: der ansteigenden Selbstmordwelle im Deutschen Reich. Er fand darin ein beklemmendes Echo auf seine eigene Ahnung, als er wenige Tage zuvor

einen deutschen Bekannten am Rande der Selbstaufgabe vorgefunden hatte: »Ich kann nicht mehr«, seufzte er. »All das, woran ich geglaubt habe, enthüllt sich als Wahnsinn und Verbrechen.« Kronika war dem linientreuen Journalistenkollegen am Wilhelmplatz im Regierungsviertel begegnet. Er trug wie stets das Emblem mit dem Hakenkreuz, besuchte folgsam die Pressekonferenz des Propagandaministeriums und schrieb die befohlene Durchhalteprosa. Er schrieb und schwieg, obwohl er sah, dass alles vorbei war.

Er ist verzweifelt – aber die Tyrannei zwingt ihn weiterzumachen, weiter wie bisher, weiter wie seit 1933 ... Das ist in Wirklichkeit die furchtbare Tragödie des deutschen Volkes: es hat keine Kraft und sieht keine Möglichkeit, sich von der Herrschaft des Bösen freizumachen.

Für Jacob Kronika war diese Tragödie, die als Leitmotiv seine Notizen durchzog, auch seine eigene. Sie war es zumindest auf dem Papier, denn als Vertreter der dänischen Minderheit im Deutschen Reich besaß er auch die deutsche Staatsbürgerschaft. Er schrieb außer für dänische und schwedische Zeitungen für den deutschsprachigen *Schleswiger*. Die Machtübernahme der Nationalsozialisten hatte er zunächst begrüßt, sich aber bald von der »Rebellion des Krieges gegen den Frieden« distanziert und dies schon in seinem äußeren Auftreten bekundet.

Kronika war Zivilmensch durch und durch. In den Straßen des nationalsozialistischen Berlins wirkte er wie ein gemütlicher dänischer Tourist von Ende vierzig, das grau melierte Haar in leichter Welle und der gepflegte Anzug mit Einstecktuch wie zu Friedenszeiten. Dabei lebte er seit 13 Jahren in Berlin und war fest entschlossen, den deutschen Untergang bis zum Schluss schreibend festzuhalten. Dafür durchstreifte er die Stadt von einem Ende zum anderen, auf den Bürgersteigen im zäh-graubraunen Kehricht des Luftkriegs, durch ins Unkraut wuchernde Parkanlagen, vorbei an geschwärzten Hauswänden und in Schutt rostenden Badewannen. Vorbei an verbogenen Kupferrohren und aufgerissenen Hauswänden, an denen noch Kachelöfen festhingen wie in bissigem Trotz.

Er sah und deutete die Symptome des Zerfalls und der Selbstaflösung. Vor allem jedoch hörte er den Menschen zu, die ihm, dem freundlichen Ausländer, freimütig ihre Geschichten erzählten. Ein bevorzugter Ort für solche Gespräche waren die Luftschutzräume, in denen er zwischen Berlinern jeder Couleur viele Stunden absitzen musste. Unter demselben

Datum wie Pfarrer Jacobis Selbstmordpredigt, am 6. März 1945, notierte er in sein Tagebuch:

Wilhelm II. versprach uns herrliche Zeiten, sie kamen aber nicht. Hitler und Goebbels versprechen uns eine Menge Selbstmorde – und die kriegen wir! So wurde gestern abend laut in unserem Luftschutzraum gesagt.

Kronika war aufgefallen, dass sich Zeitungen wie der *Völkische Beobachter*, der staatliche Rundfunk und sogar die Spitzen des Regimes persönlich in diesen Tagen mit dem Thema Selbstmord zu beschäftigen begannen.

»Goebbels schlägt einen neuen Ton an: er spricht über den Selbstmord als letzten Ausweg.« In einer Rundfunkrede hatte dieser in abgedroschenem Pathos das historische Beispiel Friedrichs II. heraufbeschworen, für den nur Tod oder Sieg gegolten hätte. Der Preußenkönig musste für die Stilisierung des Selbstmordes als heldenhaftes Selbstopfer herhalten, da er doch selbst in größter militärischer Not mit dem Gedanken an Gift gespielt habe. Plumper hatten es die Propagandamedien selten versucht, an die Opferbereitschaft der Bevölkerung zu appellieren.

Am Ende seiner Tagebucheintragung für den 6. März kehrte Jacob Kronika zurück zu Pfarrer Jacobis Analyse: »Die größte Verantwortung für diese zunehmende Selbstmordtendenz fällt auf Dr. Goebbels.« In einem Punkt allerdings war die Wirklichkeit den sinistren Prophezeiungen aus der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Gemeinde voraus. Die Selbstmordepidemie war Anfang März 1945 im Deutschen Reich keine bloße Gefahr mehr. Sie war bereits ausgebrochen und nahm rasant an Fahrt auf.

Eine Welle rollt ins Reich

Ein weiteres Leben ist unerträglich. Undenkbar ist auch ein weiteres glückliches Zusammenleben mit Dir, liebste Inge und unserem innigstgeliebten Töchterchen, da durch den Krieg, der mir durch die Unbesiegbarkeit des Bolschewismus und durch den Beitritt Amerikas auf die Seite unserer Feinde aussichtslos erscheint, keine ausreichende Verdienstmöglichkeit auch zu späterer Zeit für mich besteht. Erste und letzte Ursache meiner Verzweiflung ist die Aussichtslosigkeit auf den Sieg.

Den ausführlichen Abschiedsbrief fand die Berliner Polizei bei der Leiche eines 56-jährigen Lehrers aus Weißensee. Er war gerichtet an seine Ehefrau und datiert auf den 21. August 1943. Die Niederlage der deutschen Armee bei Stalingrad ein halbes Jahr zuvor war der Auslöser gewesen für eine erste Kette von Selbstmorden im ganzen Reich, die in der Furcht vor dem Bolschewismus im Speziellen und vor der düsteren Zukunft Deutschlands im Allgemeinen gründete.

Diese suizidale Stimmung machte nicht bei Zivilpersonen halt. Unter den Soldaten der Wehrmacht meldeten die Wehrkreise nach dem Desaster von Stalingrad innerhalb von wenigen Monaten mehr als 2000 Fälle und damit doppelt so viele Selbsttötungen wie in den ersten drei Kriegsjahren insgesamt. Nach der Landung der Alliierten in der Normandie 1944 registrierte die deutsche Luftwaffe dann nochmals einen erheblichen Anstieg der Selbstmorde und Selbstmordversuche. Noch aber handelte es sich um isolierte Einzelfälle, oftmals langfristig im Voraus geplant und mit Abschiedsbrief begründet. Noch hatten die klassischen Tatmuster aus Friedenszeiten Gültigkeit.

Die militärischen und moralischen Rückschläge von Stalingrad und der Normandie sowie der zermürbende Bombenkrieg gegen die deutschen Städte hatten nicht nur über die Siegespanoramen der letzten Jahre tiefdunkle Schatten geworfen. Mit ihnen gewannen die drastischen Bilder der antialliierten Propaganda eine neue, gar nicht beabsichtigte Dimension. Statt Hass und Hochmut fraß sich existenzielle Angst in die Psyche der Deutschen. Angst vor der Invasion, Angst vor dem Verlust der Ehre, der Heimat, der Familie, des Lebens und des Lebenssinns.

Das in sämtlichen Medien reichsweit ausgeweidete »Nemmersdorfsyndrom« fachte im Herbst 1944 in den östlichen Gebieten Deutschlands diese angstvolle Stimmung zur Panik an. Obwohl es den

deutschen Truppen gelungen war, den sowjetischen Vorstoß bei Nemmersdorf aufzuhalten und sogar hinter die Grenze zurückzuschlagen, ließ der tiefe Schrecken vor dem Kommenden die Menschen nicht mehr los. »Noch war es schwer zu begreifen, was da geschah, und niemand durfte es wagen, seinen geheimen Befürchtungen offen Ausdruck zu geben.«

Hans von Lehndorff, ein 35 Jahre alter Arzt aus dem ostpreußischen Insterburg, beobachtete in diesen letzten Wochen des Jahres viele Menschen in den Dörfern dabei, wie sie gedankenverloren in den Himmel starrten. Sie sahen den Vögeln nach, die ihren Weg nach Süden einschlugen. »Jeder mochte bei ihrem Anblick etwa das gleiche empfinden: ›Ja, ihr fliegt nun fort! Und wir? Was soll aus uns und unserem Land werden?‹«

In den Nächten hatten sie die östlichen Grenzstädte bereits als hell aufzuckende Punkte unter den Granateinschlägen wahrnehmen können. Keine dreißig Kilometer waren es von Insterburg bis Nemmersdorf. Auch ohne die schrille Begleitmusik der Propaganda ließ ihnen das Schicksal des Nachbarortes das Blut erstarren. Sie wussten, dass Millionen sowjetische Soldaten hinter der Grenze standen, die auf den Augenblick hingerungen hatten, nach vier Jahren endlich deutschen Boden zu betreten und die Städte des Feindes zu überrennen. Die Riesenwelle aus Wut und Hass würde sich als Erstes über ihnen brechen.

Als am 13. Januar der sowjetische Angriff auf Ostpreußen begann, übernahm Hans von Lehndorff die Leitung eines Königsberger Lazaretts. Die Menschen in der »Festung Königsberg«, die bald von den Sowjets eingeschlossen war, schienen ihm der Wirklichkeit weit entrückt. Am 23. Januar verzeichnete er in seinem Tagebuch den Besuch einer älteren Dame, die ihn um eine lang aufgeschobene Krampfader-Operation ersuchte, während draußen die Kanonen wummerten. Von einer Flucht wollte sie nichts wissen. Lehndorff glaubte seinen Ohren nicht zu trauen, als er sie sagen hörte: »Unterm Russ' läßt uns der Führer nicht fallen, da vergast er uns lieber. Ich sehe verstoßen in die Runde, aber keiner scheint an diesem Ausspruch etwas zu finden.«

Es dauerte nicht lange, bis von ihm selbst eine dumpfe Untergangsstimmung Besitz ergriff: »Es ist nicht mehr so wichtig, was aus uns wird.« Ein paar Tage später schoss die russische Artillerie bereits nach Königsberg hinein. Zusammen mit seiner jungen Assistenzärztin besuchte er

ihre Eltern im Vorort Juditten, wo sie ihnen helfen wollten, sich auf die Flucht nach Westen vorzubereiten. »Doktora«, wie von Lehndorff die Kollegin in seinen Aufzeichnungen respektvoll nennt, wurde ihm in diesen Monaten zur engsten Gefährtin. Das Schicksal bis in die schlimmsten Momente zu teilen war ein Weg, es von sich fernzuhalten.

In Juditten eröffneten ihnen Doktoras Eltern, dass sie den Fluchtgedanken fallengelassen hatten. Stattdessen gedachten sie, ihrem Leben nach dreißig Jahren glücklicher Ehe gemeinsam ein Ende zu setzen. Weder ihre Tochter noch der Arzt fanden triftige Argumente, es ihnen auszureden. Offenbar suchten sie nicht einmal danach. Aus Lehndorffs karg gehaltenen Tagebuchzeilen spricht weder Überraschung noch Empörung. Keine Auflehnung vor dem mittlerweile Selbstverständlichen.

Sie stehen nicht allein vor dieser Entscheidung. Wo man auch hinhört, überall wird heute von Zyankali gesprochen, das anscheinend in jeder Menge zu haben ist. Dabei steht die Frage, ob man überhaupt dazu greifen soll, gar nicht zur Debatte. Nur über die notwendige Menge wird verhandelt, und das in einer leichten, nachlässigen Art, wie man sonst etwa über das Essen spricht.

Auf wenige Zeilen verdichtete hier der Mediziner Lehndorff die Symptomatik jener Epidemie, die von Ostpreußen ausgehend bald den ganzen Zusammenbruch des Dritten Reiches flächendeckend begleitete. Angesichts der physischen, psychischen und mentalen Schrecken dieses Untergangs löste sich der Selbstmord aus den gesellschaftlichen Konventionen, die ihn als extremen, für die Nachwelt und das menschliche Miteinander schwer fassbaren Akt qualifizierten. Die jahrhundertealte Verdammung durch die Kirchen hatten ihn mit dem Ruch des Unmoralischen und Verbotenen überzogen. Anders als eine tödliche Krankheit mobilisierte der Selbstmord nicht nur Mitgefühl und Trauer, sondern Fassungslosigkeit, abgründigen Schauer und die Fragen nach Schuld und möglicher Verhinderung. Die Tat selbst galt als singuläre Entscheidung, mit der sich der Selbstmörder neben oder gegen die Ordnung der Gesellschaft stellte. Berichte und Geschichten über Menschen, die sich selbst umgebracht hatten, schienen wie von selbst ein Senken der Stimme und eine vorgehaltene Hand zu fordern. Den Selbstmord umgab ein machtvolles Tabu.

Stillschweigend verlosch diese Verbotskraft, als die Sowjets im Osten und

die Alliierten im Westen ansetzten, Deutschland zu erobern. Die Ordnung der Gesellschaft, die das Tabu schützen sollte, war dabei, sich selbst zu zerstören. An ihre Stelle traten in der Erwartung der Menschen Chaos und Anarchie, Terror, Unterdrückung, Gewalt und Demütigung. Eine namenlose Furcht vor dem, was kommen würde. Zugleich rückte der Selbstmord in den Rang eines letzten Auswegs vor der vollkommenen Preisgabe. Zu wissen, dass sie ihre eigenen Leiden auf Erden verkürzen konnten, bot den Verzweifelten einen letzten Trost. So wie in Königsberg sprachen die Menschen im Deutschen Reich bald überall und offen vom Schlussmachen, von Mitteln und Wegen, vom rechten Ort und vom geeigneten Zeitpunkt, »in einer leichten, nachlässigen Art«. Das Tabu war gefallen. Der Selbstmord wurde zur alltäglichen Begegnung mit dem Leben.

Davon konnte sich Hans von Lehdorff in derselben Nacht vom 28. Januar 1945 überzeugen, als er mit Doktora aus der Stadt noch einmal in den Königsberger Vorort zurückkehrte, um nach ihren Eltern zu sehen. Da hatten die beiden älteren Herrschaften ihren Vorsatz bereits in die Tat umgesetzt. Der Zeuge notierte es ohne den Anflug eines Erstaunens, als wären die Eltern lediglich ausgegangen.

Dann sind wir nachts noch einmal in Juditten, finden die Toten in ihren Betten, sorgfältig zurechtgelegt von der älteren Tochter, die das Haus schon verlassen hat. Das Fenster steht offen, im Zimmer ist es eisig. Eine Weile stehen wir stumm. Draußen auf der Treppe sprechen wir das Vaterunser.

Von Lehdorff schloss seinen Bericht aus Juditten mit einem Hinweis auf das letzte typische Element der Selbstmordepidemie, wie es der Berliner Pastor Jacobi ein paar Wochen später in Berlin formulieren sollte: das Moment der Ansteckung.

Als wir aus der Haustür treten, stürzt uns von der gegenüberliegenden Straßenseite eine Frau entgegen und schreit: »Frau Doktor, sind Sie es? Kommen Sie schnell, mein Mann hat sich mit Gas vergiftet!«

In den Wochen bis zur Kapitulation Königsbergs am 9. April und darüber hinaus verzeichnete von Lehdorff immer neue Vorfälle, die seine Diagnose bestätigten. Die Kollegin und er fanden Menschen in tagelangem Tiefschlaf, die große Mengen von Tabletten geschluckt hatten. Sie bemerkten die neidvollen Blicke der Lebenden auf die Toten. Tagelang rang von Lehdorff mit seiner Operationsschwester, um sie davon abzubringen, sich das Leben

zu nehmen, wozu sie fest entschlossen war. Er hielt Ansprachen im Operationssaal seines Lazaretts, »um der Ansteckungsgefahr des Selbstmordes entgegenzuwirken«. Er fand einen Kollegen tot mit durchschnittenen Pulsadern, andere rettete er vor dem Verbluten.

Sein tiefer Glaube schützte von Lehdorff wie auch die Kollegin Doktora davor, in diesem Mahlstrom mit unterzugehen. Die Worte aus den Evangelien gaben ihnen die Kraft, sich festzuhalten. Aber unendlich war selbst diese Kraftquelle nicht. Ein paar Tage nach der Eroberung konnte es Lehdorff nicht verhindern, dass seine Gefährtin von einem Sowjetsoldaten vergewaltigt wurde. An diesem Punkt brach er zusammen. Er, der immer getan hatte, was der Augenblick erforderte, als Arzt, als Helfer, als Mahner, als Verhandler, wandte sich ab und zog sich zurück. Er war an der Schwelle angelangt, nun selbst die Brücken hinter sich abubrechen. »Ein Stachel bohrt sich in den Rest meiner Seele. Ich schleiche fort und lasse mich irgendwo auf eine eiserne Bettstelle fallen. Jetzt schlafen, schlafen und nichts mehr sehen. Es ist genug.« Es war Doktora, die ihn zurückholte und an ihren gemeinsamen Glauben erinnerte. Sie beschwor ihn, wegzugehen, sich alleine nach Westen durchzuschlagen. Für sie selbst sah sie diesen Weg nicht mehr. »Du kannst hier doch nichts mehr tun. Ich habe meine Tabletten, und außerdem weiß ich, daß Gott nichts Unmögliches verlangt.«

Im Juli 1945, der Krieg war seit zwei Monaten zu Ende, wollte Doktora eines Morgens einfach nicht mehr aufwachen. Auf ihrem Tisch lag ein Zettel. Sie habe ein paar Schlaftabletten genommen, man solle sie nicht wecken. An diesem Zustand sollte sich nichts mehr ändern. »In mir ist jede Regung erstorben. Ich gehe umher und verrichte mein Tagewerk, als ginge mich die Sache gar nichts an. Bin ich vielleicht selbst schon innerlich tot?« Am nächsten Tag hörte ihr Herz auf zu schlagen. Zwei Jahre später machte sich von Lehdorff auf den Weg nach Westen.

Hans von Lehdorffs Aufzeichnungen aus Königsberg erschienen ein paar Jahre später als Sonderheft in der Reihe »Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa«. Dieses ausufernde Quellenwerk machte kurz nach Kriegsende mehr als 1000 Augenzeugenberichte und Dokumente öffentlich zugänglich, ausgewählt aus einem ursprünglich zehnmal größeren Materialfundus. An ihnen lässt sich wie auf einer Landkarte der Weg der Selbstmordwelle von Ostpreußen an die Oder-Neiße-Linie bis in kleine und kleinste Orte nachzeichnen. So wie Massenflucht,

Plünderungen und Vergewaltigungen wurden Selbstmorde ein zwingendes Begleitphänomen der finalen Kämpfe um das Dritte Reich. Diese erste Welle von Selbsttötungen im Osten des Reiches folgte parallel dem Vorstoß der Roten Armee. Mitunter ging sie ihm voraus.

Kaum einer dieser kurz nach Kriegsende im Rahmen einer Sammelaktion verfassten Erlebnisberichte reicht in Umfang und Vielschichtigkeit an Lehndorffs *Ostpreußisches Tagebuch* heran. Doch bestätigten sie seine Königsberger Erlebnisse auf dem ganzen langen Weg nach Westen: Männer, Kinder, Frauen, Soldaten, die sich erhängten, ertränkten, vergifteten, erschossen und erschießen ließen. Gemeinsam, alleine, gegenseitig.

So fand man im masurischen Liebemühl eine Familie gemeinsam im Tod vereint: »Tote sitzen auf dem Sofa, hängen über Stühlen, liegen in den Betten.«

Im Kreis Osterode: »Schauder über Schauder krochen über unsere Rücken. Hätte ich doch Gift, sagte ein Mann, ich würde mich mit der ganzen Familie vergiften.«

Im westpreußischen Elbing: »Der dienstälteste Wachtmeister sagte wie abwesend: Herr Hauptmann hat sich heute Nacht auf dem Gefechtsstand erschossen.«

In Tempelburg bei Neustettin: »Im Laufe des Vormittags kam der Hauswirt aus seinem Garten zurück ins Zimmer und erzählte, daß im Garten unter einem Baume vier Leichen (Männer und Frauen) lägen, während drei Leichen im Baum hingen.«

In Treptow nahe der Ostsee: »Als ich mich verabschiedete, sagte er: ›Wir haben uns heute zum letzten Mal gesehen.‹ Sein Plan stand wohl fest. Er verließ den Ort seiner Wirksamkeit nicht und hat noch am selben Tage – wie ich später erfuhr – sein Leben durch Freitod beendet.«

In Belgard in Hinterpommern: »Auf dem Friedhof hatte man Massengräber angelegt, da es sonst unmöglich war, die Leichen zu begraben. Viele hatten selbst Hand an sich gelegt.«

In Lauenburg bei Gdingen: »Es ist zu verstehen, wenn in jener schrecklichen Nacht etwa 600 Einwohner freiwillig in den Tod gingen.«

In Occalitz in Pommern: »Es sind in der Försterei allein 62 Menschen von

dem Gut und Dorf Occalitz daraufhin durch Ertränken in dem See, durch Erschießen durch den Revierförster Täger, durch Gift und durch Erhängen in den Tod gegangen.«

In Labischin bei Posen: »Mehrere Deutsche, besonders Baltendeutsche, haben gleich am ersten Tag Selbstmord z. T. mit der ganzen Familie verübt, und zwar durch Gift und Aufschneiden der Pulsadern.«

In Kurzig in Ostbrandenburg: »Die junge Frau Lemke hatte sich mit ihren beiden Kindern erschossen. Der Mann war Soldat, er hatte ihr die Pistole dagelassen.«

In Lossen in Niederschlesien: »Frau Schneidermeister Pfeifer aus Jeschen erhängte aus Verzweiflung ihre drei Kinder im Alter von acht bis dreizehn Jahren und sich dann selbst.«

Bei Breslau: »In der Nacht habe ich mich dann mit Quadronox vergiftet (ca. 10 Pillen), bin nach drei Tagen leider wieder zur Besinnung gekommen.«

Im schlesischen Liegnitz: »In diesen Tagen sind unzählige Selbstmorde geschehen. Auch meine Tochter und eine Frau mit ihren zwei kindlichen Töchtern wollten es tun. Die Verzweiflung war unbeschreiblich.«

In Posen in Niederschlesien: »... begingen mein Onkel, meine Mutter und jüngerer Bruder Selbstmord durch vorzeitiges Schließen des mit Kohle geheizten Ofens. Auch ich sollte mein Leben mit lassen, bin jedoch, als es mir unerträglich wurde, davongelaufen.«

In Sternberg im Sudetenland: »Immer mehr Namen von Mitbürgern werden bekannt, die aus Angst vor den Russen Selbstmord verübten.«

In Mährisch Schönberg: »Am Abend dieses 8. Mai hatte unsere Hausfrau meine Frau umarmt und meinte: ›Nun haben wir das Schrecklichste überstanden.‹ Später wählte das Ehepaar den Freitod.«

Zwischen solchen Erlebnisberichten und dem Erlebten selbst lagen nur wenige Jahre. Die Wucht der Ereignisse beherrschte die Erinnerung im Moment der Niederschrift. Die Persönlichkeiten der Selbstmörder, ihre inneren Beweggründe, Motive und Vorgeschichten waren im atemlosen Stakkato der Ereignisse weder erkennbar noch schienen sie von Bedeutung. Alles verblasste hinter dem chaotischen Kriegsende und dem Auftreten der

sowjetischen Armee. Nur vereinzelt finden sich Zeugnisse, in denen sich der Gemütsverfassung jener Menschen am Abgrund des Lebens nachspüren lässt. Eines davon ist die Geschichte von Johannes und Hildegard Theinert.

Der Lehrer und seine Frau

Studienrat Johannes Theinert war Lateinlehrer in Glatz im südwestlichen Niederschlesien, keine hundert Kilometer von Breslau. Mit anmutigen Barock- und Renaissancefassaden schmiegt sich die Stadt in den Talkessel der Neiße. Unten am Fluss stand das Haus des Lehrers, der von seinem Balkon aus direkten Blick auf den Strom hatte. Dort saß er oft und schaute hinab in die sanften Strudel der Wellen. Bei seinen Schülern war Johannes Theinert beliebt. Ein gütiges, rundliches, offenes Gesicht, zu dem das ordentlich getrimmte Hitler-Bärtchen nicht recht passen wollte. Seine Uniform war der altmodische Anzug mit gepunkteter Krawatte. 1936 heiratete er mit 53 Jahren Hildegard Linke. Ein Jahr später begann er, Tagebuch zu führen. Auf den Tag genau bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges.

Der letzte Eintrag allerdings stammt von der Hand seiner Frau. Am 9. Mai 1945, dem Tag der deutschen Kapitulation in Berlin-Karlshorst, schrieb Hildegard Theinert als Erstes: »Der Krieg ist zu Ende. Die Waffen schweigen.« Zuvor hatte sie die zurückflutenden deutschen Soldaten gesehen, einzeln und in Gruppen, deren Ziel die Höhenzüge im Westen waren. Dazwischen die Flüchtlinge, Trecks oder Reste von ihnen, die mal diese, mal jene Richtung einschlugen oder irgendwo hängen blieben. Ansonsten hatte der Krieg die Glatzer bislang unbeachtet gelassen. Keine Bomben, keine Kämpfe, kein einziger Schuss. Noch kein fremder Soldat hatte die Stadt betreten. Die Freude, dass der Krieg zu Ende war, ein Glücksgefühl darüber, davongekommen zu sein, wollte sich bei den Theinerts dennoch nicht einstellen. »Die Gerüchte jagen einander. Überall die bange Frage ›Was wird nun kommen, was wird mit uns geschehen?‹«

Welchem Zweck die Zerrbilder der antibolschewistischen Propaganda von der mordlustigen Sowjetbestie gedient hatten, war den beiden immer klar gewesen. Nicht deshalb jagte ihnen der Gedanke »Die Russen kommen!« eine solch entsetzliche Angst ein. Vielmehr wussten sie seit ein paar Wochen auch, was die Propaganda ihnen verschwiegen hatte. Hildegard und Johannes Theinert wussten, welche Gründe die russischen Soldaten für ihren Hass und ihre Wut auf die Deutschen hatten. Daher mussten sie die Gräuelszenen glauben, die die Propaganda nicht anders als die Flüchtlinge und Soldaten in der Stadt verbreiteten.

Drei Wochen zuvor nämlich hatte ein früherer Schüler, der auf Kurzaufenthalt in Glatz war, seinem verehrten Lateinlehrer einen Besuch abgestattet. Er kam direkt von der Ostfront, wo er als Soldat jahrelang in die beiderseitigen Abgründe des Vernichtungskriegs geschaut hatte. Schweigend lauschte das Ehepaar den Geschichten von niedergebrannten Dörfern und Landstrichen, von gehängten »Partisanen« mit Kindergesichtern, vom Genickschuss für die Verwundeten, von verhungerten Gefangenen, von den sowjetischen Vergeltungsaktionen an seinen Kameraden. Schweigen auch dann, als er damit anfang, vom Geschehen hinter der Front zu berichten. Vieles hatten die Soldaten dort gesehen und miterlebt, was sie zuhause allenfalls angedeutet hatten. Jetzt aber, wo alle das Ende kommen sahen, war es vorbei mit Vorsicht oder Rücksicht. Der ehemalige Schüler wurde nun selbst zum Lehrer, der seinem früheren Meister die ganz und gar böse Wahrheit beibrachte. So erzählte er von den schmutzigen Gruben, den Kleiderhaufen und hoffnungslosen Menschenschlangen, den Wachtürmen hinter Stacheldrahtzaun. Von den Mörderkameraden in deutscher Uniform.

SS, Feldgendarmarie, Sondereinheiten, Erschießung ungezählter Juden, die Behandlung der russischen Kriegsgefangenen, was sich in den Konzentrationslagern abgespielt hat – der Haß wird nun über uns kommen.

Herr und Frau Theinert spürten, wie nah ihnen das kam, wie sehr das ihre eigene Geschichte war, selbst wenn sie viele der genannten Orte und Bezeichnungen nur vom fernen Hörensagen kannten. Nicht nur den Krieg trug ihnen der Schüler in ihr beschauliches Wohnzimmer über der Neiße, sondern auch die Verbrechen und die Schuld. Vielleicht geschah das aus Enttäuschung. Viele seiner Schüler hatten es nicht verstehen wollen, dass ausgerechnet Dr. Theinert, die hoch geschätzte Respektsperson, zum Unterrichten an eine Adolf-Hitler-Schule gegangen war. Ein nationalsozialistisches Ausleseinstitut.

Als der Schüler sie schließlich verlassen hatte, gab es zwischen ihnen nicht mehr viel zu besprechen. Beide wussten, dass nach dem, was sie vernommen hatten, ihre Welt nicht mehr dieselbe sein konnte. In ihrem Tagebucheintrag vom 9. Mai notierte Hildegard Theinert:

Johannes hatte das alles schweigend angehört. Wie versteinert, bleich, in sich zusammengesunken, saß er den ganzen Abend bis in die Nacht hinein vor dem Fenster und starrte hinunter auf die Neiße. An diesem Abend haben wir nur wenige Worte gewechselt.

Der Blick auf die Neiße. Verstrickung, Mitschuld, eigene Schuld. Auch ohne Worte sprachen sie an diesem Abend einstimmig das Urteil über sich selbst. Wenn der Krieg verloren ging, musste sie die Rache der Sieger treffen. Ihn, den Lehrer im NS-Institut, würden sie ganz sicher holen. Ihre Stadt am Fluss, ihre Heimat zu verlassen, schlossen sie aus. »Das Leben hätte dann für uns jeden Sinn verloren.« Ganz im Stillen fällten sie den Entschluss, zu dem sie keine Alternative sahen. »Dann würden wir gemeinsam in den Tod gehen.«

Von diesem Tag an nahmen sie innerlich Abschied von allem, was ihnen lieb war. Von der Stadt, von ihren Menschen, von ihrem Haus, ihrem Fluss. Drei Wochen, ein langer Abschied. Am 9. Mai 1945 hörten sie die Nachricht von der Kapitulation nach sechs Jahren Krieg. Es war ein wunderschöner Tag, die Luft warm. Ein leichter, milder Wind schien die Menschen hinaus in die Natur locken zu wollen. »Farbig glitzernd fließt die Neiße an unserer Heimatstadt vorbei, ganz ruhig und so anheimelnd. Die Strahlen der Nachmittagssonne spiegeln sich in den kräuselnden Wellen.«

Anstelle ihres Mannes setzte sich dieses eine Mal seine Frau Hildegard am Schreibtisch über das Tagebuch. Sie versuchte, die Stimmung im Haus und in ihr selbst festzuhalten. Sie wusste, es würde der letzte Eintrag sein. »Von unserer Wohnung habe ich heute endgültig Abschied genommen. Sie hat uns so viele schöne Stunden geschenkt.« Fast den ganzen Krieg über hatten sie beide nicht für möglich gehalten, was heute geschah. Stattdessen hatten sie weiter und weiter geglaubt, gehofft und geträumt.

Wie schön könnte die Zukunft sein, wenn, ja wenn nicht die grausige Wirklichkeit alles zunichtemachen würde, wovon wir träumten, wenn der Krieg zu Ende sein würde. Noch einmal einen langen, letzten Blick hinüber zur Stadt, hinauf zur Festung.

Wovon sie geträumt hatten, war der Traum von vielen Millionen Deutschen gewesen. Die grausige Wirklichkeit war jene, die sie alle nicht hatten sehen wollen, aber nicht mehr verdrängen konnten. Denn jetzt rückte sie ihnen hart, brüllend und triumphierend auf den Leib.

Nun ist es soweit. Die Russen sind in der Stadt. Eben hören wir, daß Dr. Nebler seine Töchter und seine Frau und dann sich getötet hat. In der Nachbarschaft erhängte der Hauswirt seine junge Frau, und gleiche Nachrichten häufen sich.

Sie waren also nicht die einzigen. Angst, Ansteckung, Anstiftung. Die Selbstmordepidemie, der sich Glatz bis dahin hatte entziehen können,

flammte jäh in den Straßen und Häusern des Städtchens auf. Die Frau des Lehrers blieb in diesen dramatischen Minuten an ihrem Platz und schrieb weiter an den letzten Zeilen des Tagebuchs. Als wollte sie diesen Moment einfrieren oder aufhalten. »Es sind nur noch wenige Augenblicke, dann ist alles vorbei, alles – für immer!«

Zu einem bestimmten Zeitpunkt, den sie miteinander verabredet haben mochten, nahm Johannes Theinert seine Waffe und erschoss Hildegard. Dann sich selbst. Ihr gemeinsames Tagebuch fand man im Haus des Lehrers bei den beiden Toten. Der letzte Eintrag, der ihnen bis zuletzt beim Sterben zusehen ließ, war zu Ende gebracht.

»Wer wird an uns denken, wer jemals erfahren, wie wir endeten. Haben meine Zeilen einen Sinn?«

Höllenmaschine

Bereits im Januar 1945 war die Erste Weißrussische Front ans Westufer der Oder bei Küstrin und Frankfurt vorgestoßen und hatte dort zwei Brückenköpfe errichtet. Die nationalsozialistischen Behörden erklärten Frankfurt an der Oder zur Festung. Der Kommandant ließ Teile der Bevölkerung evakuieren und die Stadt zur Verteidigung ausbauen. Doch bis zum Angriff der Sowjets auf Frankfurt vergingen noch zwei Monate. In dieser Zeit des Abwartens von Ende Januar bis Anfang April 1945 ermittelte die deutsche Polizei mehr als 60 Fälle von Selbstmord, teils in Gemeinschaft begangen. So vergifteten sich Anfang März eine Witwe und ihre Hausdame in ihrer Küche mit Leuchtgas, um der zwangsweisen Räumung ihrer Wohnung zuvorzukommen. Schon Anfang Februar erschoss sich ein pensionierter Generalmajor, nachdem er eine knapp formulierte Abschiedssentenz hinterlassen hatte: »Ich habe mich erschossen, um meinen Haushalt von meiner Belastung zu befreien.«

Es war das Vorspiel zur zweiten großen Selbstmordwelle, die mit Beginn der Berlin-Offensive der Roten Armee auf die deutschen Gebiete westlich der Oder-Neiße-Linie übergriff. Nirgendwo verdichteten sich dabei die Berichte zu solch massiven Szenarien wie in Vorpommern und Mecklenburg. Hier waren es vielfach die Überlebenden, die aus eigenen Erinnerungen, aus Äußerungen ihrer Verwandten und Bekannten, aus nach und nach auftauchenden Schilderungen die Dramen ihrer Heimatstädte rekonstruierten.

In Demmin hatte Norbert Buske, der Sohn des evangelischen Pfarrers aus der Baustraße, mit Mutter und Bruder den Einmarsch der Sowjets und anschließend die Agonie seiner Stadt und den Massenselbstmord der Einwohner erlebt. Er hatte in dem zur provisorischen Arztpraxis verwandelten Konfirmandenraum Schlangen von Menschen mit verbundenden Handgelenken gesehen. In der Messe hatte er Woche für Woche den Abkündigungen, der Verlesung der Toten aus der Gemeinde, gelauscht. Sie schienen ihm länger zu dauern als der ganze Gottesdienst. Jahrzehnte später fügte er die Berichte seiner Verwandten und Freunde und anderer Demminer zu einer Bestandsaufnahme der Tage des Untergangs zusammen. Zum ersten Mal wurden die Konturen der Katastrophe sichtbar. Ihr Ablauf erwies sich als das Muster für eine Vielzahl ähnlicher Ereignisse in der Region. Was Demmin zwischen dem 28. April und dem 3. Mai 1945

mit geschätzt 700 bis 1 000 Selbstmorden erlebte, ereignete sich zeitgleich zwischen Stettin und Rostock in ungezählten Ortschaften.

Zum Beispiel in der Kleinstadt Friedland im Osten der Mecklenburgischen Seenplatte. Sie lag auf der Vormarschrouten der Zweiten Weißrussischen Front Richtung Westen. Am 27. April begann die Wehrmacht damit, die Lazarette zu räumen. Die Rückzugspanik, die viele Bewohner und Flüchtlinge erfasste, riss die Männer des Volkssturms mit, die die Verteidigungsanlagen um Friedland herum besetzt halten sollten. Als am Abend darauf die ersten sowjetischen Soldaten zu Fuß die Lage erkundeten, erschoss ein Polizeikommissar zwei von ihnen, ehe er sich selbst tötete. Zuvor hatte er seine Familie umgebracht. Ehe es zu weiteren Kämpfen kommen konnte, hatten sich die deutschen Soldaten aus Friedland abgesetzt. Nach dem Einmarsch der Sowjets brannte die Stadt zu großen Teilen nieder. Mehr als 500 Menschen, darunter viele Familien, haben sich verschiedenen Quellen zufolge umgebracht.

In der mittelgroßen Residenzstadt Neustrelitz im südlichen Mecklenburg nahmen sich laut Auskunft von Gemeindebüchern und Friedhofslisten beim Einmarsch der Roten Armee knapp 300 Erwachsene das Leben. Erhängte, Vergiftete, Erschossene, Ertrunkene, Verblutete. Mindestens 80 Kinder und Jugendliche mussten mit in den Tod gehen. In einem einzigen Haus erhängten sich ein Schlosser und seine Frau, eine dreiköpfige Friseursfamilie, ein Schuhmacher mit Sohn und Mutter sowie ein Lehrer und seine Ehefrau. Die Lebenden mussten die Toten über viele Tage hinweg aus Kellern ziehen, von den Dachböden schleifen und aus Seen und Gewässern fischen.

Neubrandenburg leistete bei seiner Eroberung am 29. April kaum militärische Gegenwehr. Bald brannte die Stadt, Hunderte gingen freiwillig in den Tod. »Ich erinnere mich noch an eine Situation, als wir eine Tür aufmachten und eine große Familie am Tisch sitzen sahen. Sie hatten den letzten Tag ihres Daseins gefeiert und sich dann offenbar vergiftet. Sie waren alle tot.«

Nicht einmal in den abgelegenen Dörfern und Weilern war es möglich, sich den Schockwellen des Untergangs zu entziehen. In der Gemeinde Ducherow unweit von Anklam schrieb die evangelische Pfarrersfrau Maria Meinhof wenige Tage nach Kriegsende auf, was sie in jenen Tagen erlebt

hatte. Ihr »Tagebuch in schwerer Zeit« richtete sie an ihre acht Kinder, von denen sie nicht wusste, welches von ihnen noch am Leben war. Alle sechs Söhne waren im Krieg. Wer von ihnen zurückkäme, sollte nachlesen können, was in seiner Heimat geschehen war. »An jeden einzelnen von Euch denke ich bei den nun folgenden Aufzeichnungen, als schriebe ich Euch einen Brief. Ob Ihr jemals dies Büchlein in die Hände bekommt?« Indem sie ihnen das Tagebuch schrieb, spürte Maria Meinhof ihre Kinder näher bei sich.

Auf 75 Seiten in wohlgesetzter Handschrift erzählte Maria Meinhof ihr Kriegsende in Ducherow. Sie begann mit dem Flüchtlingsstrom, der ihr Pfarrhaus über Monate in ein Notlager mit bis zu vierzig Menschen verwandelte. Doch zu lange hielt sie sich damit nicht auf, denn sie wollte über jene Tage schreiben, in denen in Ducherow die Welt unterging. Es war der 28. April, als die ersten Bomben auf Ducherow fielen. Tote deutsche Soldaten, die sowjetischen Panzerspitzen. Die Nacht brachte Ducherow, was in hunderten Orten zuvor geschehen worden war. Frauen mit Kopftüchern in die Fensterecke des Wohnzimmers gedrängt. Taschenlampen und vorgehaltene Gewehre. »Das Getrampel der Soldatenstiefel.« Die jungen Frauen, die ins Nebenzimmer gezerrt wurden. Maria Meinhof, mit 60 Jahren, konnte sich einem zudringlichen Soldaten mit großer Widerstandskraft entziehen. Es war die furchtbarste Nacht ihres Lebens. Im Pfarrhaus geriet das Dasein aus den Fugen. »Der Sonntag brach an, wir merkten nichts davon, dass es Sonntag war, an Gottesdienst war nicht zu denken.«

Den ganzen Tag über kamen Soldaten ins Haus. Zu zweit und zu dritt, sie wollten Schnaps und Uhren. Sie öffneten alle Kisten und Koffer und redeten vom Totschießen, während sich ein anderer zu den Kindern setzte und spielte. Ein russischer Kommandant kam ins Wohnzimmer des Pfarrhauses und bestimmte einen Dorfbewohner per Zuruf zum neuen Bürgermeister. Mit der Nacht brach wieder der »Russenschreck« herein, als die Soldaten mit ihren Taschenlampen auf Frauenjagd gingen.

Da ergriffen die Großmütter je ein Kindchen und die jungen Mütter nahmen ihre Jüngsten aus dem Kinderwagen, stürzten in ihrer Angst und Verzweiflung in die Nacht und ertränkten sich im Bauernpflu. Eine junge Frau, ein junges Mädchen und ein Jungchen von 5 Jahren wurden noch lebend geborgen. Aber vierzehn unglückliche Menschen waren tot, acht ertranken und sechs haben ihrem Leben durch Erhängen ein Ende gemacht.

Maria Meinhof schrieb über die Trauerfeier und über die Beerdigung in zwei

Massengräbern. Sie schrieb über weitere Selbstmorde, in Ducherow und in der Nachbarschaft. Allein in Anklam seien es 300 gewesen. Sie beschrieb die Verzweiflung der Frau Schöttler, die alleine in den Dorfteich gewatet war und den Menschen am Ufer zurief: »Werfen Sie mir meine Kinder nach.«

Die Frau des Dorfpfarrers mit ihren acht Kindern kannte das Leben. Sie hatte schon früher Menschen verloren und um sie getrauert. In ihrem Glauben fand sie Halt. Doch diesem Geschehen vermochte sie keinen Sinn abzugewinnen. Ihre Schilderungen bleiben nüchtern, nirgends nimmt sie Zuflucht zu Gottes Fügungen und unergründliche Wege. An manchen Stellen begnügt sie sich mit Andeutungen und Umschreibungen. Für die Toten von Ducherow vermochte sie keinem Leser Trost zu bieten. So verschwieg sie vieles, was sie wusste. »Ich könnte noch viele, viele so traurige Schicksale erzählen.«

Besonders bizarr erscheint das Schicksal von Ducherows Nachbargemeinde Alt Teterin, einem winzigen Flecken abseits der Hauptstrecken. Auf ihrem Weg nach Demmin rollten die Panzer der 65. sowjetischen Panzerarmee früh am 29. April durch die Dorfstraße. Einige Alt Teteriner Familien versteckten sich im Wald oder in der Kuhle unweit der Siedlung, einige blieben in ihren Häusern. In der Nacht kamen Gruppen von Soldaten, auf der Suche nach Frauen, die sie vergewaltigten, und auf der Suche nach Männern, die sie verhafteten und in den Nachbarort Stretense brachten.

In ihrer Stimmung aus Furcht und Anspannung hörten die Menschen in Alt Teterin aus Richtung Stretense einen fremdartigen, böse dräuenden Lärm. Hässliches, nervenzerrendes Brummen, nie zuvor waren ähnliche Geräusche an ihre Ohren gedrungen. Für die Alt Teteriner wurde es zur Begleitmusik des Schreckens, den sie gerade erlebten. In der Fantasie einiger verbanden sich das Mahlen und Dröhnen mit den Horrorgeschichten über die sowjetische Mordwalze. Rasch flammte unter den Frauen das Gerücht auf, die Rotarmisten hätten in Stretense eine »Höllmaschine, einen gigantischen Fleischwolf« in Gang gesetzt. Eine riesige motorgetriebene Menschenpresse, durch die sie ihre Männer drehen würden, die sie zuvor vor ihren Augen weggeführt hatten.

Nun bekam auch Alt Teterin seine Selbstmordwelle. Als Erstes nahmen sich in drei Häusern vergewaltigte Frauen das Leben. Dann ging ein älterer Mann von Haus zu Haus und sammelte Frauen und Kinder hinter sich.

Nachbarn und Verwandte schlossen sich an und klopfen ihrerseits an Tür und Tür. Verschreckt, verstört zogen einige los, in den Biesewitzer Busch, zum Entwässerungsgraben, raus aus dem Dorf. Mütter ertränkten ihre Kinder und erhängten sich in den Bäumen. Der ältere Mann war der Letzte, der sich in den Strick fallen ließ. Am Ende starben auf diese Weise noch im kleinen Alt Teterin 32 Menschen. Anstiftung, Ansteckung, Angst. Demmin war überall.

Der Tod im Westen

Nirgendwo in den westlichen Landesteilen des Deutschen Reiches kam es zu ähnlich ausufernden Massensuiziden wie in Ost- und Westpreußen, Schlesien, Pommern, Mecklenburg, Brandenburg oder Berlin. Die Furcht vor der Roten Armee war so tief in den Köpfen verankert, dass ihr Näherrücken bei vielen tödliche Panikreflexe auslöste. Als die hinter der kämpfenden Front nachrückenden Sowjettruppen in die Städte, Dörfer und Häuser des Ostens einfielen, wurde aus den Gerüchten und Propagandafiktionen millionenfach entsetzliche Wirklichkeit. Besonders Frauen, die sich den Misshandlungen und Qualen entziehen wollten, sahen keinen Ausweg mehr, als sich und häufig auch ihre Kinder umzubringen. Andere, die sich der Stimmung nicht widersetzen konnten, schlossen sich an. Der sowjetische Vormarsch erzeugte einen Sog kollektiver Verzweiflung.

Doch die Ursachen für diese Verzweiflung herrschten überall in Deutschland. Überall empfanden die Menschen Angst und Hilflosigkeit vor der Invasion der Feinde, blickten in den gähnenden Abgrund der Niederlage und der Zerstörung ihrer Ordnung. Überall ahnten sie den Schatten von Schuld, der sich über sie legte, und in jedem Fall erwarteten sie Rache und Vergeltung. Auch im Westen des Landes sahen viele Menschen keine Zukunft mehr.

Herr Reidel aus Rüsselsheim im Rhein-Main-Gebiet war ein ansehnlicher junger Mann, dessen Auftreten bei den Menschen Eindruck hinterließ. Seine Heimatstadt Rüsselsheim, die aufgrund der dort ansässigen Automobilwerke ein wichtiger Standort der deutschen Rüstungsproduktion geworden war, hatte er nach den Fliegerangriffen von 1944 verlassen. Zusammen mit seiner Familie siedelte er sich im fünfzig Kilometer entfernten Siefersheim bei Alzey in der Vorderpfalz an. In dieser dörflichen Gemeinschaft umgab Reidel eine Aura von Gerücht und Geheimnis. Auf die Kinder und Jugendlichen übten er und seine Familie, die stets auffallend gekleidete Frau und die beiden adretten kleinen Töchterchen, eine befremdliche Faszination aus. Sie boten ein Familienidyll wie zu Friedenszeiten, das aber die Menschen in Deutschland seit Jahren nicht mehr kannten. Der damals zwölf Jahre alte Schüler Johann Radein widmete in seinen Kindheitserinnerungen ein ausführliches Kapitel dieser Familie Reidel, deren Schicksal ihn nicht losließ. »Ich stelle mir als Zwölfjähriger immer wieder die Frage, warum Herr Reidel nicht Soldat und an der Front ist und erhalte von den

Erwachsenen keine Antwort.«

Trotzdem suchte Johann seine Nähe. Oft sah er Herrn Reidel mit seinem Fernglas vor dem Haus stehen und den Himmel beobachten, in dem er nach feindlichen Flugzeugen Ausschau hielt. Er erklärte Johann fachmännisch die Flugzeugtypen, die ihre Kreise zogen und hie und da mit einer zarten Rauchfahne einen Bogen nach unten beschrieben. Man sah ihn viel in seinem Garten beim Säen und Jäten. Manchmal lud er Johann ein, mit ihm zusammen die Kirschen zu pflücken. Aber den Geheimnissen des Herrn Reidel, wer und was er war und wie er sich dem Krieg hatte entziehen können, kam er nicht auf die Spur.

Ich wage dem blonden, gut aussehenden Mann mit seinen funkelnden Augen, forschem Auftritt und seinen schneidigen Gebärden keine Frage zu stellen. Wenn aber die Kinder kommen und sein blond gelocktes und anmutig gekleidetes Töchterchen, die Hand in Hand mit Freunden den Vater besucht, widmet sich der glückliche Vater so liebevoll und intensiv den Kindern, dass er meine Anwesenheit vergisst. Ich verlasse dann die traute Szene.

Über das Kriegsende konnte sich Siefersheim ohne blutige Kämpfe und Verluste retten. Im März 1945 besetzten US-amerikanische Soldaten den Ort. Die Siefersheimer nahmen ihre Führerbilder von den Wänden, verbrannten ihre Braunhemden und versuchten nach vorne zu schauen. An einem Tag im Juni jedoch kehrte im Dorf noch einmal der Schrecken des Untergangs ein. Herr Reidel, der freundliche Mann aus Rüsselsheim, der liebevolle Vater, hatte seine Familie ausgelöscht. Die sechsjährige Sigrid, die einjährige Else, seine Frau und sich selbst, alle hatte er mit der Pistole erschossen.

Ich erfahre diese Nachricht in der Familie meines Freundes, dessen Vater Ortsbürgermeister ist und der sofort zu Reidels Wohnung eilt. Mein Freund und ich folgen ihm und warten vor der Toreinfahrt zum Tatort mit noch zwei weiteren Erwachsenen. Als Bürgermeister Espenschied ganz blass aus der Wohnung der Familie Reidel zurückkehrt, sagt er in erregtem Tonfall: »Das habe ich denen ja immer gesagt.«

Der Bürgermeister hatte gewusst, dass Reidel noch zwei Pistolen besaß. Immer wieder hatte er ihn gedrängt, sie wegzuworfen oder abzugeben. Viele Gespräche hatte er mit ihm geführt, um ihn abzubringen von seinem Glauben und seinen zerstörerischen Plänen. »Deine Zeit ist vorbei, du musst dich fügen.« Aber Reidel wollte sich nicht fügen in den Verlust seiner Welt und in das Leben unter den Feinden. In dem Brief, den sie bei ihm fanden,

schrieb er an die Gemeinde von Siefersheim, dass er mit seiner Familie den Freitod gewählt habe, um niemandem mehr zur Last zu fallen.

Nun wucherten noch mehr Gerüchte um den Fall Reidel. Die Menschen im Dorf wollten das Unfassbare begreifen. Sie suchten nach Motiven in seiner Vergangenheit. Einer brachte den Verdacht auf, er habe sich am Rüsselsheimer Fliegermord beteiligt. Im August 1944 waren in Reidels Heimatstadt nach einem Fliegerangriff einige abgeschossene US-Bomberpiloten zu Fuß durch die Stadt geführt worden. Rüsselsheimer Bürger bewarfen sie mit Steinen und Dachziegeln und schlugen mit Hämmern und Schaufeln auf sie ein. Sechs US-Flieger starben bei dem Lynchmord, und Reidel sei einer der Gesuchten auf der Liste der US-Militärjustiz. Doch es blieb bei Gerüchten. Johann Radein vermochte auch in späteren Jahren nie das Geheimnis der Schuld und Verzweiflung des Herrn Reidel aufzudecken. »Unvergessen das Bild, wie wenige Tage später zwei Fuhrwerksgespanne die beiden Kinder und ihre Eltern über einen Weg am Dorfrand zum Friedhof bringen.«

Eine Stunde weiter südlich in der Vorderpfalz liegt Neustadt an der Weinstraße. Der Volksschullehrer und Heimatdichter Leopold Reitz, der aus einer Winzerfamilie stammte, war Mitglied der NSDAP und Ortsgruppenleiter von Neustadt. In seinen Schriften setzte er sich bevorzugt mit dem Weinbau auseinander, besang in bukolischem Duktus die Fruchtfelder der Heimaterde und die Reize der vorderpfälzischen Landschaft. Mit Kriegsausbruch begann er, Tagebuch zu schreiben, in dem es ihm schwerfiel, eine klare Position zu den Geschehnissen einzunehmen. In vielem blieb er vage und flüchtig, oft flüchtete er sich in weitschweifige Naturbetrachtungen. Leopold Reitz fand keine Haltung zu sich selbst und seinen Verstrickungen. Ihm fehlte die Kraft, sich vor sich selbst zu offenbaren. Er konnte sich weder verurteilen noch rechtfertigen.

Aufmerksam beobachtete er allerdings eine Veränderung unter seinen Mitbürgern in Neustadt seit Ausbruch des Russlandfeldzugs 1941, dem »Jahr des großen Mordens«, dem »Jahr der Witwen und Waisen«. Die Gefallenen-Anzeigen in den Zeitungen schrumpften auf unscheinbare Größe und verloren beim Durchblättern ihren Schrecken. Täglich warteten die Menschen auf den Briefboten mit der Verlustmeldung. »Der Tod hat seine Erhabenheit verloren. Das Sterben ist selbstverständlicher geworden.« Je näher das Kriegsende rückte, desto deutlicher registrierte Reitz endzeitliche

Untertöne in den Schlagworten, die der Volksmund den leiernden Parolen der Propaganda entgegensetzte. »Die neue Tageslosung lautet: Genieße den Krieg; denn der Friede wird fürchterlich.«

Zum überraschenden Frontbesuch seines Schwiegersohns, der den Rückzug aus Frankreich überstanden hatte, verzeichnete er in seinem Tagebuch weder Wiedersehensfreude noch die Erleichterung des Davongekommenen. Stattdessen fand Reitz einen demoralisierten Soldaten, der mit seinem Leben und dem der Familie in der Heimat abgeschlossen zu haben schien.

Wie der Soldat vor der Schlacht, muß man auch daheim innerlich mit sich fertig werden – bei uns heißt's: »Wer 1945 noch am Leben ist, ist selber schuld.« Dazu gröhlt es aus dem Radio: »O grüner Klee, o weißer Schnee, o schöner Soldatentod.«

Ende März eroberten die amerikanischen Truppen Leopold Reitz' Heimatstadt. Ein paar Tage später erfuhr er vom Tod des Direktors einer Weinbauschule, der sich erhängt hatte. Es war der Auftakt einer Reihe von Selbstmorden, die Reitz in der Neustädter Gegend verzeichnete. »Erhängt, erschossen, verhaftet sind jetzt Worte, so geläufig wie essen und trinken.« Den letzten dieser Art von Todesfällen notierte er erst im Mai 1946, ein Jahr nach Ende des Krieges. Frau R. aus Gommersheim hatte sich erhängt, aus Schuldgefühl und Verzweiflung über den Tod des gefallenen Sohnes, wie Reitz vermutete.

Die Todesliste von Bekannten und Freunden wird immer größer. Dr. Müller und seine Haushälterin hatten schon die Abschiedsbriefe geschrieben und konnten noch einmal überredet werden.

So wie in der Vorderpfalz griff auch in den anderen westlichen Teilen Deutschlands die suizidale Stimmung um sich. In Hamburg schrieb eine Dame aus großbürgerlichen Kreisen in ihren Aufzeichnungen, dass sich bereits bei Kriegsausbruch ihre Tochter zusammen mit ihrem Mann und ihrem fünfjährigen Sohn in der Erwartung der kommenden Zerstörung das Leben nehmen wollten. »Ich sah, wie sich diese Idee immer mehr in ihnen festsetzte, sah die Verzweiflung in Jacobas sonst so klaren Augen.« Auch in Hamburg dachten seit den Nachrichten aus Stalingrad viele Menschen laut darüber nach, dem Kriegsende und dem Einfall der Alliierten zuvorzukommen. »Frau S. sagte ganz ruhig zu mir: ›Dann vergiften wir uns alle‹, als ob sie sagte: ›Dann essen wir einen Pfannkuchen.«« Ihr früherer

Ehemann beging einige Monate nach dem Einmarsch der Briten in Hamburg Selbstmord.

Aus dem hessischen Gießen hielt ein 15-jähriger Gymnasiast in seinen Erinnerungen fest, dass sich sein Lehrer, der reizbare Studienrat Frank, zusammen mit seiner Frau vergiftete, als die Amerikaner in die Stadt einrückten. Im kleinen Dorf Södel erhängte sich ein älterer Geschäftsmann in seinem Garten, nachdem er einen Abschiedsbrief verfasst hatte: »Es tut mir furchtbar leid, von euch zu scheiden, aber ihr dürft es mir nicht übel nehmen, der Krieg zwingt mich dazu.« In der benachbarten Kreisstadt Friedberg erhängte sich am 4. Februar 1945 ein 35-jähriger Mann. Daraufhin tötete seine Frau ihre zwei kleinen Kinder und schnitt sich selbst die Pulsadern auf.

Eine Studentin aus Ostwestfalen erfuhr im Februar 1940 von einem Kommilitonen von den Verbrechen, die im deutschen Namen seit Jahren begangen wurden. »Eine Freundin von mir, die auch die Wahrheit erfahren hat, hat sich umgebracht damals, und sie war nicht die einzige.«

In Oberbayern registrierten die Behörden zwischen April und Mai 1945 zehnmal so viele Selbstmorde wie in früheren Jahren in diesen Monaten. In Nordbaden und in Bremen untersuchten kurz nach dem Krieg zwei deutsche Psychiater das Selbstmordverhalten der Menschen und stellten für das Jahr 1945 jeweils einen steilen Anstieg der Raten fest.

Auch von der Front berichteten Soldaten vom Ende vieler Kameraden, die die Niederlage und den Verlust ihres Glaubens nicht ertragen wollten. Aus Norwegen meldet das Kriegstagebuch eines Offiziers am 4. Mai 1945: »Eine Selbstmordwelle beginnt. Offiziere rufen an, um sich vor ihrem Tod zu verabschieden.« In Rotterdam hörte ein Matrose der Kriegsmarine während seiner Frühwache am 8. Mai die Glocken läuten und begriff, dass der Krieg beendet war. Er beschloss, sich nach Beendigung seiner Wache zu erschießen. »Ich sah aufgrund meiner bisherigen Lebenseinstellung keinerlei Lebensmöglichkeit, und der Tod schien das einzige zu sein, diese Schmach zu überdecken.«

Die Wachsfiguren von Leipzig

Von den vielen tausend Tatorten der deutschen Selbstmordepidemie existieren nur vereinzelt Fotoaufnahmen. Dass nicht mehr zustande kamen, lag zum einen an den chaotischen Umständen des Geschehens, am offiziellen Fotografierverbot und der fehlenden Technik. Auf der anderen Seite war weder den Angehörigen und Bekannten noch den Behörden, Soldaten oder sonst wie mit den Toten Befassten daran gelegen, den makabren Anblick im Bild festzuhalten.

Unter den wenigen Ausnahmen ragt eine Reihe von Fotos aus dem Leipziger Neuen Rathaus vom April 1945 heraus. Ein wuchtiges Büro mit dunkler Wandvertäfelung und Stofftapeten, das Licht fällt seitlich aus Sprossenfenstern. Ein Holzschreibtisch vor schweren Polstermöbeln, darüber ein Landschaftsgemälde im Goldrahmen. Den Boden bedeckt ein Orientteppich. Über sämtliche Möbel und Bürogegenstände, über Telefon, Stempelkissen und Tintenfass hat sich ein schmieriger Staubschleier gelegt. Alles an diesem deutschen Dienstzimmer wirkt düster und schwer, bis auf die drei schmalen Menschenfiguren darin. Korrekt gekleidet und frisiert, wirken sie wie eine kleine Reisegesellschaft kurz vor dem Aufbruch. Aber sie sind alle tot. Der Mann sitzt zusammengesunken auf dem Schreibtischstuhl, den Kopf zwischen den Händen auf der Tischkante. Er trägt den Anzug eines Zivilisten mit dezentem Muster, Hemd und Manschettenknöpfe. Die etwa gleichaltrige Frau mit Rock und Winterjacke kauert ihm gegenüber in einem Ledersessel, ihr linker Arm hängt über der Lehne. Ihr ausgestreckter Zeigefinger schwebt über Teppicharabesken. Dahinter lagert ausgestreckt eine junge Frau im langen Mantel auf dem Ledersofa. Ihre Füße kreuzen sich auf dem Teppich. Deutsches Stillleben, Frühjahr 1945. Festgehalten von einer Frau aus der New Yorker Bronx.

Mit 39 Jahren war die amerikanische Fotoreporterin Margaret Bourke-White ein Star. Dank ihres Lebensstils und selbstbewussten Auftretens galt sie als Rollenmodell für die moderne Frau. Als erste Kriegsberichterstatlerin der US-Armee war sie dieser nach England, Nordafrika und Italien gefolgt. Nun begleitete sie im Gefolge des amerikanischen Oberbefehlshabers die Truppen bei der Eroberung Deutschlands. Sie betrat dieses Land mit der Haltung der Siegerin, die nicht begreifen konnte, wie der geschlagene Gegner sich beim Kampf um jeden Meter Boden immer weiter in Stücke reißen ließ. In ihrer verbissenen Hysterie erschienen ihr die Menschen in

Deutschland wie von einem anderen Gestirn.

Was war das für ein Volk, dessen passive oder auch kriminelle Fügsamkeit solche bösen Mächte hatte heranwachsen lassen? Wie tief hatte sich der Gärstoff in den geheimen Tiefen von Hitlers Land in die Seele des Durchschnitts-Deutschen gefressen?

Als Reporterin interessierte sie der Augenblick und das Wie, nicht die Vorgeschichte und das Warum. So behielt sie ihren Blick der Von-außen-Kommenden, und der war scharf, kühl, mitleidlos wie die Linse ihrer Kamera. An ihr konnte sie sich festhalten, da das verwirrende menschliche Chaos, das sich den amerikanischen Truppen in Deutschland bot, ihr jede Deutung verweigerte.

Ich weiß nicht, wie ich die Atmosphäre anschwellender Gewalt schildern soll, die uns begegnete, je tiefer wir nach Deutschland hineinfuhren: Die Selbstmordwellen, die Frauen, die sich zu ihren geliebten Toten in die frischen Gräber warfen, die heftigen Denunziationen von Freunden und Nachbarn, die allgemeine Zügellosigkeit. An jeder Straßenecke spielten sich offene Tragödien ab, das Leben jedes Einzelnen schien von einem besonderen Terror durchwirkt.

Es war die Gewalt der Deutschen gegen sich selbst, das Klima der täglichen Selbstzerstörung, das Bourke-White am meisten befremdete. Auf offener Straße sah sie Ausbrüche von extremen Gefühlen, von Wut und Verzweiflung, die sich im normalen Leben allenfalls hinter verschlossenen Türen abspielten. »Tod schien der einzige Ausweg«, schrieb Bourke-White ein wenig ratlos in ihren Aufzeichnungen. Während sie im sonnigen Frühling in ihrem Army-Jeep durch die Dörfer und Städte im Rheinland, in Hessen, in Bayern, in Thüringen und Sachsen fuhr, wirkte das deutsche Leben auf sie wie ein Kapitel in einem melodramatischen Roman. Zugleich übten die vielen Selbstmorde eine eigentümliche Faszination aus, für die sie immer wieder Erklärungen suchte.

Während des Rückzugs hatte die deutsche Propaganda mit ihren Geschichten von amerikanischen Soldaten, die das Blut kleiner Kinder aussaugten und alle Frauen vergewaltigten, auf die sie stießen, eine derart tiefe Wirkung auf die Menschen, daß viele Familien dasaßen mit Gewehren neben sich, bereit, sich selbst zu vernichten.

Als Anfang April 1945 Margaret Bourke-White und ein US-Feldwebel in der unterfränkischen Stadt Schweinfurt ein Haus für den Pressestab requirieren wollten, erfuhren sie, dass sich Minuten zuvor eine Mutter mit ihren zwei kleinen Töchtern umgebracht hatte. Sie hatte ihnen Gift

verabreicht, ihre Leichen im Wohnzimmer aufgebahrt und war dann in den Keller gegangen, um sich selbst zu erschießen. Auf Bourke-Whites Aufnahme sind die Mädchen auf dem Rücken liegend zu sehen, die Hände auf dem Bauch gefaltet. Weiße Tücher sind wie Turbane um ihre kleinen Köpfe gebunden, weiße Stoff- oder Papierfetzen bedecken die Augen. Eine ältere Frau steht gesenkten Kopfes bereit, ein Laken über sie zu breiten. Angesichts der Tragödie unschuldiger Kinder verlor die Fotografin für einmal ihre professionelle Distanz. »Es war eine meiner schwersten Aufgaben, mich dazu zu bringen, diese zarten, rührenden Leichen zu fotografieren.« Dann tastete sie sich in die Finsternis des Kellers hinunter, baute dort ihr Stativ auf und löste auf Verdacht den Blitz ihrer Kamera aus.

Dieses kurze Aufleuchten genügte, um das Bild unauslöschlich in mein Bewußtsein zu prägen. Auf einer Matratze zwischen dem Heizungsofen und dem Kohlenhaufen lag die Mutter. Sie hatte sich ganz in Schwarz gekleidet, wahrscheinlich mit dem Gedanken an Trauer, hatte aber anscheinend keine große Auswahl in schwarzen Kleidungsstücken gehabt. Sie trug schwarze Unterwäsche, dazu lange schwarze Strümpfe. Der Anblick war so bizarr und schrecklich, daß es mir kaum möglich war, schnell genug die Kellertreppen hinauf und an die frische Luft zu kommen.

Wenige Tage später dokumentierte Bourke-White die Befreiung des Konzentrationslagers Buchenwald in Thüringen. Dort hörte sie zum ersten Mal das »Wir haben nichts gewusst!«, von jenen deutschen Bürgern, die als Zuschauer durch das Lager geführt wurden. Durch Zufall stieß sie kurz darauf auf ein gerade von den Deutschen geräumtes KZ-Außenlager in Leipzig-Thekla. Mit diesen Bildern im Gepäck und in der Seele erreichte sie Leipzig. Am Abend des 18. April standen die amerikanischen Panzerfahrzeuge vor dem Neuen Rathaus in der Innenstadt, wo sich der Oberbürgermeister, sein Schatzmeister, ihre Familien sowie einige Getreue verbarrikadiert hatten.

Am frühen Morgen des 20. April schlug ein Kollege von Margaret Bourke-White Alarm. »»Fahren Sie schnell zum Rathaus, ehe sie es aufräumen«, sagte er. »Da drin sieht es überall aus, wie in Madame Tussauds Wackskabinett!« Mit dem Jeep jagten sie zum Leipziger Rathaus, dessen neugotische Zierfassade vom Artilleriebeschuss zerrissen war. Sie rannten die Steintreppen hinauf, über gestürzte Marmorbüsten hinweg in ein überladen eingerichtetes Dienstzimmer. Der Anblick verschlug ihnen den Atem.

Auf den massiven Ledermöbeln lehnte eine Familiengruppe, die so intim und lebendig wirkte, daß man kaum glauben konnte, daß diese Menschen nicht mehr am Leben waren. Am Schreibtisch saß Dr. Kurt Lisso, den Kopf in die Hände gelegt, als ob er ausruhen wollte. Auf dem Sofa lag seine Tochter und in dem dick gepolsterten Armsessel saß seine Frau. Die Ausweise und Dokumente der ganzen Familie waren ordentlich auf dem Schreibtisch ausgebreitet.



6 – Vergiftet. Stadtkämmerer Dr. Kurt Lisso, seine Frau und seine Tochter, fotografiert von Margaret Bourke-White am 20. April 1945 in Leipzig

Daneben stand eine Flasche, vermutlich mit Zyanid, mit der sie sich beim Heranrücken der Feinde reihum vergiftet hatten. Von ihren hohen Fenstern aus hatten sie freies Blickfeld auf die amerikanischen Panzer und Soldaten gehabt, die sich an sie herankämpften. Ernst Kurt Lisso, der Stadtkämmerer und NSDAP-Parteifunktionär der ersten Stunde, hatte nicht als Einziger für den Abschied vom Leben seine Diensträume gewählt.

In einem Nachbarzimmer saßen ebenso lebensecht Alfred Freiberg, der Oberbürgermeister, mit seiner Frau und seiner hübschen Tochter Magdalena im Kreis. Auch andere Zimmer in der Nähe bargen solch totenstille und schweigsame Gestalten. Am auffallendsten war der Befehlshaber des Volkssturms in seiner schönen Uniform und mit einem Hitlerbild neben sich.



7 – Der vergiftete Volkssturmführer Walter Dönicke neben einem zerrissenen Führerporträt

Margaret Bourke-White war nicht die Erste, die in der kulissenhaft wirkenden Inszenierung dieses Gruppenselbstmords ein Sinnbild der deutschen Katastrophe ausmachte und es in ikonischen Bildern festhielt. Einen Tag zuvor, am 19. April, hatte eine andere Kriegsreporterin den Weg in die Amtsräume der toten Stadtfürsten gefunden. Elizabeth »Lee« Miller, drei Jahre jünger als ihre Kollegin, war nach ihrer Karriere als Starmodel in der New Yorker Modeszene zunächst als Porträtfotografin und seit 1944 als akkreditierte Militärkorrespondentin der US-Army unterwegs. Sie, die ehemalige Titelschönheit, brachte den Krieg in die Hochglanzseiten der Frauenzeitschrift *Vogue*, mit harten, drastischen Bildern. Hart waren auch ihre Reportagetexte, schwarz getränkt von Hass, Ekel und Verachtung. »Deutschland ist ein schönes Land, gesprenkelt mit Dörfern wie Diamanten, befleckt mit Städten voll Schutt und bewohnt von Schizophrenen.« Sie hatte die Front erlebt und den Gefechtslärm gehört. Sie hatte in den Lagern Dachau und Buchenwald kurz nach der Befreiung fotografiert. Von eisiger Direktheit ist ihre Serie gefangener KZ-Aufseher. Frontal abgelichtet, auf

den Knien kauern, zu Brei geschlagen, erhängt, ertrunken. Als sie die Bühne des Neuen Rathauses in Leipzig betrat, erkannte sie sogleich eine innere Logik des Geschehens.

Die Liebe zum Tod, das Grundmuster im Leben der Deutschen, hat auch die hohen Beamten des Regimes eingeholt. Sie gaben eine große Party, tranken auf den Tod und auf Hitler und nahmen Gift.

Von der Gleichgültigkeit und Gewöhnung jedoch, mit der die Menschen in Deutschland auf Selbsttötungen reagierten, waren sowohl Lee Miller als auch Margaret Bourke-White weit entfernt. Für sie war der Selbstmord das, was er in jeder Gesellschaft war: ein ebenso intimer wie schwer begreifbarer Akt, eine Provokation im täglichen Gefüge. Beide waren von der Szenerie beeindruckt, jede in ihrer eigenen Art.

So entstanden im Abstand von 24 Stunden zwei außergewöhnliche Fotoserien am selben Motiv, aufgenommen von zwei großen Kriegsreporterinnen. Die sorgfältig beobachtende Dokumentaristin Bourke-White blieb auf Distanz, sie wollte kein Detail aus dem Sichtfeld verlieren. Sie bestieg eine Galerie und zeigte die tote Familie aus größtmöglicher Höhe. Zwar empfand sie in Gegenwart dieser Selbstmörder nicht mehr jenes erschrockene Mitgefühl, das die Familie in Schweinfurt in ihr ausgelöst hatte. Dennoch wahrte ihre Kamera Abstand zu den toten Gesichtern. Lee Miller hingegen, die gelernte Modelfotografin, rückte dicht an die Toten heran. So wirkt Regina Lisso, die Tochter des Stadtkämmerers, im surrealen Helldunkel ihrer Großaufnahme wie das hingelagerte Model in einem Fotoshooting. Am linken Arm trägt sie eine Rot-Kreuz-Binde, unter dem dunklen Mantel eine strahlend weiße Bluse. Ein späterer Betrachter des Bildes beschrieb ihre im Tode halbgeöffneten Lippen: als warte sie auf den Kuss eines Liebhabers, der sie ins Leben zurückholt. Miller selbst schilderte den Anblick knapp und ungerührt: »Ein Mädchen mit außergewöhnlich hübschen Zähnen, wächsern und stumpf.«



8 – Die tote Regina Lisso, fotografiert von Lee Miller am 19. April 1945 in Leipzig

Die Toten von Leipzig, Oberbürgermeister Alfred Freyberg, Stadtkämmerer Ernst Kurt Lisso und Volkssturm-Bataillonsführer Walter Dönicke waren alle Parteimitglieder und hochrangige Funktionsträger gewesen. Mit dem Ende ihres Regimes und der Machtübernahme der Alliierten hatten sie ihr persönliches Aus vor Augen. Wie sie entschlossen sich scharenweise NS-Parteigänger aller Ränge und Altersstufen in sämtlichen Teilen des Reiches, dem Strafgericht ihrer Opfer und Feinde zuvorzukommen. Sie folgten dem angekündigten Beispiel ihres Führers Adolf Hitler.

Propagandaminister Joseph Goebbels wich ihm in devoter Abhängigkeit bis zum Ende nicht von der Seite. Wie Hitler hatte er Jahre zuvor öffentlich von seinem Abschied von der Welt und vom persönlichen Opfer für Deutschland gesprochen. Einen Tag nach dessen Tod ermordete das Ehepaar

Goebbels seine sechs Kinder mit Zyankali, ehe sie selbst das Gift einnahmen. Zuvor hatte Magda Goebbels in einem Brief an ihren Sohn aus erster Ehe das suizidale Glaubensbekenntnis der Nationalsozialisten formuliert:

Unsere herrliche Idee geht zu Grunde – und mit ihr alles was ich Schönes, Bewundernswertes, Edles und Gutes in meinem Leben gekannt habe. Die Welt, die nach dem Führer und dem Nationalsozialismus kommt, ist nicht mehr wert, darin zu leben, und deshalb habe ich auch die Kinder hierher mitgenommen. Sie sind zu schade für das nach uns kommende Leben, und ein Gnädiger Gott wird mich verstehen, wenn ich selbst ihnen die Erlösung geben werde.

Zahlreiche Pharaonen des NS-Regimes folgten ihrem Führer in den Tod. Sein wichtigster Vertrauter der letzten Tage, Martin Bormann, starb in der Nacht zum 2. Mai auf einer Berliner Eisenbahnbrücke. Zwischen seinen Zähnen fanden Gerichtsmediziner Jahrzehnte später die Reste einer Blausäureampulle. Der Reichsführer-SS Heinrich Himmler biss am 23. Mai 1945 auf eine Zyankali-Kapsel, nachdem ihn britische Militärpolizisten gefangen genommen und enttarnt hatten. Ebenfalls Zyankali schluckte am 15. Oktober 1946 in seiner Gefängniszelle Hermann Göring, Hauptangeklagter beim Nürnberger Kriegsverbrecherprozess, um sich der Vollstreckung seines Todesurteils zu entziehen. Reihenweise nahmen sich hohe politische Amtsträger vor und nach der Kapitulation das Leben, darunter der Reichsminister für Ernährung, der Reichsgesundheitsführer, der Chef der Kanzlei des Führers, der Reichsjustizminister, der Führer der sudetendeutschen Nationalsozialisten, der Reichsminister für Wissenschaft und Erziehung, der Führer der Deutschen Arbeitsfront. Von 43 Gauleitern, den regionalen Parteifürsten, brachte sich ein Dutzend um, teils mit ihren Familien. In den Rängen darunter, vom Oberbürgermeister bis zum NSDAP-Reichstagsabgeordneten, sind die Fälle nicht überschaubar.

Nicht weniger zu verlieren als die Parteispitzen hatten die Vertreter des nationalsozialistischen Sicherheits- und Terrorapparates. Für viele Männer in SS und Gestapo, Polizei und Justiz war ein Leben nach dem Tod ihrer großen Idee unvorstellbar. Von eigener Hand starben SS-Generäle, SS-Brigadeführer, Gruppenführer, Obergruppenführer, Standartenführer, mehrere KZ-Ärzte, Beamte im Reichssicherheitshauptamt, der Polizeipräsident von Potsdam, der Chef des Reichssippenamtes, der Gestapo-Chef von Dresden, der Sonderbeauftragte des Reichsführers-SS für den fremdvölkischen Arbeitseinsatz. Noch im September 1949 schnitt sich

Walter Buch, früherer SS-Gruppenführer und Oberster Parteirichter der NSDAP, am bayerischen Ammersee die Pulsadern auf und stürzte sich anschließend ins Wasser.

Für viele hochdekorierte Offiziere der Wehrmacht bedeutete das Kriegsende ebenfalls das Ende aller Illusion. Sie waren mit Hitler in den Krieg gezogen, hatten ihn in alle Winkel Europas und bis nach Afrika getragen, hatten Führerbefehl auf Führerbefehl bis in die letzten Tage befolgt, auch wenn sie damit das Leiden und Sterben von Millionen in die Länge zogen. Die meisten Befehlshaber der Wehrmacht waren Mitwisser, wenn nicht Mittäter der Verbrechen an Zivilisten hinter der Front. Allein sie hätten die Mittel gehabt, den nach Stalingrad und der Normandie offenkundig verlorenen Krieg gegen Hitler und sein Regime zu beenden, damit Millionen Menschen das Leben zu retten und das eigene Land vor der totalen Zerstörung zu bewahren. Doch außer den Verschwörern des 20. Juli 1944 fand keiner von ihnen dazu die Kraft und das Gewissen. In der Niederlage Deutschlands sahen viele ihr persönliches Scheitern. Von 554 Generälen des Heeres töteten 53 sich selbst, außerdem 14 von 98 Luftwaffengenerälen und 11 von 53 Admirälen.

Hauptstadt ohne Hoffnung

Kaliumcyanid, im allgemeinen Sprachgebrauch bekannt als Zyankali, ist das Kaliumsalz der Blausäure. Als farbloses Kristall ähnelt es einem grobkörnigen Tafelsalz, und in Wasser zerfällt es ebenso leicht wie dieses. Die hochgiftige Wirkung des Kaliumcyanid entfaltet sich nach dem Verschlucken im sauren Milieu des menschlichen Magens, der es in Blausäure umwandelt. Dabei kommt es zu schmerzhaften Verätzungen der Magenschleimhaut. Doch der eigentlich tödliche Angriff des Giftes erfolgt auf die Atmungskette des Menschen, da die Zelle den lebensnotwendigen Sauerstoff nicht mehr verwerten kann. Es kommt zur inneren Erstickung, während derer der Körper krampfhaft und in Todespanik nach Luft ringt bis zum vollständigen Kreislaufkollaps.

Die Vergiftung mit Zyankali oder Blausäure ist eine sehr wirksame Art, ein Menschenleben zu beenden, und eine äußerst qualvolle. Im schlimmsten Fall dauert es einige Minuten, in denen das Opfer den spastischen Todeskampf des eigenen Körpers bei vollem Bewusstsein erleben muss. Die tödliche Dosis Zyankali passt auf eine Messerspitze. Oder in eine kleine Glasampulle, die sich überall mitführen lässt. In einer kleinen Damenhandtasche, in einem Beutelchen um den Hals, in einem Zahnzwischenraum oder einfach in der Mundhöhle. Für Chemiker, Apotheker und Mediziner mit vertieften Chemiekennntnissen ist das Gift, dessen wenige Grundstoffe in Industrie und Landwirtschaft gebräuchlich sind, verhältnismäßig leicht herzustellen.

Im Frühjahr des Jahres 1945 kamen Zyankali und Blausäure in Deutschland in großen Mengen im Umlauf. Das Angebot reagierte auf die explodierende Nachfrage, wie ein Stimmungsbericht des Sicherheitsdienstes der SS Ende März 1945 feststellte: Immer mehr Menschen machten sich mit dem Gedanken vertraut, Schluss zu machen. Allenthalben seien sie auf der Suche nach Gift oder anderen Tötungswerkzeugen. Selbstmorde aus Verzweiflung seien an der Tagesordnung.

Bereits seit einem Jahr, wie die 43-jährige Margret Boveri in ihrem tagebuchartigen Brief fest hielt, war das Vergiften in Berlin ein gängiges Gesprächsthema. Sie war im März 1944 in die deutsche Hauptstadt zurückgekehrt. Zuvor hatte sie jahrelang als Korrespondentin für die *Frankfurter Zeitung* im Ausland gelebt, in Stockholm, New York, Lissabon

und zuletzt Madrid. Ihre freiwillige Heimkehr geschah zu einem Zeitpunkt, als gerade das britische Bomberkommando in der mehrmonatigen »Battle of Berlin« ganze Stadtteile zerstört, tausende Menschen getötet und mehrere hunderttausend obdachlos gemacht hatte. Von den Fronten kamen nur noch Katastrophenmeldungen, von der Regierung abgenutzte Propagandaparolen. Margret Boveri fand ihre Landsleute in einem Klima aus Angst, Stumpfsinn und Resignation vor und in einem zutiefst gespaltenen Geisteszustand.

Die enge Verbindung von rational Unvereinbarem: von Angepaßtsein an die herrschenden Verhältnisse und von Mißtrauen gegenüber den Taten und Verlautbarungen der jeweiligen Herrschenden. Das Bevorstehen der Niederlage war klar erkannt. Trotzdem lebte man, als sei das Gegebene von Dauer.

Die Nähe des Todes, sein alltägliches Gesicht unter Mitbürgern, Bekannten und Verwandten war mehr, als die meisten verkraften konnten. Ständig hatten sie das Unerträgliche vor Augen, verschüttet zu werden, verbrüht, verbrannt im Keller zu liegen. Dahinter lag die nicht weniger erschreckende Aussicht, von den Alliierten erobert zu werden, mit der Aussicht auf Gefangenschaft, Misshandlung und Abrechnung. Nach wenigen Monaten in Berlin konnte sich Margret Boveri selbst dieser Stimmung nicht mehr entziehen. In ihren Aufzeichnungen aus dem Mai 1945 lesen sich ihre Überlegungen zum Vergiften sachkundig wie Gebrauchsanleitungen. Ihre Kenntnisse dazu holte sie sich aus zahlreichen Gesprächen und entsprechenden Einträgen in ihrem Konversationslexikon.

Ich hatte ja schon seit letzten Juli ein Büchsen Strychnin, strebte aber immer nach Cyankali, welches zu erringen mir diesen Februar auch gelang (es gibt noch mutige Männer). Ich wollte noch rechtzeitig bei Apothekerfreunden mich erkundigen, wie das mit der Säure sei, damit Blausäure entsteht, zum Einatmen für einen schmerzlosen Tod.

Boveri trug ihr mit Korken verschlossenes Glasröhrchen an einer Schnur um die Brust. Über die Wirkungsweise verfiel sie aber in Zweifel, die durch widersprechende Gerüchte täglich neue Nahrung bekamen. So erzählte ihr eine Frau von ihrem gescheiterten Selbstmordversuch mit Zyankali. Sie hatte wie Boveri das Gift am Körper getragen. Dazu bot jemand die Erklärung, durch die Körperwärme habe sich das Pulver chemisch verändert und sei unwirksam geworden. Je näher das Ende rückte, desto groteskere Züge nahmen die Gerüchte an, die um das Thema kreisten: »In den letzten Tagen vor der Kapitulation habe es noch umfangreiche Tauschgeschäfte

gegeben: Panzerfäuste gegen Gift.«

Nirgendwo war die Nachfrage so stark wie in Berlin. Nirgendwo war es so einfach, an die tödlichen Ampullen zu gelangen. Verschiedene Berichte lassen vermuten, dass dies nicht nur im Wissen, sondern mit aktiver Unterstützung der Partei geschah. So soll die städtische Gesundheitsbehörde selbst Zyankali an die Bürger verteilt haben. Bei der letzten Aufführung der Berliner Philharmoniker am 12. April, als Beethovens Violinkonzert, Bruckners »Romantische Sinfonie« und das Finale von Wagners Götterdämmerung verklungen waren, sollen am Ausgang uniformierte Hitlerjungen mit Körben voller Zyankali-Kapseln gestanden haben. Es lag in der Logik des Regimes, dass es bei seiner Selbstvernichtung das Volk mit in den Untergang reißen wollte. Wer nicht an der kämpfenden Front sein letztes Opfer bringen konnte, sollte sein Schicksal buchstäblich selbst in die Hand nehmen.

Die Hauptstadt des Deutschen Reiches wurde in den letzten Wochen zum Epizentrum der deutschen Selbstmordepidemie. Seit die Rote Armee bis an die Oder vorgerückt war, herrschte kein Zweifel, dass die Landoffensive auf Berlin von der Ostfront her und nicht wie erhofft durch die Westalliierten erfolgen würde. Knapp drei Millionen Zivilisten, Berliner und Flüchtlinge aus den Ostgebieten waren kurz vor Beginn dieser Schlacht noch im Stadtbereich. Davon waren – von den Soldaten abgesehen – zwei Drittel Frauen und das andere Drittel Kinder, Jugendliche und Männer über 60. Sie erwarteten den Krieg in ihren Stadtvierteln, Straßen, Häusern und Wohnungen. Den Sturmangriff von zweieinhalb Millionen sowjetischen Soldaten, von denen sie über Jahre in sich steigernden Horrorspiralen nur das Schlimmstmögliche gehört hatten. Rundfunksendungen und Propagandaartikel im *Panzerbär*, einer auf die Schnelle aufgelegten nationalsozialistischen Zeitung für die Verteidiger Berlins, malten in den letzten Apriltagen das Höllenszenario einer sowjetischen Eroberung der Stadt aus. Ohnedies war jedem klar, dass die Sowjets für den Endkampf um die Hauptstadt, um die Höhle des Feindes, alle ihre Vernichtungskräfte mobilisieren würden. Zur Angst- und Opferrhetorik des Regimes kam das seit Monaten schwelende Gerede vom Schlussmachen, vom Vergiften und Erschießen. Sämtliche Symptome der Epidemie kamen in Berlin gebündelt zusammen und trieben Tausende in den Selbstmord.

Der dänisch-deutsche Journalist Jacob Kronika, der bis zuletzt in Berlin

auszuhalten entschlossen war, hatte beobachtet, wie sich die Einstellung der Menschen zum Tod verändert hatte. In seiner Chronik notierte er die Geschichte eines beim Fliegerangriff Versütteten, der zwischen Mauerblöcken eingequetscht war. Um stundenlange Todesqualen zu vermeiden, musste ihm die Ärztin eine letale Injektion setzen. Der Verletzte sah ihr mit dem größten Gleichmut dabei zu, wie sie ihm die tödliche Spritze setzte. Zuvor hatte er lediglich eine Zigarette verlangt. »Ist es denn wirklich schon so weit mit uns gekommen, daß eine Zigarette mehr bedeutet als das Problem Leben und Tod ...?« Einen Tag nach diesem Eintrag verzeichnete Kronika den Anruf eines alten Bekannten, der sich von ihm in geschäftsmäßigem Ton verabschiedete. Er habe beschlossen, seine Frau und sich mit seinem Revolver zu erschießen.

In all dem las Kronika eine spezifisch deutsche Gefügigkeit dem eigenen Schicksal gegenüber. Die unheimliche Kampfkraft, die die Deutschen sechs Jahre Krieg gegen die halbe Welt hatte durchstehen lassen, erlahmte vor der Herausforderung, das Schicksal in die eigene Hand zu nehmen. »Mut, Willen und Kraft zum Handeln von innen her gibt es nicht mehr in dieser gelähmten Nation. Sie läßt sich weiter schinden, obgleich die Schinderei Leben und Zukunft kostet.« Während er vergebens auf ein Aufbegehren gegen den sinnlosen Opferwahn wartete, verschlossen sich die Deutschen in ihr Inneres. Entschlossene Tatkraft entwickelten sie allenfalls noch, um sich selbst umzubringen.

Am 7. April befand sich Jacob Kronika auf einem seiner vielen Fußmärsche durch die Berliner Abbruchwüsten. Nachdem er den Tiergarten durchquert hatte, der, von Bomben zerwühlt und zu Brennholz zerhackt, zum Geisterpark geworden war, ging er zum Skagerrakplatz, von wo aus er den Weg zur Pressekonferenz im Propagandaministerium am Wilhelmplatz einschlagen wollte. An einer Stelle der alten Siegesallee stieß er auf einen kleinen Menschauflauf. Ein Mann hatte sich dort an einem Baum erhängt. Auf offener Straße, am helllichten Tag. Ein paar Leute waren wortlos damit befasst, seinen Leichnam abzunehmen und in einem Auto fortzuschaffen. Ein Ereignis des Berliner Alltags, wie Kronika die Begebenheit überschrieb.

Nicht sehr viele Menschen sehen diesem Schauspiel zu. Und diese wenigen sind schweigsam. Tieferen Eindruck macht das Ereignis nicht auf sie. Es geschehen so viele Selbstmorde im untergehenden Berlin, Tag um Tag, Nacht für Nacht, daß es auf einen Selbstmord mehr oder weniger nicht mehr ankommt.

Später am selben Tag, unweit vom Tiergarten. Auf seinem Weg zur schwedischen Gesandtschaft, an der Herkulesbrücke über den Landwehrkanal, hielten ihn ein paar Uniformierte auf. Gerade waren die Leichen einer Frau und zweier kleiner Kinder aus dem kalten Kanalwasser ans Ufer gezogen worden. Die Kinder waren mit einem groben Strick zusammengeknotet. »Ohne Zweifel eine Mutter, die ihrem Leben und dem ihrer Kinder ein Ende bereitet hat. Warum? Das werden wir nie erfahren.« Jacob Kronika fühlte sich an jene unheilvollen Worte erinnert, mit denen der Pastor der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche vor einigen Wochen seinen Gläubigen ins Gewissen zu reden unternommen hatte. Das Menetekel jener Epidemie erfüllte sich, je näher die Schlacht um Berlin heranrückte. »Man hat Möglichkeiten genug, den Tod zu finden! Und dennoch gibt es viele, die nicht warten können! Die Selbstmordepidemie rast!«

Die Entwertung des menschlichen Lebens, die Gleichgültigkeit gegenüber den vielen Selbsttötungen machte vor den Spitzen des Staates nicht halt. Einige Tage später hörte Jacob Kronika von deutschen Offizieren, Generalfeldmarschall Walter Model habe sich nach der Niederlage seiner Armee im Ruhrgebiet das Leben genommen. Model, einer der höchstdekorierten Befehlshaber der Wehrmacht und überzeugter Diener des Regimes, war eine Schlüsselfigur im Endkampf an der Westfront. Sein Tod musste für die Führung von entscheidender Bedeutung sein. Doch im Propagandaministerium, wo sich Kronika nach Einzelheiten erkundigen wollte, konnte ihm niemand dazu Auskunft geben. Stattdessen beschied ihm ein Ministerialsprecher, dass er keinen Grund sehe, sich bei einem einzelnen Selbstmord aufzuhalten, davon gebe es täglich mehr als genug. »Eine Menge von Selbstmordkandidaten gehen umher und warten auf den rechten Augenblick.« Der Sprecher ließ keinen Zweifel daran, welche letzte Pflicht das Volk noch mit seinen Führern verband.

Wir sehen etwas Heroisches darin, daß Bürgermeister, Landräte, Regierungspräsidenten und andere hohe Beamte in irgend einer Form Harakiri verüben, oftmals zusammen mit ihrer ganzen Familie. Es wäre zweifellos am besten, wenn die vorrückenden Feinde nur noch tote Deutsche vorfinden würden.

Eine der Quellen für diesen unverhohlenen Nihilismus war der Begriff der verlorenen Ehre. Im Wertesystem der Nationalsozialisten nahm die Idee der Ehre einen überragenden Platz ein, sei es in der Rassenideologie als Ehre des Blutes, sei es im Konzept der Kriegsführung als Soldatenehre, sei es im

Gesellschaftsbild als Familienehre oder Ehre der Frau. Daher stellte jeder Verlust der Ehre die Grundlage des Lebens infrage. »»Wenn man Euch schändet, bleibt euch nichts als der Tod«, erklärt vor dem Zusammenbruch die Lehrerin einer Mädchenklasse.«

In vielen deutschen Familien stand die Ehre über dem Leben der eigenen Angehörigen. Am 20. April, dem Geburtstag des Führers, verabschiedete sich die 21-jährige Friederike Gensemann in Berlin-Wilmersdorf von ihrem Vater, der für die Stadtverteidigung zum Volkssturm einberufen worden war. Zwischen ihnen fielen nur noch wenige Worte. Der Vater trug bereits Uniform und Armbinde und holte nur noch seinen Ledermantel. Dann drückte er Friederike seine Pistole in die Hand.

»Es ist aus, mein Kind, verspreche mir, daß Du Dich erschießt, wenn die Russen kommen, sonst habe ich keine ruhige Minute mehr.« Er gab mir noch die Anweisung, den Lauf in den Mund zu halten. Dann noch eine Umarmung, ein Kuß! Alles stumm! Er ging.

Dem Wunsch des Vaters fühlte sich Friederike Gensemann verpflichtet. Als zehn Tage später die sowjetischen Truppen auf ihr Haus am Kurfürstendamm zukamen, dachte sie an ihr Versprechen. Der Augenblick war gekommen, es einzulösen. Die Pistole trug sie in der Manteltasche. Sie spürte die Angst in der Mundhöhle, im Hals, im Magen.

Mich zu entscheiden, war sehr schwer! Ich zögerte. Die Pistole in meiner Hand in der Tasche war drohend und verlockend. Ich verkrümelte mich in eine Ecke, nahm die Pistole, noch gesichert, in die Hand und hielt den Lauf in den Hals!

Es waren Minuten, die über ihr Leben und ihren Tod entschieden, und sie sollte sie nie vergessen. Sie starrte in den Hof, wo sie einen Abfallkübel voll mit Waffen sah. Vielleicht, so raste es durch ihren Kopf, würden die Russen sie gar nicht kriegen? Vielleicht waren die gar nicht so schlimme Untermenschen wie behauptet? Friederike entschied sich für das Leben. Sie rannte hinunter in den Hof und warf die Waffe in die Tonne. Ihren Vater sah sie niemals wieder.

Die Schlacht um Berlin endete am 2. Mai 1945. 170000 Soldaten und zehntausende Zivilisten verloren ihr Leben. Die Selbstmordwelle in der deutschen Reichshauptstadt ebte erst viel später ab. Noch während der Kämpfe erschossen sich zahlreiche NS-Funktionäre, Wehrmachtsoffiziere und Soldaten. Andere setzten sich absichtsvoll dem feindlichen Feuer aus. Viele der Schätzungen zufolge etwa 10000 Berliner Frauen, die nach ihrer

Vergewaltigung starben, begingen Selbstmord. Allein in Friedrichshagen sollen bereits am ersten Tag der sowjetischen Besatzung 100 Selbstmorde geschehen sein. Bis tief in den Sommer und Herbst hinein sahen, hörten und erzählten sich die Berliner Geschichten von Ehepaaren, die sich zwischen Trümmerbrocken erschossen hatten, von Frauen, die aus dem Fenster sprangen, von Vergiftungsopfern, die in Verdunklungspapier gewickelt neben der Straße lagen, von Familien, die an Fensterkreuzen hingen, vom Bankdirektor, der Frau und Tochter mit ihm den Tod nahm, von toten Parteibonzen und Frauenschaftsführerinnen, vom Schauspieler, der sich mit zwanzig anderen in Bestensee vergiftete.

Am 6. Mai 1945 schrieb Jacob Kronika über den Tod von Marie von Gerstorff, die er als Hitler-Gegnerin kennengelernt hatte. Er hatte erfahren, dass sie wenige Stunden nach der sowjetischen Eroberung ihres Heims Zyankali genommen hatte. Die übrigen Bewohner ihres Hauses begruben sie im Garten ihrer Villa. Bevor Kronika seine Aufzeichnungen zur deutschen Selbstmordepidemie schloss, kehrte er zu den Überlegungen zurück, mit denen er sie begonnen hatte. Noch einmal hatte er Tage zuvor mit einem evangelischen Geistlichen über die Beurteilung jener Verzweiflungstaten gesprochen. Zwar wollte der Theologe Otto Dibelius jene Menschen nicht verdammen, die vor den Schrecknissen des Lebens geflohen waren. Wohl aber ihre Taten. »Die Flucht selbst aber müssen wir als Christen richten und verurteilen. Sie ist Sünde.«

Es waren nahezu die gleichen Worte, die zwei Monate zuvor in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Gemeinde gefallen waren. Tausende hatten sich seither anstecken lassen, Tausende waren der Selbstmordepidemie zum Opfer gefallen. Ihr Prophet hatte recht behalten. Ihr Chronist aber, jener furchtlose dänische Zeitungsmann, musste am Ende eingestehen, dass niemand, der in die Nähe dieses schwarzen Soges geraten war, immun dagegen bleiben konnte.

Sollen wir richten?

Ich selber gehöre zu jenen, die sich vor der Schlacht um Berlin die erforderliche Dosis Gift sicherten, um die Möglichkeit einer »Flucht« zu haben, falls es zu schlimm werden sollte.

Im Dunkel der Zahlen

Von den Katastrophen der Menschheit, von der Flutwelle bis zum Völkermord, bleibt oft nur die Zahl der Toten im Gedächtnis der Gesellschaft zurück. Ihr nachrichtlicher Sensationswert verdichtet sich bei entsprechender Dimension und Tragik des Falles zur wesentlichen historischen Bezugsgröße. Dann wirkt sie wie eine offizielle, weil scheinbar objektive Beglaubigung des Geschehenen. Fehlt dagegen eine belastbare Zahl, weil diese nicht zu ermitteln ist oder weil sie nicht genügend interessiert, bleibt das Ereignis unter der Aufmerksamkeitsschwelle und geht nicht ins allgemeine Gedächtnis ein,

Das Hauptamt für Statistik von Groß-Berlin veröffentlichte 1949 das Kompendium *Berlin in Zahlen*. Darin beschäftigten sich die Statistiker auch mit dem Aufkommen an Selbstmorden im Berliner Stadtgebiet für das Jahr 1945. Sie ermittelten eine Gesamtzahl von 7057 gemeldeten Fällen. Mehr als die Hälfte davon, nämlich 3881 Fälle, fallen allein in den Monat April. Demzufolge hatte sich im letzten Kriegsjahr die Selbstmordrate in der deutschen Hauptstadt im Vergleich zu sämtlichen Vorjahren verfünffacht. Es ist eine der wenigen statistischen Angaben, die zum Thema Suizid in Deutschland 1945 überhaupt vorliegen. Sie liefert nicht mehr als eine Mindestzahl und wirft einen langen, unberechenbaren Schatten, den die Kriminologen seit der Jahrhundertwende als »Dunkelziffer« zu bezeichnen gewohnt sind.

Den Berliner Statistikern blieb für ihre Berechnungen nichts anderes übrig, als sich auf die üblichen formalen Quellen wie Sterbeurkunden und Totenscheine zu stützen, wie sie es aus geregelten Friedenszeiten kannten. Dass sie es 1945 mit einem historischen Ausnahmejahr zu tun hatten, in dem ihnen die alten Formalkriterien nur einen Bruchteil der Wirklichkeit abzubilden halfen, dürfte ihnen bewusst gewesen sein. In diesem Jahr brachen in Berlin und anderswo infolge der kriegerischen Invasionen nicht nur die lokalen Verwaltungen zusammen, sondern am Ende der ganze Staat. Polizisten, Ärzte, Friedhofswärter, Standesbeamte und die zugehörigen Behörden waren dem Chaos von Kriegszerstörung und Massensterben in diesen Monaten vielerorts nicht gewachsen, mussten ihre Arbeit vorübergehend oder ganz einstellen, wenn sie nicht, wie in den deutschen Ostgebieten, einfach verschwanden. Angesichts von vernichteten Wohngebieten, chaotischen Frontverläufen und wilden Fluchtbewegungen,

von anonymen Massengräbern und riesigen Vermisstenlisten ließen sich die Totenzahlen im letzten Kriegsjahr in Deutschland nur grob schätzen. Schwer war es möglich, die Opfer von Kriegshandlungen, Unglücksfällen, natürlichen Todesursachen oder Selbstmorden zu unterscheiden.

Die nationalsozialistischen Behörden hatten nach Kriegsausbruch die Veröffentlichung von Suizid-Statistiken eingestellt, um dem Gegner kein propagandistisches Material zu liefern. Die letzte, im Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reichsgebiet 1939 angegebene Zahl von Selbstmördern betrug 22273. Für das Folgejahr 1940, als die deutsche Wehrmacht von Sieg zu Sieg eilte, gab es noch eine parteiinterne Information, der zufolge die Selbstmordrate im Reich zurückgegangen war. Keine Hinweise hingegen finden sich darauf, wie sich die Zahlen nach den Niederlagen an allen Fronten und den Angriffen auf das deutsche Reichsgebiet entwickelten. Auch für Selbstmordfälle in der deutschen Wehrmacht liegen für die letzten beiden Kriegsjahre keine Angaben mehr vor, obwohl die Heeres-Sanitätsinspektion bis dahin ihre eigenen Statistiken geführt hatte. Allerdings war im Fall von getöteten Frontsoldaten ohnehin schwer zu unterscheiden, wer den Tod selbst herbeigeführt oder bewusst gesucht hatte. Dazu kam, dass nicht alle Kameraden oder vorgesetzten Offiziere einen Selbstmord als solchen melden wollten.

Am Beispiel von Demmin, dem mutmaßlich größten Massenselbstmord in Deutschland, lässt sich nachvollziehen, wie schwierig das Unternehmen war und ist, die Toten zu zählen. Am 19. Mai 1945 – in Demmin waren die Brände erloschen, der neue sowjetische Stadtkommandant Major Petrow hatte sein Amt angetreten, die Pferdefuhrwerke mit den abgedeckten Ladeflächen trotteten noch den Weg zum Friedhof hinauf – machte sich der Standesbeamte Sorge an die Aufgabe, die Todesfälle der letzten Wochen zu beurkunden. Schon sein erster Eintrag wirft Fragen auf. Laut Urkunde Nr. 1 starb der westpreußische Flüchtling und Postinspektor a. D. Wilhelm Schwarzrock am 1. Mai um 4 Uhr morgens in der Frauenstraße 35, in der ersten Nacht nach der sowjetischen Eroberung. Eine Todesursache ist nicht vermerkt, wie bei hunderten weiterer Einträge, die der Standesbeamte bis November 1945 vornahm. Für keinen dieser Fälle liegt ein ärztlicher Totenschein vor. Beim 74-jährigen Schwarzrock könnte eine Krankheit oder ein Herzanfall die Ursache gewesen sein. Kaum vorstellbar ist dies aber bei der 39-jährigen Margarete Butz und ihren drei kleinen Kindern. Oder bei

dem 49-jährigen Prokuristen Georg Bader, seiner 43-jährigen Frau und ihrer elfjährigen Tochter, die am 15. Mai tot im Devener Holz aufgefunden worden waren. Dass Herr Sorge entgegen seiner sonstigen Verfahrensweise in diesen Fällen keinen Selbstmordhinweis an den unteren Seitenrand gesetzt hat, kann daran gelegen haben, dass der Angehörige oder Bekannte, der den Tod meldete, diesen nicht als Suizid deklarieren wollte. Unter bestimmten Umständen mussten Verwandte damit rechnen, bei einem Selbstmord finanzielle Ansprüche zu verlieren. Außerdem war nicht immer für den Außenstehenden ein Suizid als solcher offensichtlich. So schlich sich die Dunkelziffer in die mit Sorgfalt geführten Demminer Sterbebücher des Jahres 1945.

Noch unschärfer präsentieren sich die Zahlen auf der Grundlage des improvisierten Totenbuches, das Marga Behnke, die Tochter des Demminer Friedhofsgärtners, zwischen dem 6. Mai und dem 4. Juli führte. Sie listete insgesamt 612 Tote auf, darunter 196 anonyme. In der Spalte »Todesursache« verzeichnete sie mehr als 400 Selbstmorde durch Erhängen, Ertrinken, Erschießen, neben einzelnen Todesfällen durch Krankheiten, Schussverletzungen, Granatsplitter oder schlicht Altersschwäche. In Dutzenden von Fällen konnte sie die Todesart nicht ermitteln und versah sie mit Fragezeichen oder hinterließ eine Leerzeile.

Die erste Gesamtzahl nannte im November 1945 der vom Landrat des Kreises Demmin herausgegebene Tätigkeitsbericht mit 700 durch Selbstmord zu Tode gekommenen Einwohnern. Seither fielen in den unterschiedlichen Schilderungen immer neue Zahlen, bei denen es sich um Schätzungen auf der Grundlage von Eindrücken oder vom Hörensagen handelte. Die Stettinerin Irene Bröker, die mit ihrem Sohn die kritischen Tage in Demmin überlebt hatte, nannte 600 Leichen, die allein aus der Peene gezogen worden seien. Eine Gutsbesitzerin aus dem Umland sprach in ihrer Niederschrift ohne nähere Erläuterung von 1200 standesamtlich gemeldeten Selbstmördern. Marie Dabs, die Frau des Pelzhändlers in der Luisenstraße, schätzte ihre Zahl auf über 2000, die Demminerin Ursula Strohschein auf mehrere Tausend. Norbert Buske, der als Zeitzeuge einige dieser Berichte nach dem Mauerfall in seiner Darstellung von Demmins Kriegsende versammelte, ging schließlich von mehr als 1000 Toten aus. Fast zwanzig Jahre später unternahm es das Demminer Regionalmuseum, die Zahlen zu den Selbsttötungen auf der Grundlage der damaligen Sterbebücher und des

Warenkontorbuches vom Friedhof akribisch zu überprüfen und gegeneinander abzugleichen. Am Ende stand eine vorsichtige Schätzung von rund 500 gesicherten Todesfällen von Männern, Frauen und Kindern, die in den Tod mitgenommen wurden – mit dem Hinweis auf eine erhebliche Dunkelziffer.

Lässt sich Demmin, der bislang am besten dokumentierte Fall, nur in einen Korridor zwischen 500 und mehr als 1000 Fällen einordnen, so entziehen sich viele Orte des Geschehens im Osten selbst einer vagen Schätzung. Als Quellen stehen nur Einzelstimmen zur Verfügung, wie der Bericht einer Mitarbeiterin des Stadtrates von Schönlanke, die über den Einmarsch der Roten Armee im Februar 1945 in der Rückschau schrieb: »Aus Furcht vor den Bestien aus dem Osten haben viele Schönlanker ihrem Leben ein Ende gesetzt (ca. 500!). Ganze Familien sind dadurch ausgelöscht.« Die Stadt Schönlanke in Pommern war von vergleichbarer Größe wie Demmin und erlebte ein ähnliches Schicksal. Ob die Selbstmordzahlen die genannten Ausmaße annahmen, ist kaum mehr belegbar.

So entzieht sich die Gesamtzahl der Toten aus der deutschen Selbstmordepidemie beim Kriegsende 1945 einer zuverlässigen Berechnung. Unabhängig davon, ob sie sich im unteren oder oberen fünfstelligen Bereich bewegt, ein Massenphänomen erschreckenden Ausmaßes waren die Selbstmorde in jedem Fall, woraus sich ihre Aussagekraft speist. Die Ursachen dieses kollektiven Syndroms erschöpfen sich nicht in den formelhaften Erklärungen der Zeitgenossen. Es war nicht allein die Angst vor dem Russen und der Rache der Sieger, die in der ganzen Bevölkerung Verzweiflung und Untergangsstimmung schürte. Das Beispiel Demmin zeigt, wie die Selbstmordwelle quer durch alle Berufe und Schichten lief. Sie erfasste beide Geschlechter und alle Altersgruppen, und auch die Nähe oder Distanz zum NS-Regime war nicht ausschlaggebend. Wie sah die Innenwelt dieser Deutschen von damals aus, dass sie angesichts des Untergangs nur im Tod einen Ausweg sahen?

Am südöstlichen Rand des alten Friedhofs von Demmin liegen hunderte bekannte und anonyme Tote der Selbstmordwelle von 1945 in Massen- und Einzelgräbern. Eine schlichte Wiese mit ein paar kahlen Stellen, einzelnen Bäumen und Gedenksteinen. An ihrem Saum liegt ein schwerer Findling mit einer Inschrift, die eine Demminer Lehrerin am 1. Mai 1945 in ihr Tagebuch

schrieb. »*Freitote, am Sinn des Lebens irre geworden*«. Wenn ganz normalen Menschen ein Leben nach dem Untergang des Regimes derart unvorstellbar wird, dass sie über sich und ihre Nächsten das Todesurteil fällen, bedarf es der Klärung, was der Sinn des Lebens für die Menschen jener Zeit bedeutete. Es ist zu klären, was zwölf Jahre lang in ihren Köpfen vorgegangen war, was sie getragen hatte und woran sie geglaubt haben. Es ist zu ergründen, mit welchen Gefühlen sie die extremen Stimmungen des Dritten Reiches erlebten, und was sie schließlich empfanden, als alles zu Ende ging.

Teil III
IM TAUMEL DER GEFÜHLE

Die Wunde Deutschland

Um Mitternacht an einem Januarsonntag 1926 wurde Melita Maschmann von ihren Eltern wach gerüttelt und ins Esszimmer getragen. Dort stand das Radiogerät, ein Holzkasten mit einem Kopfhörer. Die Eltern setzten Melita vor den Apparat, strichen ihr die schlafzerzausten Haare aus dem Gesicht und streiften ihr den Kopfhörer über die Ohren. Durch das atmosphärische Rauschen vernahm sie ein fernes, aber durchdringendes Geräusch. Das Läuten schwerer Glocken. Tiefe, mahnende Schläge.

Aus den Hörmuscheln dröhnte es schreckenerregend und gewaltig. In den Augen der Eltern standen Tränen, und die Herzen der Kinder füllten sich mit einer Ahnung, daß dieses Deutschland ein angsteinflößend herrliches Geheimnis sein musste.

Melita war gerade acht Jahre alt geworden. Was sie unbedingt hören sollte, waren die Glocken des Kölner Doms. Sie läuteten im Namen Deutschlands, weil Ende Januar 1926 die letzten britischen Soldaten ihre Besatzungszone um Köln verließen. Das Rheinland war seit Ende des Ersten Weltkriegs von den Truppen der Siegermächte besetzt, und auch nach diesem Teilabzug blieben weite Gebiete des Rheinlands in französischer Hand. In dieser Besatzung sahen viele Deutsche das Schicksal der Heimat seit der Niederlage von 1918 gespiegelt. All die Erniedrigung, Fremdbestimmung, Willkür. Im konservativen Elternhaus der Familie Maschmann galt dies als persönliche Schmach, da die Mutter aus dem hessischen Darmstadt stammte, bis wohin sich die Besatzungszone erstreckte.

Melita und ihr Bruder besuchten noch nicht die Schule, da reiste ihre Mutter mit ihnen zum ersten Mal in ihre Heimat. Als sie auf der Eisenbahn im Rheinland farbige Besatzungssoldaten antrafen, flohen sie aus dem Abteil. Immer wieder hatte ihnen die Mutter eingeschärft, wie der schändliche Versailler Diktatfrieden von 1919 das Land an den Grenzen aufgerissen habe, wie die Feinde ihre Wirtschaft plünderten und ihre Kultur überfremdeten. »Sie liebte Deutschland so fraglos wie ihre Heimatstadt oder wie ihre Eltern. Aber diese Liebe hatte nichts Freudiges.« Und sie kam nie zur Ruhe, denn die politischen Gespräche quer durch alle Schichten der Weimarer Gesellschaft waren grundiert von jenem zerrenden Zorn auf den Versailler Frieden. In den Erinnerungen und Tagebücher der Zeit tönt dieses unversöhnliche Leitmotiv.

So war für Melita Maschmann Deutschland von Kindheit an vor allem ein

Gefühl. Ein tragisches, dunkles Gefühl für die Heimat, das die Eltern ihr mitgaben. »Ehe ich die Bedeutung des Wortes ›Deutschland‹ begriff, liebte ich es, als etwas geheimnisvoll von Trauer überschattetes, unendlich Teures und Gefährdetes.«

Die blutende Wunde Deutschland war das Kindheits- und Jugenderlebnis einer ganzen Generation.

Als Gerhard Starcke nach dem Abitur Ende der 20er-Jahre an der Berliner Universität zu studieren begann, hatte die politische Stimmung in Elternhaus und Schule Spuren in ihm hinterlassen. Auch er war mit seinen Eltern ins besetzte Rheinland gereist. An der Mannheimer Rheinbrücke mussten sie sich von französischen Kolonialsoldaten kontrollieren lassen und auf der Fahrbahn laufen, da ihnen als Deutschen der Gehsteig auf der Brücke untersagt war. Eine eindrucksvolle politische Lernstunde für den heranwachsenden Gerhard, der damit das Leitmotiv seiner Zeit verinnerlicht hatte.

Eine Auffassung war in Deutschland sowohl rechts als auch links weit verbreitet: Daß nämlich an ALLEM das Unrecht von Versailles Schuld sei. Versailles war es in erster Linie und in zweiter die Republik, die im allgemeinen im Verdacht stand, von der Gnade der Siegermächte abhängig zu sein.

Als Schüler hatte er aus dem Munde seines Deutschlehrers, eines Reserveoffiziers, die Verachtung gegenüber der Republik aufgesogen. Im Studium waren es die Frontkämpfer, die als alte Herren in seiner Burschenschaft abends beim Bier reaktionäre Ideen zelebrierten. Von der anderen Seite schlug Gerhard Hass entgegen. Wenn er sich mit Band und Mütze seiner Burschenschaft auf der Straße zeigte, warfen radikale Linke mit Steinen nach ihm. »*So tief war die Kluft im deutschen Volk aufgerissen.*« Einig waren sich beide Seiten nur in ihrem Zorn auf Versailles und das verabscheute »System«: die Demokratie von Weimar.

Mit dem Friedensvertrag von Versailles 1919 war die Weimarer Republik in den Augen vieler Deutscher mit einem fatalen Makel beschmutzt. Die Revolution vom November 1918, aus der Kriegsniederlage geboren, weckte bei Millionen Soldaten tiefen Groll, die sich militärisch unbesiegt und von Heimatfeinden verraten wähnten. Im Mythos der Frontgeneration sammelten sich auch breite Teile des Bürgertums in der Hoffnung auf ein neuerliches gemeinsames Schützengrabenerlebnis. Versailles wurde zur Chiffre des

perfekten Feindbildes. Die Reparationen, die Rheinlandbesetzung und insbesondere die Festschreibung der Alleinschuld Deutschlands und seiner Verbündeten am Weltkrieg weckten unter den Deutschen unstillbare Hass- und Rachegefühle. Als Schuldige galten nicht nur die Siegermächte, sondern auch jene, die den Vertrag unterzeichnet hatten im Namen der Republik. Der Hass der Deutschen richtete sich auch gegen sich selbst.

Die Zeit, in die er hineingeboren wird, steht unter dem Zeichen des irrsinnigen Vertrages von Versailles, der durch seine Bestimmungen und deren Auswirkungen – Arbeitslosigkeit, Verklavung des deutschen Volkes und Landarmut – geradezu prädestiniert ist, einen neuen Weltkrieg heraufzubeschwören.

Mit diesen Worten begann Ilse Cordes ihren Bericht über das Leben ihres einzigen Kindes Hermann-Friedrich Cordes, der 1921 zur Welt kam. In eigentümlichem Stil wechselte sie dabei zwischen Mutterliebe und politischem Pathos. Sie zeichnete das Leben ihres Jungen, der allen Hochstimmungen und Abgründen seiner Zeit, den Flammen des Hasses wie der Hingabe der Hoffnung, ausgesetzt war. Von sich selbst sprach Ilse Cordes in der dritten Person als »die Mutter«, über die ihr Text mehr verrät als über den Sohn. Aus ihr sprach eine enttäuschte Generation von Eltern, die ihr Sehnen nach einer besseren Zukunft den Kindern auflud. Zwischendrin aber stahlen sich in ihre Zeilen die zarten Erinnerungen einer Frau an ihr Kind.

Beide sind fast unzertrennlich. Bis zu seiner Schulzeit gehen sie täglich vor- und nachmittags spazieren. Wie zwei kleine Freunde unterhalten sie sich. Und wehe dem, der seiner geliebten Mutter etwas zuleide tut!

Hermann-Friedrich Cordes wuchs auf in der Atmosphäre der Kriegskämpfer, die sein Vater im Hause kultivierte. Nach seiner Rückkehr aus dem Feld hatte der nicht wieder Halt gefunden. Als Verlagsvertreter verdiente er mal viel und mal gar nichts. Die meiste Zeit war er betrunken. Wie im Quartier einer Verschwörung gingen die Angehörigen der Freikorps »Roßbach« und »Ehrhardt« ein und aus. Einschüchternde, noch junge alte Krieger, die unentwegt die Worte Versailles und System ausspuckten und von der verwundeten Heimat klagten. Nie schickten die Eltern den kleinen Hermann-Friedrich aus dem Zimmer. Er sollte den Männern lauschen, die um die Früchte ihres Ringens betrogen waren. Zwei Millionen tote Kameraden, die Opfer durften nicht umsonst gewesen sein! Ehe er in der Schule das

Einmaleins aufsagte, lernte Hermann-Friedrich die Formeln dunkler deutscher Sehnsüchte.

So wächst still und unbewußt, durch das, was er im Elternhaus sieht, hört und erlebt, schon in seiner frühesten Jugend in dem Jungen der Wille zur Hingabe an die Aufgabe, deren Lösung die Krönung seines Lebens werden soll.

An der Volksschule, die er ab 1927 besuchte, prügelte er sich mit Kommunistenkindern. Im Urlaub schmückte er seine Sandburg mit der schwarz-weiß-roten Kriegsflagge des Kaiserreiches. Damit entzückte er seine Eltern, die sich immer weiter entzweiten. Der Vater war betrunken oder nicht zuhause, die Mutter verbrachte Tage im Bett. Manchmal klopfte der Gerichtsvollzieher an die Tür und trug ein Möbelstück davon, bis ihre Stimmen an den nackten Wänden wiederhallten. Hermann-Friedrich musste lernen, zu verzichten. Er wurde zu einem verschlossenen, stillen Jungen. »Tag für Tag kehren Mutter und Sohn nach dem Spaziergang in die dunkle leere Wohnung zurück. Nur der unermüdliche kleine Tröster hat seine Mutter damals vor Verzweiflung bewahrt.«

Trotz krisenhafter Anfangsjahre und des Traumas der Hyperinflation von 1923 hatte sich die Weimarer Republik Mitte der 20er-Jahre wirtschaftlich und politisch stabilisieren können. Auch gelangen in dieser Phase wichtige Schritte, um das Land aus der außenpolitischen Isolierung zu führen. Nach dem Börsenkrach von 1929 aber sah sich die Nation mit dem schwersten Beben konfrontiert, das die Weltwirtschaft je erlebt hatte.

Am Haus von Familie Maschmann hatte der Vater ein Schild angeschraubt: »Betteln und Hausieren verboten!« Dennoch klingelten Bettler an den Wohnungstüren, während von draußen die Melodien verhärmter Hofmusikanten emporstiegen. »Es war nicht möglich, auch nur für eine kurze Frist zu vergessen, daß wir in einem armen Land geboren waren.« Manchmal lag der Sohn ihrer Nachbarn betrunken im Hinterhof. Er war arbeitslos, sein Stempelgeld versoff er. Eines Tages begegnete ihm Melita auf der Straße. Barfuß, blicklos, in seinem zerschissenen Militärmantel. Auf dem Arm trug er einen kleinen Hund. Ein paar Stunden später hörte sie von drüben einen Schrei. Die Mutter des Nachbarsohns hatte ihn im Hof gefunden. Er hatte sich die Pulsadern aufgeschnitten.

Der Vater von Gerhard Starcke, der einen Handwerksbetrieb führte und auf seinen Kleinbürgertraum vom Eigenheim hinschuf tete, verging vor

Sorge, alles zu verlieren. »Das war in Deutschland die schlimme Zeit, in der Gashahn und Strick vielen Menschen, und nicht den unbegabtesten, in ihrer Verzweiflung als letzte, bittere Zuflucht erschien.« Nach und nach ging jede Perspektive verloren. Gerhard, der Deutsch und Geschichte studierte, konnte beobachten, wie an den Universitäten der radikale Nationalismus einzog. Er entwickelte eigene Ansichten, wie aus der Not herauszukommen war. Die Idee des Schützengrabens, dieses Versprechen eines heroischen Miteinanders, beeindruckte auch ihn: »Einer für alle, alle für einen!«

Renate Finkh aus Ulm war das jüngste von drei Geschwistern. Anfang der 30er-Jahre war sie zu klein, um zu begreifen, wie der Krieg ihre Eltern voneinander entfremdet hatte. Warum der Vater ihr mehr Furcht als Vertrauen einflößte, warum die geliebte Mutter so kränklich war. Für Renate hatte nie eine Zeit. Das war die erste Empfindung der Vierjährigen. »Ich weiß nun, dass ich einsam bin.« Immer bekam sie zu hören, es sei kein Geld mehr da. Kein Geld für die Schule, für die Straßenbahn, für die Butter. Froh war Renate, als sie bemerkte, dass andere Kinder es noch schlechter hatten. Manche standen bei Finkhs in der Diele und hingen an den Rücken ihrer Mütter, hässliche Frauen, mager und grau, die dazu schlecht rochen. Renate sah zu, wie das Hausmädchen ihnen Essensreste in die mitgebrachten Töpfe legte. »Von den Armen aber ging etwas Bedrohliches aus. Auch dann, wenn sie zu essen bekommen hatten. Das spürte ich immer stärker.«

Renate schauderte ihr Anblick. Bedrohlich wirkten sie, wenn sie in langen Reihen durch die Straßen marschierten. Von ihrem Fenster aus konnte sie zusehen.

Die Männer trugen Schirmmützen, und ihre Gesichter hatten einen wilden Ausdruck. Die Frauen schoben zuweilen schwarze, hochrädige Kinderwagen vor sich her. Sie hatten strähniges Haar und merkwürdig große Augen. Sie kommen eines Abends von allen Seiten und versammeln sich auf dem Lindenhof.

Kommunisten, erklärte ihre Schwester. Da stürzte die Mutter herein und löschte das Licht. Von draußen drang eine seltsam erregende Musik ins Kinderzimmer. Es knatterte, jemand schrie. Renate flüchtete unter ihre Decke.

Wer in dieser Zeit als Ausländer nach Deutschland kam, war überwältigt von den Widersprüchen und Leidenschaften des öffentlichen Lebens. Am höchsten schlugen die Flammen in Berlin. Sefton Delmer war britischer

Staatsbürger, 25 Jahre alt, in Berlin geboren und aufgewachsen. Die englische Sprache lernte er nach der deutschen. Der Sohn eines australischen Lektors hatte die ersten Jahre des Weltkriegs in Berliner Schulen verbracht, ehe er 1917 mit seiner Familie nach England zog. Bei Kriegsausbruch war ihm die Ekstase nationalistischer Angriffslust unangenehm nahe gerückt. Dennoch ließ ihn Deutschland nicht los. Als Delmer im September 1928 für eine englische Zeitung nach Berlin zurückkehrte, fand er alles, was sich ein Reporter wünschen konnte. »Sex, Mord, politische Intrigen, Geld, Geheimnis und Blutvergießen. Vor allem Blutvergießen.« Die Rivalität zwischen Linken und Rechten war zur Todfeindschaft eskaliert. Ihre Truppen fuhren krachend und blutig ineinander. Die nationalistischen Teile des Volkes, fand Delmer, waren der Auffassung, dass der Weltkrieg nicht vorüber sei. Den Versailler Vertrag sahen sie als Waffenpause, in der sie den Feind im Inneren bekämpften.

An die gleichzeitige Vergnügungssucht, die lüsterne Jugendlichkeit dieser Jahre erinnerte sich Delmer wie an ein wildes Walpurgistan. »Wenn ich jetzt zurückdenke, sehe ich den irrsinnigen Wirbel des Berlin von 1928 und 1929 als eine Art pompejanisches Gelage am Vorabend des Vesuvausbruchs.«

Zwei Jahre nach Delmer kam die Französin Stéphane Roussel als Auslandskorrespondentin für die Zeitung *Le Matin* nach Berlin. Der Zufall einer Bekanntschaft hatte ihr diesen Posten verschafft. Von Deutschland wusste sie nichts. In Berlin sah sie sich einer Flut von wirren Eindrücken und Informationen ausgesetzt, der sie kaum Herr zu werden wusste. Sie fand sich in einen Dampfkessel der Glaubensrichtungen, die einander niederzuschreien versuchten. Alles in diesem Land schien politisch aufgeladen. Sie musste alle Sinne schärfen, um die Konturen der Dinge zu sehen.

Diese Konturen stellten sich als ebenso schillernd wie unheimlich dar. Da war jene entfesselte Berliner Gesellschaft, in der man lebte und sündigte. Ein Eldorado der Feiersüchtigen, in dem jeder seine Nische fand. »Es herrscht die absolute Freiheit und zugleich die deutsche Manie des Abgrenzens.« In den Hinterzimmern und Bierkellern dagegen dröhnte im Dunst von Männerschweiß die Legende vom im Felde unbesiegt Deutschland. Tagsüber begegnete man diesen Gesichtern in den Amtsstuben der Republik, wo dieselben Beamten wie vor dem Krieg die Geschäfte führten, den alten Zeiten nachtrauerten und die Demokratie zum Teufel

wünschten. Dies schien Roussel das auffälligste Merkmal dieser deutschen Gesellschaft: dass sich das Leben in seinen Höhen und Tiefen vor aller Augen abspielte.

Über die Jahre hatte Raimund Pretzel beobachtet, dass die Bettler in Berlin zum Straßenbild gehörten wie die Passanten. In den Zeitungen las er über Selbstmorde und Verzweiflungsdramen. Einmal sah er eine alte Frau, die merkwürdig steif auf einer Parkbank saß. Davor eine kleine Menschentraube, aus der er es murmeln hörte, »tot«, »verhungert«. Nach flüchtigem Augenschein wandte er sich ab. »Es hat mich nicht besonders gewundert. Zu Hause hungerten wir auch manchmal.«

Pretzels Zuhause waren nicht die Hungerquartiere der Stadt. Sein Vater war Schuldirektor und Beamter im Kultusministerium. Carl Louis Albert Pretzel begriff sich durch und durch als preußischer Beamter, der die Begeisterung seines Sohns für die Feldzüge im Weltkrieg nie begriffen hatte, der nicht an der Börse spekulierte, der kerzengerade seine Berufspflichten erfüllte. Der dem Gebrüll der Linken wie der Rechten mit ihrem halsbrecherischen Tempo kopfschüttelnd hinterherblickte. »Ja, mein Vater war einer von denen, die die Zeit nicht verstanden, oder nicht verstehen wollten.«

Sein Sohn verstand die Zeit besser. Sein Blick für das bedeutungsvolle Detail und die verräterische Nuance war so scharf wie sein Urteil. Vielleicht hatte er sich deshalb für ein Jurastudium entschieden. Viel früher, in seiner Weltkriegseuphorie des Schuljungen, hatte er die Neigung seiner Landsleute erfahren, Massenpsychosen zu entwickeln. »Jene hemmungslos zynische Phantastik, jene nihilistische Freude am ›Unmöglichen‹ um seiner selbst willen, jene zum Selbstzweck gewordene Dynamik.« Als Kind im Krieg wollte er sich selbst davon gar nicht ausschließen. Jetzt war er ein 20-jähriger Student und stellte fest, dass er mit seiner Generation sich inmitten der regelmäßigen Eruptionen des öffentlichen Lebens eingerichtet hatte.

Ungefähr zwanzig Jahrgänge junger und jüngster Deutscher waren daran gewöhnt worden, ihren ganzen Lebensinhalt, allen Stoff für tiefere Emotionen, für Liebe und Hass, Jubel und Trauer, aber auch alle Sensationen und jeden Nervenkitzel sozusagen gratis aus der öffentlichen Sphäre geliefert zu bekommen – sei es auch zugleich Armut, Hunger, Tod, Wirrsal und Gefahr.

Mit der Weltwirtschaftskrise brachen die Straßenunruhen wilder als zuvor

wieder aus. Armut und Hunger raubten Würde und Selbstachtung. An den Ecken standen Männer und Frauen mit Schildern um den Hals, »Suche Arbeit jeder Art«. Vor den Erwerbslosenküchen warteten mit stumpfen Gesichtern Familienväter, Großmütter und Schulkinder. Jugendbanden trieben sich auf den Plätzen der Städte umher, Eltern schickten ihre Kinder zum Betteln. Die Menschen rechneten mit dem Staatszerfall. Sie sahen ihm fast gleichgültig entgegen.

Hungern und Schwärmen

Aus diesem gärenden Morast aus Stumpfsinn und Hoffnungslosigkeit traten eigenartige Gestalten aus der Menge, wie sie Raimund Pretzel schon im surrealen Klima der Hyperinflation erlebt hatte.

Allmählich war die Stimmung sogar apokalyptisch geworden. Erlöser rannten in Berlin hundertweise herum, Leute mit langem Haar, härenen Hemden, die erklärten, von Gott zur Errettung der Welt gesandt worden zu sein, und die durch diese Mission irgendwie ein Leben fristeten.

Wenn Sefton Delmer, der britische Korrespondent mit dem kantigen Schädel, aus seinem Büro in die Straßen Berlins trat, lief er Wundermännern über den Weg, die ihre Mission in einer Atmosphäre der Unwirklichkeit verfolgten. Es waren alle Arten von Erweckungspredigern, Scharlatanen, Wunderheilern und Propheten. Jeder dieser deutschen Schamanen hatte seinen Stil. Jeder noch so exzentrische Ruf fand seinen Widerhall, auch in den Kreisen von Bürgertum, Industrie und Militär. Niemals war die Stunde für Erlöser günstiger. Niemals sehnten sich die Menschen mehr nach einem, der die Wunde Deutschland heilen konnte.

Mir erschien es als besonders symptomatisch und bezeichnend für diese Wundermänner, daß sie alle, gleichgültig ob sie Kurpfuscher oder Alchimisten, Hellseher und Winkelbankschwindler waren, eine patriotische Mission zu haben behaupteten und versprachen, Deutschland zu einer nie dagewesenen Machtstellung zu verhelfen.

Von Württemberg aus gewann der rasputinhafte Ludwig Haeusser, ein Wanderprediger mit Bart und Mönchskutte, im ganzen Reich seine Jünger. Er gerierte sich als Retter Deutschlands und »Diktator der Vereinigten Staaten von Europa«. Er kandidierte für den Reichstag und wollte Reichspräsident werden. In Berlin scharte der Heilmagnetiseur und Religionsreformer Joseph Weißenberg in seiner »Vereinigung der ernstesten Forscher von Diesseits nach Jenseits« mehr als 100 000 Anhänger um sich. Von Bayern aus knüpfte der Alchemist Franz Tausend ein Netzwerk politischer Esoteriker, die sich an seiner Aussage berauschten, auf chemischem Wege Gold herzustellen. In den Kreisen des Weltkriegsheroen Erich Ludendorff galt Tausend als Hoffnungsträger, um die Reparationen mit einem Schlag abzuzahlen und die Fremdherrschaft abzuwerfen. In Thüringen, Sachsen und Anhalt arbeitete der »Inflationsheilige« Friedrich Lamberty an einer Wiedergeburt Deutschlands. Mit seiner »Neuen Schar«

zog er wie ein Rattenfänger singend, tanzend und predigend durchs Land. Anfang der 30er-Jahre schmiedete er Allianzen mit rechten Gruppierungen. In München machte Adolf Hitler von sich reden, der vom lokalen Bierkeller-Revolutionär zum weithin beachteten Führer der extremen Rechten emporwuchs. Die Weltwirtschaftskrise nach 1929 trieb solchen Propheten mit deutschnationaler Botschaft, wie schrill sie sich auch gebärdeten, ein wachsendes Publikum in die Arme.

Zum deutschen Reichskanzler jedoch wurde im März 1930 der Finanzfachmann Heinrich Brüning berufen. Er war das Gegenteil eines Erlösers. Sein hageres Gesicht, der schmallippige Mund, die kalten Augen hinter randlosen Brillengläsern verrieten nur den westfälischen Verstandesmenschen. Er stellte sich die Aufgabe, das Wirtschaftschaos zu beenden und die Reparationsverpflichtungen aufzuheben. Brüning besaß die Härte, um sich und seiner Bevölkerung die dafür notwendigen Entbehrungen abzuverlangen. Sein Weg war es, das Land aus der Wirtschaftskrise herauszuhungern. Eine Notverordnung folgte der anderen, sodass die Menschen ihre Gehälter und Renten zerrinnen sahen. Länger als alle Weimarer Kanzler vor ihm hielt er seinen eisernen Kurs durch. Am Ende glaubte er sich Meter vor dem Ziel.

Doch Brüning hatte es versäumt, die Deutschen auf diese ungeheure Kraftanstrengung einzuschwören. Er besaß nichts von dem, wofür die Menschen empfänglich waren, weder die Gabe der Rede noch des Auftritts, geschweige denn der Verführung. Niemals verbreitete er Hoffnung, sondern immer nur Zucht und Strenge. Damit trieb er die Verbitterung im Volk auf die Spitze und demoralisierte die Sympathisanten der Republik. Der ersehnte Erlöser war er nicht.

Die Familie Hamm aus Gießen führte ein unaufgeregtes Leben. Die Eltern pflegten rege Geselligkeit, hinter der der zehnjährige Reiner politische Vorgänge kaum wahrnahm. Dies änderte sich Anfang der 30er-Jahre, als die Wahlkämpfe zum hessischen Landtag und zum Reichstag seine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Von den Plakatwänden sprangen Reiner markante Parteisymbole entgegen. Hammer und Sichel der KPD, schräge rote Pfeile der SPD, immer öfter das Hakenkreuz der NSDAP. Vor den Stuckfassaden der Universitätsstadt brüllten sich die Wahlredner die Stimmen heiser.

Mit den Brüning'schen Notverordnungen drang die Politik hinter die Mauern des Familienlebens vor. Am Abendessenstisch sprachen Reiners Eltern über die Zumutungen des Hungerkanzlers. Er hörte, wie sein Vater, der als Stadtangestellter immer hart für den Staat gearbeitet hatte, die Stimme erhob. Bald musste sich die Familie einschränken, zu den abgetragenen Kleidern kamen keine neuen hinzu. Die Speisekammer gähnte leer. Reiner Hamm spürte aus den Gesprächen der Eltern den verletzten Stolz. Der Name Brüning wurde auf dem Schulhof zum Inbegriff einer Macht, die den Menschen nichts ließ außer Bitternis und Zukunftsangst. Körperlich spürbar wurde diese Angst, als fremde Männer mit harten Mienen bis an die Schwelle der Wohnungstür vordrangen. Eine neue Furcht nahm von Reiner Besitz.

Es gab aber auch aufdringliche Zeitgenossen, die mir dadurch Angst einjagten, daß sie ihren Fuß so zwischen die Wohnungstür setzten, daß ich diese nicht schließen konnte. Ich wurde angewiesen, erst von innen die Kette vorzulegen, ehe ich die Türe öffnete.

Die Wirtschaftskrise der 30er-Jahre übertraf alles, was die Menschen in Deutschland seit 1918 heimgesucht hatte. Sie versetzte kleinere und mittlere Städte wie Gießen in nicht mehr verebbende Unruhe. Vor der Bürgermeisterei, in der der Vater sein Büro hatte, hämmerten Arbeitslose an Türen und Fenster. Wenn Reiner abends davon hörte, stellte er sich ihre verzerrten Münder und aufgerissenen Augen vor. Im Sommer 1932, nach sauren Monaten des Sparens, freute er sich auf den Badeurlaub an der Nordsee. Doch seine Aufzeichnungen erzählen nichts von Sandburgen oder dem Sommer eines Zwölfjährigen. Stattdessen beschrieb er eine Motorbootfahrt durch die Hafenecken von Bremerhaven.

Der Eindruck war deprimierend. Wo sonst stets ein lebhafter Schiffsverkehr herrschte und an den Kais die Schiffe durch zahlreiche Kräne be- und entladen wurden, schien nun alles wie tot zu sein. Die Frachter lagen in langer Reihe hintereinander, ohne daß sich dort etwas bewegte.

Stillstand in Deutschland. Dennoch brachte der Sommer 1932 Bewegung nach Gießen. Im Juni besuchte im Reichstagswahlkampf Adolf Hitler die Stadt. Abends hielt er vor 15000 Menschen eine Rede in der Volkshalle, die auch Reiner Hamms Eltern besuchten. Ihm entging nicht, wie stark sie sich anderntags von seinen Worten beeindruckt zeigten. In Gießen hatte die NSDAP bis 1929 politisch kaum eine Rolle gespielt. Dies änderte sich mit

der Wirtschaftskrise und der Wahl von 1930, wo die Partei fast 20 Prozent der Wählerstimmen holte. Überall sah Reiner nun das Braun der SA-Uniformen. Die Bewegung sprach nicht nur die Verzweifelten an, sondern auch konservative Gießener. Diese Kreise veranstalteten 1932 den Hessischen Grenadiertag, an dem die Traditionsfahnen der Regimenter zum ersten Mal seit der Niederlage durch die Straßen getragen wurden. Sein Vater hatte Reiner zu diesem Aufmarsch mitgenommen. Sie standen in der Menge, als die schweren alten Fahnen in schweigendem Ernst an ihnen vorbeizogen. »Dabei bemerkte ich, daß mein Vater bis zu Tränen bewegt war.«

In den wehmütigen Tränen von Reiner Hamms Vater lag die Sehnsucht nach einem, der die Gräben zwischen den Lagern zuschüttete und gegen die führerlos driftende Demokratie einen starken Kurs setzte. Je mehr sich diese Vision in die Mitte der Gesellschaft verbreitete, desto mehr setzte sich Adolf Hitler ab von der Schar zwielichtiger Propheten und politischer Eintagsfliegen. Er trat heraus aus der Nische des Berufsrevolutionärs, dem der schale Geruch des Bierkellers in den Kleidern hing.

Als brotloser Student hatte Gerhard Starcke seine Perspektivlosigkeit satt. Er warf sich in den politischen Kampf. Er begann für seine Burschenschaftszeitung zu schreiben, vom freien Vaterland und der nationalen Gemeinschaft. Er suchte einen unverrückbaren Standpunkt, an dem er seinen Ehrgeiz ausrichten konnte. Das Für und Wider der demokratischen Staatsform hatte ins Phlegma geführt. Starcke suchte nach dem zündenden Funken, nach einem tragenden Lebensgefühl jenseits der spröden Vernunft. »Uns Deutschen liegt das Bekennen mehr als das kühle Abwägen und Abwarten.«

Seinen Moment des Bekennens erlebte Starcke im Berliner Sportpalast 1930. Als er sich durch die Masse von Leibern an den Eingangstüren drängte, spürte er eine erregte Spannung. Es dauerte lange, bis er einen Sitzplatz ergattert hatte. Er saß zwischen tausenden Menschen, die eine gemeinsame Erwartung zusammengeführt hatte. Er spürte, wie er zum winzigen Teil einer Masse verschmolz, zum Atom eines summenden Körpers aus vielen tausend Köpfen, Armen und Beinen. Er wollte sich nicht dagegen wehren, denn es fühlte sich gut an.

Das alles war eine derartig aufregende Steigerung der Massenpsychose, daß man dann erlöst

aufatmete, als Hitler endlich erschien, so daß man dann seinen Worten wie einer Offenbarung lauschte. Sein Talent, rhetorisch das deutsche Schicksal auch den einfachen Menschen zu erklären, ohne für den Gebildeten etwa oberflächlich zu sein, war mit einer der Gründe für seine Popularität. Daß er aussprach, was jeder Deutsche über Versailles, über das Versagen der Weimarer Republik, den Young- und Dawes-Plan usw. dachte.

Während die Wogen des Beifalls über seinen Kopf brausten, wusste er, dass er gefunden hatte, was er suchte. Zum ersten Mal in seinem Leben sah er ein Ziel. Im selben Jahr trat er in die NSDAP ein, Mitgliedsnummer 226814. Bekenntnis statt kühle Abwägung. Als Funktionär des Bereichs Berlin-Gesundbrunnen entwarf er Flugblätter und schrieb in den Parteiblättern. Bald geschah, was er zuvor nie erfahren hatte. Er wurde gefragt, gelobt und befördert.

In den Wahlkämpfen der frühen 30er-Jahre entfachte Hitlers Kampagnenapparat eine Dynamik, in deren Zentrum er selbst stand. Als Gegenentwurf zum fernen Verordnungskanzler Brüning eilte er von Auftritt zu Auftritt, im Auto, im Flugzeug. Bald kannte ihn jedes Kind. Renate Finkh stand kurz vor ihrer Einschulung, als ihr bei Tisch der Begriff »Nationalsozialisten« geläufig wurden. Die Eltern besuchten die Versammlungen, die in Ulm stattfanden. Renate fiel auf, dass sie anders waren, wenn sie nachhause kamen. »Wenn sie davon erzählten, kam funkelndes Licht in Mamas dunkle, meist traurige Augen. Wenn die Nazis die Wahl gewinnen würden, sagte sie, dann würde es allen besser gehen. Auch uns.« Die Kommunisten, die Schirmmützen-Männer und ihre hungrigen Frauen, würden verschwinden, weil sie alle wieder Arbeit bekämen. Die Stimme der Mutter klang erleichtert. Der Vater, der so mürrisch geworden war, weil immer weniger Menschen sein Goldschmiedegeschäft betreten, sprach vom lieben Gott.

Früher hatte er nie von ihm gesprochen. Er sagte, der liebe Gott habe uns einen Mann geschickt, der Adolf Hitler heiße. Er habe ihn geschickt, um Deutschland zu retten.

»Deutschland, das sind wir alle«, sagte er.

Am Abend war Unruhe am vollbesetzten Ulmer Lindenhof. Diesmal sah Renate keine Schirmmützen, sondern braune Uniformen, auf die das flackernde Licht von Fackeln fiel. Sie fürchtete sich ein wenig, doch die Vorhänge blieben offen. »Immer wieder werden Lieder gesungen. Es sind Melodien, die mich erregen. Freude und Begeisterung ist unter diesen

Menschen. Ich verstehe nichts davon, aber ich spüre es.« Aus ihrem Fenster hing eine Fahne. Jetzt sah sie die Eltern, die von unten lachend heraufwinkten.

Irgendetwas ist anders an ihrer Freude als sonst, wie sie mit hellen Gesichtern, Hand in Hand, die breite Treppe heraufkommen. Da weiß ich, was anders ist: Sie sind gemeinsam froh. Ich bin sechs Jahre alt. Hinter den geschlossenen Augen tanzt das Feuer.

Mitte 1932 stürzte die Regierung Brüning. Bei den Juliwahlen zum Reichstag war Hitler Sieger. Mehr als 13 Millionen Deutsche folgten dem Kult um seine Person bis an die Wahlurne. Nur ihm trauten sie zu, Deutschland aus der Krise zu führen. In Hitlers privater Kanzlei gingen Huldigungsschreiben aus der Bevölkerung ein, die sich in teils naivem, teils vertraulichem Ton an ihren Erlöser wandten. »Der Retter«, so betitelte der Gefolgsmann M. Hoffmann seine Verse an den Führer.

Ein Kind bin ich wieder geworden,
Vertrauend, hilflos und still.
Deutschland blutet aus tausend Wunden:
Ich habe in zwölfter Stunde
Nun endlich den Retter gefunden.

Obwohl die Mehrheit der Deutschen noch unentschlossen war, gingen sie nicht daran, Hitlers Vormarsch aufzuhalten. Die Demokratie hatte keine Wurzeln geschlagen. So empfand es der Schweizer Kaufmann René Juvet, der als Prokurist in einer Augsburger Maschinenfabrik angestellt war. Kaum einer seiner Kollegen war überzeugter Nationalsozialist. »Aber keiner war bereit, sich für seine andersgeartete Überzeugung einzusetzen, und allzuviele hatten gar keine Überzeugung.« Von seinem Direktor Waldmeyer, einem gebildeten Mann, war Juvet gefragt worden, ob er, der Schweizer, sich schon sein NSDAP-Parteibuch besorgt habe. Es habe keinen Sinn, die kommenden Realitäten zu leugnen. Von diesem Tag an spürte Juvet eine allmähliche Verwandlung in Waldmeyers Umgang. Der selbstgewiss auftrumpfende, sarkastische Preuße wurde vorsichtig, taktisch.

Unter der Belegschaft der Maschinenfabrik fand sich 1932 niemand, der Kanzler Brüning eine Träne nachweinte. Doch spürten alle, dass mit seinem Sturz etwas zu Ende ging.

Wenngleich Brüning wenig Freunde gehabt hatte, so empfand man doch dumpf, daß mit seiner Entlassung die Erde völlig ins Rutschen gekommen war. Und niemand zweifelte daran,

daß Hitler der Nutznießer dieses Erdrutsches sein werde.

Bald erschien das erste SA-Braunhemd im Betrieb, getragen vom schwächlichen Maschinenbuchhalter Neder. Parteiabzeichen, daumengroß und rundblinkend, steckten am Jackettaufschlag einiger Bürokollegen. Direktor Waldmeyer wurde vorsichtiger und vorsichtiger.

Fackeln im Winter, Veilchen im März

»Ich habe keine großen Sensationen von diesem Datum zu berichten, denn ich habe es nicht in Berlin, sondern in Süddeutschland erlebt.« Ohne Pathos beschrieb der in Frankfurt am Main geborene und in München aufgewachsene 30-jährige Auslandsschweizer René Juvet den 30. Januar 1933, dem zum »Tag der nationalen Erhebung« stilisierten Datum von Hitlers Machtantritt. Er schrieb darüber zehn Jahre später, kurz vor Ende des Zweiten Weltkriegs. Zwar verbarg er alle Namen hinter Pseudonymen, doch nannte er seinen Text einen »Tatsachenbericht«. Es ging ihm um das Verhalten, die Worte und Gesten der Deutschen. Er wollte zeigen, wie die Phasen der nationalsozialistischen Herrschaft auf seine Kollegen in der Maschinenfabrik wirkten. Er wollte in die Köpfe der Deutschen blicken, mit denen er zwanzig Jahre lang zu tun hatte. Obwohl er Kindheit und Jugend in Deutschland verbracht hatte, empfand er sich nie als zugehörig. Er sprach als Schweizer, der beiseitesteht.

Der 30. Januar 1933 ging an seinem Betrieb in Augsburg vorbei. Keine neuen Braunhemden, einzig die alten NSDAP-Kollegen wie Neder und Hofmann trugen ihre Abzeichen emailglänzend vor der Brust. »Im allgemeinen war die Begeisterung bei uns nicht groß, viele waren beklommen und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Die Arbeiter waren ausgesprochen bedrückt.«

In weiten Teilen Deutschlands änderte die Ernennung Hitlers zum Reichskanzler zunächst wenig an der abwartenden Skepsis. Zu viele Regierungen hatten die Menschen kommen und gehen sehen. Zu drückend regierte das Elendsgespent der Wirtschaftskrise. In der Hauptstadt Berlin war der Regierungswechsel dagegen mehr als eine bloße Radiomeldung oder Zeitungsschlagzeile. Hier wurde er zum Erlebnis für alle Sinne. Die Anhänger des neuen Kanzlers fanden den Weg in die Innenstadt zur ersten Siegesparade ihrer Bewegung.

Ilse Cordes aus Berlin-Friedenau ging mit ihrem Sohn zum Fackelzug im Tiergartenviertel. Es sollte für sie der Tag der deutschen Schicksalswende sein. Elf Jahre war Hermann-Friedrich alt. Er hatte bereits vieles am eigenen Leib erlebt. Die zerrrende Vergeltungswut der Kriegsveteranen, die Trauer und den Hass, den Hunger und die Hoffnungslosigkeit. Von klein an hatte er seinen Eltern beim Scheitern zugesehen, was den Vater in die Trinkerei

führte und die Mutter in die Depression. Zwei Inseln der Hoffnung waren Ilse Cordes geblieben, an die sie sich klammerte: das große Vaterland und der kleine Sohn. Eins verknüpfte sie mit dem anderen. Sie sorgte dafür, dass Hermann in Friedenau ein nationalistisches Gymnasium besucht. Sie begrüßte es, als er sich 1931 zur »Freischar Junger Nation« meldete. Sie ließ ihn mithelfen im nationalsozialistischen Wahlkampf, auch wenn dabei Männer aufeinander einprügelten. In ihn legte sie ihre Zuversicht.

In unendlich scheinenden Kolonnen marschierte am 30. Januar der Bandwurm der Braunhemden der SA und der Grauhemden des Frontsoldatenbundes »Stahlhelm« vorbei. Dunkel schlugen die Absätze aufs Pflaster. Hell leuchteten die Fackeln in die frostige Januarnacht. Ilse und Hermann-Friedrich drängten sich unter die Neugierigen, die dicht an den Straßen standen. Viele schrien und sangen die Marschlieder mit. Ilse Cordes spürte, wie auch in ihr die Freude und Erleichterung aufstieg.

Alles lacht, strahlt, jubelt. Es ist, als ob eine Zentnerlast von der Brust all dieser Menschen genommen sei. Das Bedrückende der Hoffnungslosigkeit, der Unabsehbarkeit der Arbeitslosigkeit ist von ihnen gewichen.

Vom Tiergarten liefen Mutter und Sohn weiter zum Brandenburger Tor, in dessen Durchgängen die Fackeln tanzende Schatten auf die Wände warfen. Sie fühlten sich erfasst von der Hoffnung auf einen gemeinsamen Neuanfang in Deutschland. Auf ein Ende der Zerrissenheit ihrer Heimat und ihres eigenen Lebens. »Es scheint, als ob die Deutschen endlich wirklich ein Volk geworden sind.«

Es war das erklärte Ziel des neuen Kanzlers, die Zersplitterung der Deutschen zu überwinden. Nach Jahren des Bruderkampfs war die Sehnsucht nach einem friedlichem Miteinander groß. Genau das versprachen die Nationalsozialisten, die mit ihren Schlägertrupps den Straßen- und Wirtshauskrieg wesentlich geschürt hatten, in ihrem Begriff der »Volksgemeinschaft«. Er meinte nicht nur die Einheit der Deutschen, sondern auch ihre Gleichstellung und damit die Abschaffung der alten Klassenstruktur. In den Wahlkämpfen hatten sich Menschen quer durch das Reich dafür begeistert.

Keine Parole hat mich je so fasziniert wie die von der Volksgemeinschaft. Ich habe sie zum erstenmal aus dem Mund der verkrüppelten und verhärmten Schneiderin gehört, und am Abend des 30. Januar bekam sie einen magischen Glanz.

Die Schneiderin der Familie Maschmann, die gelegentlich für kleinere Änderungen ins Haus kam, war erschienen, um ein Kleid für die 15-jährige Tochter umzunähen. Melita mochte die Schneiderin, auch wenn sie einen Buckel hatte und einfacher Herkunft war. Wenn die Mutter aus dem Zimmer war, sprach sie von ihrer Gesinnung und von der Volksgemeinschaft. Schon früher hatte Melita unter ihrem Mantelkragen das metallgestanzte Parteiabzeichen erspäht. Heute trug sie es offen zur Schau.

Ihre dunklen Augen funkelten, als sie von dem Sieg Hitlers sprach. Meine Mutter reagierte mit Mißbehagen. Sie fand es anmaßend, wenn ungebildete Leute sich mit Politik abgaben. Aber gerade, daß diese Frau zu den kleinen Leuten gehörte, machte sie für mich anziehend.

Von ihren Kindern erwarteten Melitas Eltern denselben Gehorsam wie von diesen kleinen Leuten, vom Dienstmädchen oder vom Chauffeur. Das autoritäre Selbstverständnis des konservativen Bürgertums entfremdete die Heranwachsende von ihren Eltern. Wenn die Hausschneiderin an ihrer Nähmaschine von der Volksgemeinschaft schwärmte, rührte dieses Wunschbild an ihr jugendliches Gerechtigkeitsgefühl, das in der Familientradition keinen Platz hatte.

Am Abend nahmen die Eltern Melita mit zum Fackelzug. Die düstere Feierlichkeit der rotschwarzen Fahnen, der Widerschein der Fackeln auf den Gesichtern, die sentimental und aufpeitschenden Melodien stürzten sie in einen wilden Strudel der Gefühle. Zunächst empfand sie nur das Unheimliche dieser Nacht, als die Kolonnen vorüberzogen. Dann blickte sie in die tiefensten Gesichter von Jungen und Mädchen, die nicht älter waren als sie selbst. Nun kroch ihr die Scham in die Wangen. Da stand sie, ein kleines Kind neben seinen Eltern, während ihre Alterskameraden Fahnen trugen. Melita spürte, was ihr fehlte.

Was war ich, die ich nur am Straßenrand stehen und zusehen durfte, mit diesem Kältegefühl im Rücken, das von der Reserviertheit meiner Eltern ausgestrahlt wurde? Kaum mehr als ein zufälliger Zeuge, ein Kind, das noch Jungmädchenbücher zu Weihnachten geschenkt bekam. Und ich brannte doch darauf, mich in diesen Strom zu werfen, in ihm unterzugehen, mitgetragen zu werden.

Sie wollte mitzählen wie diese anderen. Mit ernster Miene bei ernsten Dingen dabei sein. Im nächsten Augenblick sah sie, wie einer aus der Kolonne ausbrach und ohne Vorwarnung auf einen Zuschauer einknüttelte. Der Mann hatte wohl eine falsche Bemerkung gemacht. Blutend sah Melita

ihn aufs Pflaster schlagen, das konnten die Eltern nicht mehr verhindern, während sie sie hastig aus dem Getümmel zogen. Das Bild brannte sich ihr ein, doch im Grauen lag ein winziger Stachel von Gefahrenlust. »Es ging um Leben und Tod. Nicht um Kleider oder Essen oder Schulaufsätze, sondern um Tod und Leben.« Auch wenn es sie erschreckte, weckte es in ihr den Wunsch, nicht länger am Rand zu stehen. Sie war vor zehn Tagen 15 geworden. Sie wollte nicht mehr zu jung sein. »Ich wollte aus meinem kindlichen, engen Leben heraus und wollte mich an etwas binden, das groß und wesentlich war. Dieses Verlangen teilte ich mit unzähligen Altersgenossen.«

Da war die Idee der Volksgemeinschaft, in der alle Menschen zusammenleben würden wie Geschwister. Wollte sie sich daran binden, musste sie es gegen ihre Eltern tun.

In die Menge der Zuschauer hatte sich Stéphane Roussel hineingekämpft, die Korrespondentin aus Frankreich. Sie hatte nicht daran geglaubt, dass Hitler es zum Kanzler bringen würde. Nun marschierten seine Truppen in stolzen Zehnerreihen, hämmernde Stiefel im Takt der Kampflieder. Hinter der Wand aus Leibern konnte sie die Uniformierten kaum ausmachen, nur die Lichtstreifen ihrer Fackeln und die wie von alleine darüber schwebenden Fahnen. Einen Augenblick befiel sie der Eindruck, dass der Selbsthass der Deutschen zur Ruhe gekommen war.

Die Leute schreien, lachen, singen und skandieren die Parteiparolen. Mehrere Ehepaare haben ihre Kinder mitgebracht. Die Väter haben sie sich auf die Schultern gesetzt oder halten sie hoch, damit sie Hitler näher sind.

Es fiel Roussel schwer, sich aus der Menge der Körper hinauszuwinden. In den hinteren Reihen etwas abseits sah Roussel Gesten, die auf keinem der Fotos dieses Abends festgehalten wurden. Der Triumphzug der neuen Regierung versammelte nicht alle hinter sich.

Männer und Frauen, die den Blick abwenden, wenn die braunen Uniformen vorüberziehen, und die sich beeilen, im Inneren der Häuser zu verschwinden. Denen es schwerfällt, ihren Zorn, ihre Ohnmacht, ihren Schmerz oder ihre Angst zu verbergen. Einem jungen Mädchen laufen die Tränen über das Gesicht.

Auf dem Heimweg bemerkte Stéphane Roussel ein dünnes Tuch aus Neuschnee über den Wegen. Sie spürte die Kälte emporkriechen, wo die Menge sie nicht mehr wärmte.

Für die Skeptiker bedrohlich, für die Anhänger begeisternd wirkte dieses Schauspiel überall, wo es sich wiederholte. In vielen Städten organisierten die lokalen Parteizellen eigene Jubelzüge. In Breslau, Köln, Düsseldorf oder Hamburg, im niedersächsischen Northeim, im schwäbischen Mühlacker und im vorpommerschen Demmin. An einigen Orten kam es zu Gegenkundgebungen und Zusammenstößen mit Polizei und Braunhemden. Wer politisch unentschieden war, der verlegte sich aufs Abwarten, aufs teilnahmslose oder lauernde Zusehen.

Der angehende Jurist Raimund Pretzel neigte zu keinen ausgeprägten politischen Ansichten. Auf Nachfrage ordnete er sich als eher rechts ein. Den 30. Januar 1933 empfand er nicht als nationale Revolution oder Katastrophe, sondern als einen Regierungswechsel unter anderen. Wie vielen Bildungsbürgern waren ihm die Nationalsozialisten zuwider. Ernst nehmen wollte er sie nicht. Am Abend ging er nicht zum Fackelzug, sondern diskutierte mit seinem Vater im Salon die Nachrichten. Sie fanden Grund zur Beruhigung. Schnell kamen sie überein, Hitler als Marionette auf einer viel zu großen Bühne zu betrachten. Sie gaben ihm keine Chance, länger an der Macht zu bleiben. »Es gibt wenig so Komisches, wie die unbeteiligt-überlegene Ruhe, mit der wir, ich und meinesgleichen, den Anfängen der Nazi-Revolution in Deutschland wie von einer Theaterloge aus zusahen.«

Gleichwohl meinte Pretzel einen warnenden Geruch in der Nase zu verspüren, ein Vorgefühl. »Aber ich besaß keine Begriffswelt, in der es unterzubringen gewesen wäre.« So ging er am nächsten Tag wie gewohnt zum Berliner Kammergericht, wo er als Referendar arbeitete, und wälzte die Paragraphen des Bürgerlichen Gesetzbuches von einer Seite auf die andere. Dass der Justizbetrieb nach Hitlers Machtantritt weitermahlte, dass Pretzel sein Leben in den üblichen Bahnen weiterverfolgte, schien seine Einschätzung der Nationalsozialisten zu bestätigen. Obwohl er in den Zeitungen bald Sensationsmeldungen über die neue Regierung las, empfand er sein Dasein als davon seltsam unberührt.

Das waren Zeitungsnachrichten. Mit seinen Augen und Ohren sah und hörte man nicht viel anderes, als woran man ohnehin in den letzten Jahren gewohnt worden war. Braune Uniformen in den Straßen, Aufmärsche, Heilrufen – und im übrigen business as usual.

Zwar schmähte die Staatsspitze die Juden als Untermenschen, doch wenn Pretzel in der Ruhe der Gerichtsräume aufblickte, konnte er den

gewissenhaften jüdischen Kammergerichtsrat sehen, der nach wie vor seine Urteile fällt, die in staatlichem Namen in Kraft traten. Mochten die Zeitungen ihre Geschichten vom Bruch der Verfassung schreiben und die Braunhemden sich wild gebärden, das persönliche Leben, das unpolitische Weiterleben, ging unbeirrt weiter. Er gedachte sich nicht weiter stören zu lassen.

Nach Hitlers Ernennung setzte im Deutschen Reich ein merkwürdiger Prozess in den Köpfen vieler Menschen ein. Obwohl die neuen Herrscher nie ein Hehl daraus gemacht hatten, wie sie mit Gegnern umgehen würden und wie radikal sie in der Wahl ihrer Mittel waren, blendeten die meisten die bedrohliche Dimension aus. Am 30. Januar 1933 war der Wunsch nach Sicherheit so stark, dass die Bürger vor einem Teil der Realität lieber die Augen verschlossen, solange dieser ihnen nicht auf den Leib rückte. Im Dunst der Fackeln konnte man sich wärmen, ohne den Blick in den Abgrund dahinter werfen zu müssen. Vor diesem Vorhang konnte das eigene Leben seinen Gang gehen. Business as usual. »Wo lag die eigentliche Realität?« Die Mehrheit stellte sich diese Frage nicht.

In den letzten Jahren der Republik hatte sich das Lebensgefühl der Deutschen auf dem Nullpunkt der Stagnation eingependelt. Dagegen setzte der neue Reichskanzler Hitler von der ersten Stunde an auf Dynamik. Er versetzte die Gesellschaft in einen Zustand von Tempo und Erregung, aus dem sie niemals zur Ruhe kommen sollte. Kaum hatte er am Kopfende seines Kabinetts Platz genommen, als er die Auflösung des Reichstags und Neuwahlen verkündete. Gerade 48 Stunden war er im Amt, da wurde er wieder zum Wahlkämpfer. In dieser Paradedisziplin zeigte er sein wahres Wesen: Bewegung als Prinzip.

Schon bei früheren Gelegenheiten hatte der englische Journalist Sefton Delmer ihn im Wahlkampf erlebt. Es fiel ihm schwer, sich der Energie dieses außergewöhnlichen Politikers zu entziehen, der im Interview wie eine Naturgewalt über ihn herfiel. Dabei schwoll jede Antwort zu einer Rede an, während der immer neue Gedanken hervorsprudelten. Bald schrie Hitler auf ihn ein, als habe er eine Menge vor sich statt einen einzelnen Reporter.

Delmer begleitete ihn auf einer Wahlkampftour mit dem Flugzeug, wo er die Metamorphose des scheuen Privatmanns zum öffentlichen Taktgeber beobachtete. Im Flugzeug war er in mürrische Apathie versunken, wie ein

lustloser Handelsvertreter auf dem Weg zu einem Pflichttermin. Kaum berührte die Maschine den Boden, als alle Energie zurückströmte. Er nahm noch auf der Landungstreppe die Führerhaltung ein. Aufrecht, ernst, mit durchgedrückten Schultern.

Seine Augen weiteten sich, so daß man das Weiße sehen konnte, und ein Licht kam hinein. Ein Licht, das freundliches Verständnis für die Nöte seines Volkes ausdrücken sollte, furchtlose Zuversicht, das Licht in den Augen eines Messias, der berufen war, Deutschland zu seinem Platz an der Sonne zu führen.

Auf die Menge wirkte die Pose wie ein elektrischer Schock. Unter Willkommensgeschrei lief Hitler die Stufen der Gangway hinunter, Hände schüttelnd an Honoratioren vorbei, in den Wagen zur Versammlungshalle. Sefton Delmer jagte hinterher, durch das Spalier der hochgereckten Arme zur Bühne mit dem riesigen Hakenkreuzbanner. Die Zuschauer durften nie zum Atmen kommen. Nach der Rede stand Hitler einen Moment mit hochgerecktem Kopf und sog den Jubel ein. Dann war er fort. Kopfüber musste Delmer hinterher, in rasendem Tempo zum Flugplatz.

Hitler selbst schien diese Hetzjagd in Autos und Flugzeugen zu genießen. Sie gab ihm das Gefühl dramatischer Hochspannung und paßte großartig zu seiner Rolle als der Mann, der in zwölfter Stunde erscheint, um das deutsche Vaterland zu retten.

Nichts entsprach Hitlers Wesen mehr als das Prinzip der Bewegung. Weit über hundert Mal gebrauchte er diesen Begriff in seiner Programmschrift »Mein Kampf«. Er skizzierte darin seine Organisation weniger als Partei denn eben als »Bewegung«, die kraft ihrer Dynamik die Massen ihrerseits in Bewegung versetzt und wie das Schwungrad einer Lokomotive zu immer größerem Tempo antreibt.

In den ersten hundert Tagen der Regierung Hitler sah sich die deutsche Bevölkerung einem schwindelerregenden Stakkato an tiefgreifenden Ereignissen ausgesetzt. Sie wurden von der Propaganda großflächig inszeniert. Nach dem Beginn des aggressiven Wahlkampfes bildeten in Preußen SA und SS eine Hilfspolizei zur Bekämpfung der politischen Gegner. Als ein paar Tage später das Reichstagsgebäude in Brand gesteckt wurde, eskalierte der Staatsterror gegen Kommunisten und Regimegegner. Eine Notverordnung setzte fast alle demokratischen Grundrechte außer Kraft. Bis Mitte März waren mehr als 100 000 Menschen verhaftet. Ungeachtet der enttäuschenden Märzwahl ging die Regierung daran, alle

Länderparlamente aufzulösen. Einen Tag nachdem die Presse über die Einrichtung eines Konzentrationslagers in Dachau berichtet hatte, zelebrierte Hitler die Eröffnung des neuen Reichstags in Potsdam als Fest der nationalen Versöhnung. Wieder einen Tag später liquidierte sich das Parlament im Reichstag durch die mehrheitliche Zustimmung zu Hitlers Ermächtigungsgesetz selbst. Es folgten in April und Mai ein erster öffentlicher Boykott jüdischer Geschäfte, ein Berufsverbot für jüdische und systemkritische Beamte und Bücherverbrennungen in Berlin und mehreren Universitätsstädten. Am 1. Mai feierte das Reich den »Tag der nationalen Arbeit« im Namen der Volksgemeinschaft mit Festumzügen, Bierzelten, Gesang und Sportwettkämpfen. Am nächsten Morgen zerschlugen die NS-Behörden die Gewerkschaften.

Ein Sturm der Ereignisse, der in kaum drei Monaten über eine atemlose Bevölkerung hinwegfegte. Er stand in Gegensatz zum Stillstand der vorangegangenen Regierungen und verlieh Hitler eine Aura von Durchsetzungskraft, die die seit 15 Jahren gehegte Sehnsucht nach einem Führer für Deutschland aufblühen ließ. Sie überwog alle Bedenken über den Bruch der Verfassung, die Missachtung der Grundrechte und den Terror.

Als Hitler an die Macht kam, war Reiner Hamm 13 Jahre alt. In seiner Heimatstadt Gießen imitierten in den Abendstunden des 30. Januar SA und SS mit Fackeln den Triumphzug von Berlin. Als der Reichstag in der Hauptstadt brannte, schwärmten sie aus zur Jagd auf Kommunisten. So sorgten die lokalen Parteiaktivisten dafür, dass die großen Ereignisse ihren Widerhall in einer Provinzstadt wie Gießen fanden. »Im Jahre 1933 waren wir alle völlig absorbiert von den sich überschlagenden innenpolitischen Veränderungen. Was um uns herum in Europa vorging, war völlig zweitrangig.« Im humanistischen Gymnasium, das Reiner besuchte, entwickelten die Schulkinder einen politischen Starkult. In seinem Zimmer hingen Bilder der Heldenfiguren Friedrich, Bismarck und Hitler. Der Reichskanzler lieferte ständig Nachrichten fürs Schulpausengespräch und den Abendbrottisch. Vor allem lieferte der Kult um seine Gestalt eine Bilderflut, an der sich die Sammelwut der Heranwachsenden ausleben konnte.

Darstellungen Hitlers umgaben uns in der unterschiedlichsten Art: von Hitler als kleine Spielzeugfigur mit beweglichem rechten Arm und dem unverkennbaren schwarzen Bärtchen unter der Nase bis zu einem zwei Etagen hohen Riesengemälde des Führers, das ich im

Treppenhaus des Hauses der Kunst in München sah.

Was er sammelte, regte Reiner an, seinen Gefühlen kreativen Ausdruck zu verleihen. Im Gymnasialunterricht zeichnete er ein Bild, auf dem ein Arbeiter als Vertreter des deutschen Volkes mit dem Meißel ein wuchtiges »Ja« aus einem Steinblock heraushämmerte: »Ja« zu Hitler. Hamm hatte das Idol seiner Jugend gefunden. Wie Millionen andere träumte er davon, ihm persönlich zu begegnen.

Bei den Reichstagswahlen vom 5. März 1933 waren die Nationalsozialisten mit 44 Prozent der Wählerstimmen nominell in der Minderheit geblieben. Drei Wochen später wirkte es schon so, als habe Hitler die Mehrheit der Deutschen hinter sich. In der Spanne eines Atemzugs verwandelte sich abwartendes Staunen in zustimmende Erregung und schließlich Euphorie. Es war die Stunde der Märzveilchen und Märzgefallenen.

Als René Juvet Mitte März einen Termin bei seinem Fabrikdirektor hatte, hielt sich dieser nicht mit betrieblichen Erörterungen auf, sondern nahm ihn sogleich politisch ins Gebet. Die Zeit der wetterharten Demokraten sei vorbei, nun wäre der Moment gekommen, sich umzustellen. Als Schweizer in Deutschland war Juvet bis dahin nie veranlasst gewesen, seine demokratischen Überzeugungen zu verleugnen. Nun sah er sich von seinem deutschen Chef frontal dazu aufgefordert. Aber bloße Zurückhaltung genügte Direktor Waldmeyer nicht. In Zukunft ging es darum, sich zu bekennen. Es war eine unverhüllte Drohung.

Je rascher Sie handeln, umso besser wird es für Ihr Fortkommen sein. Werfen Sie allen unnötigen Ballast hinter sich. Es gibt hier kein Abseitsstehen mehr. Wer etwas Positives schaffen will, wird es in Zukunft nur noch an der Stelle tun können, die ihm der Nationalsozialismus zuweist. Ich für mein Teil bin überzeugt, daß Hitler der Mann des Schicksals ist, und ich ziehe alle, aber auch alle Konsequenzen daraus.

Juvet vermochte nichts zu erwidern. Das Gespräch erschütterte ihn mehr als alles, was er seit dem Machtwechsel in Deutschland erlebt hatte. Vor ihm stand jener Waldmeyer, den er als gebildeten Preußen mit literarischen Interessen und vielseitigem Freundeskreis kennengelernt hatte. Der mit seinem Verstand und sarkastischen Humor bei der Belegschaft Respekt genoss. Nun drängte dieser Mann ihn, der Parteilinie zu folgen und seine jüdischen Freunde zu meiden. So wie er es für sich selbst beschlossen hatte. Juvet blieb ihm die Antwort schuldig. Im Stillen nahm er sich vor, seine

Meinung nicht mehr auf der Zunge zu tragen und dafür noch genauer hinzusehen.

In den Tagen darauf erschien Direktor Waldmeyer im Schmuck eines funkelnd neuen Parteiabzeichens. Er förderte die Gründung einer NS-Betriebszellenorganisation, an deren Spitze der ehemalige Maschinenbuchhalter Neder rückte, Parteimann der ersten Stunde und nunmehr Einkaufschef. Die Hälfte der Angestellten und ein Viertel der Arbeiter traten umstandslos bei. Auf Geschäftsbriefen ersetzte das »Heil Hitler« die Grußformel »Hochachtungsvoll«. Nur bei Korrespondenz mit dem Ausland durfte gelegentlich auf sie zurückgegriffen werden. Ein paar Tage im März hatten genügt, um eine normale Maschinenfabrik in einen NS-Vorzeigebetrieb unter linientreuer Führung zu verwandeln.

Der erregende Schwindel, den Melita Maschmann beim Besuch des Berliner Fackelzugs erfasst hatte, ließ ihre Gedanken nicht zur Ruhe kommen. »Wenn mein Glaube sich im Januar 1933 nur auf eine Hoffnung stützen konnte, so schien er bald genug auf Tatsachen hinweisen zu können.« Gierig sog sie die Nachrichten auf, die die Tatkraft der Machthaber unter Beweis stellten. Sie glaubte ihren Versprechungen, dass sie die Not von Millionen Menschen beseitigen und das deutsche Volk zur Einheit zusammenschweißen würden. Sie glaubte ihnen, dass sie das Versailler Diktat aus der Welt schaffen würden. Obwohl auf der Schwelle zwischen Kindheit und Jugend, fühlte sie sich bereit für große Ideen.

Davor aber standen ihre großbürgerlichen Eltern, die zwar Weimar abgelehnt, jedoch auch nichts für die Nationalsozialisten mit ihrem sozialrevolutionären Gewese übrig hatten. Melitas Wunsch, der Hitlerjugend beizutreten, lehnten sie ab und verwiesen sie auf den monarchistischen Luisenbund. So fasste Melita einen einsamen Entschluss, der sie von der Welt ihrer Eltern entfernen sollte.

Da meine Eltern mir nicht erlaubten, Mitglied der Hitler-Jugend zu werden, wurde ich es heimlich. Für mich begann jetzt meine private »Kampfzeit«. Ich holte nach, was meine Kameraden und Kameradinnen vor 1933 geleistet hatten: die unter persönlichen Opfern erkaufte Zugehörigkeit zur nationalsozialistischen Jugend.

Die Hitlerjugend war Anfang des Jahres 1933 eine Organisation mit mehr als 100 000 Mitgliedern. Seit Hitlers Amtsantritt rollte eine Werbekampagne, die die Jugendlichen mit Zeltlagern, Sportangeboten, Fanfarenzügen,

Theatergruppen und jeder Menge Feiern in ihre Reihen lockte. Voller Erwartung blickte Melita Maschmann auf solche Gemeinschaftserlebnisse, die im Gegensatz zur öden Langeweile ihrer sonntäglichen Familienausflüge standen.

Allerdings begann ihre private Kampfzeit bei der Hitlerjugend mit einer Ernüchterung. Die Heimabende in einem düsteren Keller waren von fataler Schlichtheit, das sprachliche Niveau für sie als höhere Tochter abschreckend. Die Mädchen in ihrer Gruppe waren Verkäuferinnen, Schneiderinnen, Dienstmädchen. Allesamt aus Verhältnissen, die Melita verklärt hatte. Ihre Gruppenführern war eine unbedarfte Gehilfin in einem Optikgeschäft. Melitas Beitritt im März 1933 stempelte sie zum »Märzveilchen« und damit zur Zielscheibe des Spottes der »alten Kämpfer«. Diese hatte sie zu bewundern und zu respektieren.

Eben weil ich ein Märzveilchen und eine Oberschülerin war, behandelten sie mich mit Herablassung und ließen mich deutlich spüren, dass ich nicht zu ihnen gehörte. Sie waren zum Teil von einer peinlichen Grobschlächtigkeit und entsprachen – ich stellte es bekümmert fest – dem Bild, das meine Mutter von »Proleten« zu entwerfen pflegte.

Den Konflikt ihrer Fantasie von der klassenlosen Volksfamilie mit der herben Wirklichkeit konnte sie nur beilegen, indem sie ihre Hoffnungen auf die Zukunft verlegte. »Darum blieb ich in der Hitler-Jugend. Ich wollte die Volksgemeinschaft verwirklichen helfen, in der die Menschen wie in einer großen Familie zusammenleben würden.« Die Zukunft hatte schließlich gerade erst angefangen.

Um den Frühjahrsbeginn 1933 herum legten Millionen in Deutschland ihre Zurückhaltung ab und strömten in die Organisationen der NSDAP. Die Parteibüros sahen sich von Aufnahmeanträgen überflutet. Die Mitgliederzahl explodierte zwischen Januar und April und erreichte 2,5 Millionen. Die alten Kämpfer hatten für die »Märzgefallenen«, in ihren Augen gesinnungslose Konjunkturritter, nichts als Verachtung übrig.

Dabei war es ein vielschichtiges Geflecht von Motiven, das die Massen in die Arme der Bewegung trieb. Manche mochten es kühl berechnen, aber dazu kamen starke Gefühle von Aufbruch und Erneuerung, die mit dem Frühlingsanfang auf ein symbolisches Datum fielen. Die Sehnsucht nach der Einheit fand im »Tag von Potsdam«, im Handschlag des alten Reichspräsidenten Hindenburg mit dem jungen Kanzler ein beeindruckendes

Siegel. In allen Städten des Reiches kam es zu symbolhaften Bekundungen wie der Anpflanzung von »Hitlerlinden«, der Verleihung der Ehrenbürgerrechte an den Führer und einer Ausdehnung des Hitlerkultes bis in die Bereiche von Kitsch und Trivialpathos. Diese Begeisterung, die in die kleinsten Weiler hineinstrahlte, hatte eine ansteckende Wirkung, die auch die Zögerlichen und Halsstarrigen erfasste. Wer fernblieb, begann aufzufallen.

Damit wurde die Angst eine Zutat des kollektiven Rausches. Niemandem war die Terrorwelle gegen die »Feinde der Volksgemeinschaft« verborgen geblieben. Sie fand größtenteils Zustimmung, verbreitete aber ein Klima der Beklommenheit, das die Volksgenossen nicht mehr loslassen sollte. Darin lag die nie eingestandene Furcht, als Außenseiter ins Abseits zu geraten. Im Abseits jedoch drohte Gefahr. Das konnte jeder sehen.

Stéphane Roussel, die einen großen deutschen Bekanntenkreis pflegte, begegnete in diesen Wochen überall Neubekehrten. »Viele, die gestern noch zögerten, schließen sich nun den anderen an.« Bei manchen wunderte sie sich, wo sie Braunhemd und Parteiabzeichen so schnell herbekamen. Herr Hellmann, der gutmütige Hausmeister, trug unter seinem Mantel Uniform. Der befreundete Werbefachmann zeigte sein Parteiabzeichen und erörterte eine Kampagne zur »Seife des deutschen Patrioten«. Bei einigen Märzgefallenen traf sie auf den Drang, sich zu rechtfertigen für einen Schritt, dem ein fauler Dunst anhaftete. Auf der Suche nach einem Alibi schraubten sie sich ihr Gewissen in grotesken Verrenkungen zurecht.

Einmal nannte eine Bekannte beim Namen, was die meisten umtrieb. »Von der Angst, an den Rand gedrängt zu werden – hier gesellschaftlich – erzählt mir diesmal ganz offen Frau von P., die elegante Witwe eines preußischen Junkers.« Die Dame hatte nie verhehlt, dass sie Hitler nicht ausstehen konnte. Seine schmierige Art zu reden, die ganze Schäbigkeit seiner standesfernen Herkunft. Nun aber musste sie feststellen, dass die meisten ihrer Freundinnen in der Partei waren. Die Einladungen wurden seltener. Kühl die Absagen, wenn sie ihrerseits zum Tee bat. Man riet ihr, zumindest ehrenamtlich in einer NS-Frauenorganisation mitzumachen. Frau von P. bekam es mit der Angst. Ein paar Wochen später besuchte sie Roussel in ihrer Wohnung. Sie erzählte von dem Gerücht, Hitler sei der uneheliche Sohn eines Hohenzollern und also doch vom Adel beseelt. »Die Geschichte kommt ihr gelegen. Als ich sie wiedersehe, trägt sie Ohringe in

Hakenkreuzform und ein herrliches, mit Diamanten besetztes Hakenkreuz am Revers ihrer Kostümjacke.«

In der Märzeuphorie, die sich bis an alle Ränder des Reiches ausbreitete, zeigte sich, wie groß die Erregungsfähigkeit der Deutschen war. Sie waren bereit, sich Adolf Hitlers kompromisslosem Projekt anzuschließen. Und von Anfang an war es auch die Angst, die sie nach vorne trieb. Diesen Widerspruch hielten sie nur aus, indem sie sich die Realität zurechtrückten, wie sie sie brauchten.

Teil von etwas Großem

Ein Abend im Oktober auf dem Lindenhof in Ulm. Die Dämmerung verschluckte die Schatten. Renate Finkh stand auf dem Platz, auf dem sie früher von ihrem Fenster aus die Protestmärsche der Kommunisten und die Triumphzüge der Braunhemden beobachtet hatte. Nun war sie an der Reihe. Mit zehneinhalb Jahren sollte sie in die Hitlerjugend aufgenommen werden. Als angehendes Jungmädchel hatte sie sich bis dahin nicht fühlen können. Die Spiele ödeten sie an, und sie konnte sich nicht durchsetzen. Da war wieder dieser bohrende Schmerz, dass niemand sie brauchte. Ihre Eltern nicht, ihre älteren Geschwister nicht, und die Mädchen in der Schule machten einen Bogen um sie. Sie hatte sich immer allein gefühlt. Doch sie wollte nicht unnötig auf der Welt sein.

Die Jungmädchel und Pimpfe aus Ulm warteten im Viereck darauf, von ihrem Jugendführer vereidigt und mit Halstuch und Knoten ausgezeichnet zu werden. Renate stand ziemlich gleichgültig dabei. Mit hängenden Schultern. Größere Menschenansammlungen hatten sie immer in Angst versetzt, und auch hier fühlte sie sich fehl am Platz. Bis plötzlich der Funke in sie fuhr.

»Da geschieht es. Die Feierlichkeit der Stunde, getragen von Liedern und Musik, erfasst mich, hebt mich empor und gibt mir ungeahnte Bedeutung.« Durch die Person des Redners hindurch, der im Kreis der Fackeln eine eindringliche Ansprache hielt, glaubte sie die Gestalt des Führers wahrzunehmen, der sie rief und der sie brauchte. Sie, Renate Finkh. Ihr war, als würde die Verlorenheit und Schwäche des zarten Kindes von ihr abfallen. Bewusst und klar sprach sie das Gelöbnis mit, das sie sich so mühevoll eingepaukt hatte. Jetzt ergaben die geschraubten Verse von Glauben, Stolz und Stärke einen Sinn. »Es ist die erste Feierstunde meines Lebens. Sie geht mir mitten durchs Herz.«

Auf einmal fühlte sie sich ihren Eltern ganz nah, die den Führer verehrten. Den Eltern, die so oft miteinander stritten, dass sie manchmal am liebsten unsichtbar gewesen wäre. Nun gab es etwas, das sie alle verband. Sie war nicht nicht mehr ausgeschlossen aus ihrer Welt. Sie fühlte sich stark genug, alles auszuhalten.

Ich bin kein verlorener Kieselstein mehr, um den sich immer neue, bewegte Ringe bilden, die im Ungewissen verströmen. Ich bin eingebunden in Halstuch und Knoten. Ein einziger Ring umschließt mein Dasein. Er heißt Deutschland.

Dabei sein und dazugehören. Das Erlebnis von Renate Finkh wurde zur zentralen Erfahrung von Millionen junger Menschen in Deutschland. Die feierliche Aufnahme wie auf dem Lindenhof schien sie in den Rang vollwertiger Menschen zu heben und teilhaben zu lassen am Leben der Großen. Es war ein Schritt aus der Abhängigkeit von den Erwachsenen, von Eltern und Lehrern, von denen sie niemals solche Anerkennung erfuhren. Renates Bild von sich selbst änderte sich auf einen Schlag, sie sah sich größer und bedeutender. Er führte aber in eine neue Abhängigkeit: von der großen Sache, die sie wie ein Ring umklammert hielt.

Mit ihren Angriffen auf die grauen Weimarer Honoratioren und »alten Esel« hatte sich die NSDAP zu einer Partei der Jugend stilisiert. Nach Hitlers Amtsantritt beschleunigte sich der Zulauf zur Hitlerjugend rasant. Bald war sie auf dem Weg zur alleinigen Staatsjugendorganisation. Parolen wie »Jugend führt Jugend« und »Aufbruch der jungen Generation« weckten in den Mitgliedern riesige Erwartungen auf die Zukunft. Manchen halfen sie, triste Lebensumstände zu ertragen. Seit er im April 1933 ins Jungvolk eingetreten war, verbrachte Hermann-Friedrich Cordes dort seine Freizeit. Er koordinierte Wanderausflüge, kümmerte sich um die Belegung der Zelte, er suchte die besten Stellen, wo die Jungs campen konnten. Mit solchen Vorbereitungen verbrachte er Wochen. Sein Tatendrang fiel auf. Als Zwölfjähriger führte er eine erste »Jungenschaft« mit zehn Gleichaltrigen. In einem Brief an eine Bekannte schwärmte er: »Wir führten ein Leben wie die Raubritter in der Mark!« Die Hitlerjugend wurde ihm zur Heimat.

Die Heimat zuhause war indessen zur Hölle verkommen. Seine Eltern stolperten durch die Ruinen ihrer Ehe, ohne sich voneinander lösen zu können. Hermanns Vater versank in Suff und Spiel, verlor immer wieder die Arbeit und konnte kaum für Kleidung und Wohnung aufkommen. Seine Mutter war nicht fähig, ihr Schicksal in die Hände zu nehmen. Eine Weile lang trug der Junge nur seine Jungvolkuniform und das abgelegte Hemd eines Veters. Wieder klopfte der Gerichtsvollzieher. Wie Nomaden der Großstadt zogen die Cordes in Berlin von einer Wohnung in die nächste, wobei die Behausungen immer erbärmlicher wurden. Der wirtschaftliche Aufschwung der frühen Hitler-Jahre ging an der Familie vorbei.

»Wie sieht der Junge aus! Durch die Hetzerei fast zum Skelett abgemagert und geradezu erschreckend bleich im Gesicht.« Ilse Cordes sah, unter welcher erdrückender Schwere die Kindheit ihres Sohnes verlief. Sie wusste um sein

stilles Gemüt, das es ihm nicht gestattete, aufzubegehren gegen den ewigen Verzicht und die vielen Demütigungen. Da sie jedoch selbst keinen Ausweg wusste, krallte sie sich an ihm fest, an seiner Zuneigung, die sie ihr eigenes Martyrium ertragen ließ. »Gerade in dieser für ihn so schweren Zeit wird er mehr denn je zum besorgten Betreuer und liebevollen Tröster seiner Mutter. Seiner unergründlichen Sohnesliebe sei hier ein besonderes Denkmal gesetzt.«

Die besessene Leidenschaft für das Vaterland war das einzige Band, das die Familie zusammenhielt. So klammerte sich Ilse Cordes an den Aufstieg ihres Sohnes in der nationalen Bewegung, die ihm den Lohn für sein entbehrungsreiches Dasein bieten sollte.

Für die nachfolgenden Jahrgänge, die nichts kannten als ein Leben im Dritten Reich, waren dessen Aufnahme-rituale schon selbstverständliches Gesetz. Johann Radein war 1932 im vorderpfälzischen Siefersheim geboren. »Ich habe die Zeit im nationalsozialistischen Deutschland, in die ich mit meiner Generation hineingewachsen bin, so empfunden, als wäre das Leben in dieser Welt schon immer so gewesen und als dauere es ewig so fort.«

Er wuchs auf im Glauben an die Unendlichkeit dieser Welt mit ihrer Sprache der extremen Emotionalität. Die Symbole der Stärke und Macht, die Fahnen, Aufmärsche und Lieder waren Alltag. Als Johann als Zehnjähriger mit seinen Freunden in einer Hügellandschaft bei Siefersheim zusammentrat, um die Aufnahme ins Jungvolk zu begehen, war der Dienst in der Hitlerjugend für alle Jugendlichen längst obligatorisch. Sie war zu einer gigantischen Maschine mit vielen Millionen Mitgliedern angewachsen, doch das Zeremoniell hatte nichts von seinem dramatischen Pathos verloren. Johann Radein war beeindruckt, als vor ihm auf der Anhöhe, eingerahmt von Standarten, hochdekorierte Männer standen, um ihnen die Treueformel abzunehmen.

Das Treueversprechen mitten in einer Naturlandschaft erlebe ich als ein nicht umkehrbares Gemeinschaftserlebnis: ein unvergessenes, einprägsames und erhabenes Erlebnis eines fast religiös-symbolischen Aktes, das mich nun so übermächtig auf meinem Nachhausewege begleitet.

Johann kam sich vor wie ein Entdecker, der mit verschworenen Kameraden die Tür zu einer neuen Welt aufstieß. Die Liedersammlung, die ihnen der Fähnleinführer in die Hand gedrückt hatte, kannten sie auswendig. »Es ist

ein Erlebnis, in geschlossener Formation singend über die Landstraße und durch unser Dorf zu marschieren.« Die Bilder, die diese Lieder beschworen, waren riesig und düster. Sie sprachen von Zukunft und Gefahr, von der Zeit und der Ewigkeit. Mit elf, zwölf Jahren sang Johann Radein das Lied vom Tod. Er spürte eine unterschwellige Sehnsucht, im Kampf sein Leben für die Gemeinschaft zu opfern. Auch darin bestand das Glück, Teil von etwas Großem zu sein: etwas von dem zurückzugeben, was das Große geschenkt hatte.

Das Bewusstsein, gebraucht zu werden, seinen Platz in der Gemeinschaft zu haben und daraus sein Selbstwertgefühl zu ziehen, war die Verlockung dieser »neuen Zeit«. Dagegen verblassten gewisse Zumutungen, die mit dem Dienstbetrieb einhergingen. Für jeden, den das Regime der Teilhabe am Projekt Deutschland für würdig hielt, bot es Formen der organisierten Anerkennung. Es gab Organisationen für Frauen und Studenten, für Lehrer und Ärzte, für Kriegsoffer, Beamte und Arbeiter. Zum Sammelbecken der scheinbar klassenlosen Gemeinsamkeit wurden der Reichsarbeitsdienst und die Wehrmacht. So konnte sich das Erlebnis Volksgemeinschaft in allen Lebensaltern fortsetzen.

An ihrem 15. Geburtstag im Mai 1933 begann Lore Walb aus Alzey, Tagebuch zu schreiben. Als Geschenk bekam sie neben dem leeren Büchlein einen Tennisring, ein Badetuch, eine braune Hitlerjacke und eine gehämmerte Hakenkreuz-Brosche. Das Klima in der Familie war warm und liebevoll. Lores Eltern pflegten ihre Vorurteile gegen die Roten, die Katholiken, die Juden, die Zigeuner und die Proleten. 1931 hatte ihr Vater die NSDAP-Ortsgruppe Alzey mitbegründet. Die Mutter war in der NS-Frauenschaft, ihr Bruder in der Hitlerjugend. Sie selbst war Mitglied im Bund Deutscher Mädel. Als Hitler an die Macht kam, jubelte die Familie. Lore war ergriffen vom Geist der neuen Zeit, fasziniert von der Gestalt des Führers und seinen Ideen.

Viele Jahrzehnte später unterzog sich Lore Walb einem ungewöhnlichen Experiment. Sie setzte sich schriftlich mit dem Tagebuch des rheinhessischen Kleinstadtmädchens auseinander, das sie selbst gewesen war. Sie stieß auf ein Denken und Fühlen, das ihr die Luft raubte. Eine junge Mitläuferin unter vielen.

Meine Jugend im Dritten Reich verlief unspektakulär. Meine Tagebücher dokumentieren, was

in Millionen von deutschen Köpfen und Herzen vor sich ging. Sie sind repräsentativ für die jubelnde und die schweigende Mehrheit.

Das politische Geschehen hatte eine so starke Wirkung auf die junge Lore, dass es im Tagebuch größeren Raum einnahm als ihr privates Leben. In ihrem Empfinden war das eine nicht vom anderen zu trennen. Sie schrieb über Sonnenwendfeiern und Sommerferien, über Versailles-Gedenktage und Ostereier, über Führer-Abende am Radio und Rendezvous. Zwischen die Einträge heftete sie Abschriften von Schulaufsätzen, über die Aufgabe der Kunst in der Volksgemeinschaft oder den Segen des Winterhilfswerks.

Das Winterhilfswerk war eine nationalsozialistische Wohlfahrtseinrichtung für die Armen und Arbeitslosen. Es appellierte an die Jugendlichen, durch Spendensammeln und Verkauf von Abzeichen ihren Teil für die Volksgemeinschaft beizutragen. Hinter dem winterlichen Ritual stand ein gewaltiger Sammel- und Werbeapparat. Wie hunderttausende Kinder und Jugendliche zog Lore Walb mit der Sammelbüchse durch die Straßen, klopfte an Türen und durchkämte Läden und Gasthäuser. »Ich erinnere mich deutlich der Freude, mit der ich mich aktiv an Straßensammlungen beteiligte; es befriedigte mich, gebraucht zu werden, beflügelte mich, mein Redetalent einzusetzen.« Mit der Idee des Opfers für die Gemeinschaft konnte sich Lore identifizieren. In ihrem Aufsatz über das Winterhilfswerk vom März 1936 formulierte sie einen Appell an die Kinder im Reich. »Einer für alle, alle für einen! Danach müssen wir auch handeln. Keiner darf sich von der Gemeinschaft des Volkes ausschließen! Denn ohne den einzelnen ist kein Volk.«

Im selben Jahr starb ihr Vater. Seinen nationalen Überzeugungen hatte sie sich immer untergeordnet. Jetzt boten ihr die Werte der Volksgemeinschaft Ersatz für den verlorenen Vater. »So wie ich im Traum als kleines, schwaches Mädchen das belastende Vaterbild hochhielt, so hielt ich mit all meinen Kräften Hitlers Bild hoch.« Im Sommer 1938 meldete sich Lore Walb zum Reichsarbeitsdienst im Spessart. Sie musste sich mit fremden Menschen und strengen Vorgesetzten auseinandersetzen. Dennoch überwog in ihr das Gefühl, nützlich und geschätzt zu sein. »Wir waren sehr beliebt. Die Mädels behandelten uns halb als Führerinnen, fragten uns immer um Rat, ich weiß nicht, wir waren etwas Besonderes.« Im Arbeitsdienstlager empfand sie den Zauber des Dazugehörens. An der Gruppe der Gleichaltrigen konnte sich ihr Selbstwertgefühl aufrichten.

Auf die Nachwuchsjuristen im Berliner Kammergericht kamen Anerkennung und Aufwertung von alleine zu. Die Ausbildung von Raimund Pretzel neigte sich im Herbst 1933 dem Ende zu. Ihm war nicht entgangen, dass der jüdische Kammergerichtsrat seinen Platz geräumt hatte und dass stattdessen ein junger Amtsgerichtsrat, blond, rotbäckig und hochgewachsen, im Senat saß. Den älteren Herren war seine nassforschende Art unbehaglich, doch Pretzel musste sich nicht angesprochen fühlen.

Wir Referendare stiegen täglich und sichtbar im Kurs. Der Nationalsozialistische Juristenbund schrieb uns – auch mir – höchst schmeichelhafte Briefe: Wir seien die neue Generation, die das neue Recht aufzubauen habe. »Kommt in unsere Reihen, arbeitet mit an den gewaltigen Aufgaben!«

Die Referendare legten an Selbstbewusstsein zu. Sie spürten die Chance, die im Dazugehören lag. Raimund Pretzel gab sein Vorhaben auf, sich von den neuen Verhältnissen nicht stören zu lassen. Von allen Seiten drangen sie auf ihn ein. Er verlor ein paar Freunde an die Bewegung und andere ans Exil. Im Oktober 1933 fand er sich mit einigen Dutzend anderen Rechtsreferendaren im brandenburgischen Städtchen Jüterbog wieder. Dort absolvierte er acht Wochen politischen Unterricht im »Gemeinschaftslager Hanns Kerrl«. In dieser Zeit trug er schwarze Stiefel und eine Uniform. Er marschierte hinter einer Fahne her und sang Marschlieder, die er zuvor nie gehört hatte. Bis dahin hatte er sich vor Fahnen in Hauseingänge geflüchtet. »Jetzt marschierten wir hinter ihnen und wirkten damit allein als stillschweigende Prügelandrohung auf jeden Passanten. Und jeder grüßte oder floh. Aus Angst vor uns. Aus Angst vor mir.«

Im Referendarlager lernte Pretzel exerzieren und mit ausgestrecktem Arm zu grüßen. Er ließ sich darauf ein, weil er sein Examen machen wollte. Dann entdeckte er in Jüterbog einen Zustand seltsamer Geborgenheit, der ihm nie zuvor begegnet war. Wenn er mit den anderen morgens nackt im Duschaum stand, wenn sie Keilereien austrugen, wenn sie sich gegenseitig vor den Ausbildern deckten oder miteinander über sie herzogen, lernte er den Wert von Kameradschaft kennen.

In einem großen, sanft und sicher tragenden Strom von Vertrauen und rauher Vertrautheit zu schwimmen Wer will leugnen, daß alles das Glück ist? Wer will leugnen, daß im menschlichen Charakter etwas ist, das gerade hiernach verlangt und das im normalen, friedlichen, zivilen Leben selten zu seinem Recht kommt?

Die Kameradschaft war das Bindemittel für die Volksgemeinschaft in ihren Mikrokosmen, ob in der Hitlerjugend, im Arbeitsdienst, im Heer oder im Referendarlager. Pretzel erwachte aus seiner Kameradschaftserfahrung mit einem fürchterlichen Kater vor sich selbst. Er sah sich als kritischer Bürger in eine Falle getappt. »Man ist unter einem Zauber dabei. Man lebt in einer Traum- und Rauschwelt. Man ist so glücklich darin und dabei so furchtbar entwertet.« Indem er sich den Tagesablauf ebenso wie Kleidung und Wortwahl hatte vorschreiben lassen, waren ihm nicht nur lästige Sorgen und Entscheidungen abgenommen, sondern auch die Verantwortung für sich selbst. Pretzel sah erst, nachdem er wieder nach Berlin zurückgekehrt war, den abgründigen Reiz dieses Verzichts auf Selbstverantwortung. In diesen Wochen formte sich in ihm der Gedanke an Abschied.

Ein Spalt in der Seele

Melita Maschmanns Karriere in der Hitlerjugend hatte mit einem Zwiespalt begonnen, der sie nun immer wieder heimsuchte. Sie warf sich in den neuen Auftrag, die Pressestelle zu übernehmen und an Jugendzeitschriften mitzuarbeiten. Doch bald stieß sie bei anderen Nachwuchskräften auf schockierendes Mittelmaß. Sie fand sich in einer Reihe mit naiven Geistern, deren Beflissenheit wetteiferte mit plumper Parolenhörigkeit. Auf einer Schulung entfachte sie einen Eklat, als sie der völkisch-nationalen Verschwörungstheorie entgegentrat, der Freimaurer Goethe habe seinen Dichterfreund Schiller mit Gift ermordet. Die alten Kämpfer der Organisation überschütteten Melita mit Häme. Gemäß dem Parteiurteil standen Freimaurer auf einer Stufe mit Juden, Marxisten, Volksfeinden. Maschmann sah sich mit dem Grundgesetz der Ausgrenzung derjenigen konfrontiert, die anders waren oder dachten und deshalb nicht dazugehörten. Diese kleine Episode stürzte sie in einen Konflikt, den sie nicht lösen, sondern nur tief in sich begraben konnte. Sie beschloss, mit dem Irrtum und der Lüge zu leben.

Man hat auch kein Recht, der Partei wegen solcher Enttäuschungen den Rücken zu kehren. Nach und nach wird der Geist der Wahrheit die Lüge überwinden. Dort, wo man steht, muß man diesen Kampf mitkämpfen. In späteren Jahren habe ich oft ähnliche Betrachtungen anstellen müssen.

Der Widerspruch wurde Teil ihres Lebens. Zu dem Zeitpunkt, wo sie in die Hitlerjugend eingetreten war, hatte sich Melita mit der jüdischen Mitschülerin Marianne Schweitzer angefreundet. Obwohl sie glaubte und verkündete, dass die Juden Deutschlands Unglück seien, stand dem zunächst nichts im Wege. Sie brachte das anonyme Gespenst des Juden nicht mit Marianne oder Herrn Lewy, ihrem freundlichen Nachbarn aus dem Wilmersdorfer Wohnhaus, in Verbindung. An diese Paradoxie des Feindbilds waren Millionen Kinder in Deutschland durch die Elterngeneration gewöhnt.

Die Eltern klagten zwar über die Juden, aber das hinderte sie nicht, aufrichtige Sympathie für Lewys zu hegen und gesellschaftlich mit jüdischen Kollegen meines Vaters zu verkehren. Solange wir zurückdenken konnten, wurde uns dieser Widerspruch mit aller Unbefangenheit von den Erwachsenen vorgelebt.

Ebenso unbefangen berichtete Melita ihrer Freundin von der Hitlerjugend.

Erst als Mariannes Brüder in die Nähe kommunistischer Gruppen gerückt wurden, begann sie der Zwiespalt zu belasten. Nach und nach stahl sich Melita aus der Freundschaft, indem sie jede freie Minute in den Dienst der HJ stellte. Als die Eltern sie wegen mangelhafter Schulleistungen auf ein Internat schickten, beschloss sie, klare Verhältnisse zu schaffen. Sie wollte als Jugendführerin nicht mehr mit einer Jüdin befreundet sein. Als sie sich von Marianne Schweitzer am Bahnhof Halensee verabschiedete, empfand sie dumpf ihren Verrat. Sie hatte die Klarheit im Äußeren mit einer inneren Beschmutzung erkaufte. »Damals dachte ich: Es gehört also zum Leben, daß man Schuld auf sich lädt.«

Die Nationalsozialisten hatten keinen Zweifel daran gelassen, wie sich die Deutschen ihre Volksgemeinschaft vorzustellen hatten. Wer als Volksgenosse galt, und das war die große Mehrheit der Bevölkerung, durfte mitgehen in die verlockend ausgemalte Zukunft der »neuen großen Zeit«. Wer nicht dazu passte, wurde ausgeschlossen und langfristig eliminiert. Die Praxis konnte jeder normale Deutsche täglich beobachten. Er konnte sie zustimmend, erleichtert, gleichgültig oder missbilligend zur Kenntnis nehmen, ohne sich in seinem Lebensgang stören zu lassen. Er konnte sich aber nicht vollkommen davon fernhalten. So schlich sich bei vielen Menschen das Gefühl einer beklemmenden Ahnung ein.

Der Vater von Renate Finkh hatte früh zu Hitler gestanden. Er wollte weiter auf der richtigen Seite stehen. Er verkündete, die Juden sollten auswandern. Dann aber hatte er als Vorstand des Ulmer Tennisclubs einem beliebten Spieler den Austritt nahelegen. Man hatte erfahren, dass seine Mutter Jüdin war. Am Mittagstisch erörterten die Eltern das Problem, das ihnen ein Dilemma bescherte, denn es war eine Sache, gegen die Juden zu sein. »Aber es widersprach ihren guten Sitten, gegen einen Einzelnen, den sie kannten und der ihnen nichts getan hatte, vorzugehen.« Renate verwirrten solche Diskussionen. Wie oft hatte sie auf ihrem Schulweg im Schokoladengeschäft Gold für ein paar Pfennige Schleckwaren gekauft. Nun ließ ihre Mutter fallen, dass Herr Gold Jude war. Renate fühlte sich ertappt wie nach einer Lüge. Sie hatte in einem verbotenen Geschäft eingekauft. Sie betrat es nie wieder.

Und fasste einen Plan, diese Scharte auszuweiten. Beim Spielen im Hof setzte sie einen Haufen mitten in den Lagerschuppen von Fräulein Liebel, ihrer jüdischen Nachbarin. Als diese sie darauf ansprach, leugnete sie frech

und ausdauernd. Lange noch zitterte sie hinterher, ob Frau Liebel sich an ihre Eltern wenden würde. Sie tat es nicht. Renate erzählte diese Geschichte niemals weiter.

Ich musste sie verdrängen, hinter Schildern mit »Juden unerwünscht«, hinter den Informationen aus der Zeitung, dass alles Schlechte auf der Welt durch die Juden kam. Aber sie stank immer wieder durch.

Mit Neugier und Begeisterung, aber auch mit Beklemmung nahm Johann Radein aus Siefersheim an nationalsozialistischen Veranstaltungen teil. Die Sprache der Superlative mit ihren mal sentimental, mal grausamen Beschwörungsformeln ließ ihn schwanken zwischen Fröhlichkeit und ängstlicher Bedrückung. Gegen die mitreißenden Bilder vermochte er sich nicht zu wehren. Die Worte und Melodien kreisten in seinem Kopf. Schon in seinen ersten Tagen beim Jungvolk fiel er von einer Stimmungslage in die andere. Wenn sein Fähnlein durch Siefersheim marschierte, fuhr der Hall ihres jungschneidigen Gesangs durch die Häuserzeilen, während die Fuhrwerke der Landwirte zur Straßenseite ausweichen mussten. Dann klopfte Johann das Herz im Hals.

Immer wieder wurden die aggressiven Lieder von uns Kindern und Jugendlichen gesungen. Niemand hat uns Einhalt geboten. Bei diesen Gesängen überkam mich manchmal ein Gefühl der Schwermut und des Unwohlseins, das sich der Magengegend bemächtigte und manchmal über Stunden wie eine depressive Verstimmung anhielt.

Wenn das letzte Lied gesungen war, machte sich Johann auf den Heimweg, wo ihn keine Kolonne mehr einrahmte und die Bauern auf den Fuhrwerken nun ihrerseits auf ihn herabblickten, finster und schweigend. Führer, Fahne und Treue waren ferngerückt. Der Zauber war verfliegen. Die Dorfstraßen gehörten nicht mehr ihm. »War aber der ›Dienst der Hitler-Jugend‹ zu Ende und das oberflächliche Gemeinschaftserlebnis vorbei, fiel ich oft emotional in ein tiefes Loch und fühlte mich sehr einsam.« Dieser Druck, der auf dem Nachhauseweg auf seinem Nacken lastete, blieb in seiner Erinnerung haften wie die ausgelassenen Stunden zuvor.

Für die meisten Deutschen blieb das Leben nach 1933 im Wesentlichen unverändert. Die Fassade des normalen Lebens, so beobachtete es Raimund Pretzel, blieb stehen. Die Menschen gingen ihren Geschäften nach, besuchten Kinos und Theater, saßen in Cafés, tanzten in Sälen, spazierten durch Parks und entspannten sich am Badestrand. Der Zug von Spannung

und Unsicherheit blieb unter der Oberfläche verborgen.

Dennoch war es, seltsam genug, auch und gerade das mechanisch und automatisch weiterlaufende tägliche Leben, was es verhindern half, daß irgendwo eine kraftvolle, lebendige Reaktion gegen das Ungeheuerliche stattfand.

Obwohl er selbst dieses Ungeheuerliche verspürte, ging auch er seinen Geschäften nach. Er bestand sein Assessorexamen, arbeitete gelegentlich als Jurist, besuchte Kinos und Cafés. Er versuchte, freundlich zu bleiben und sich von den Wellen aus Hass gegen die Ausgeschlossenen nicht mitschwemmen zu lassen.

Es geht nur mit Ignorieren, Wegsehen, Wachs in die Ohren tun, Sich-Abkapseln. Und es führt zu einer Verhärtung aus Weichheit und schließlich wieder zu einer Form des Wahnsinns: zum Realitätsverlust.

Fünf Jahre lang schleppte sich Raimund Pretzel in innerer Zerrissenheit dahin. Im August 1938 verließ er Deutschland.

Die glücklichen Jahre

Die sechseinhalb Friedensjahre des Dritten Reiches von 1933 bis 1939 schimmern in den Erinnerungen vieler Zeitgenossen als eine Ära des Glücks. Die Trostlosigkeit, die die Jahre davor durchzogen hatte, wich einem erleichterten Aufatmen, das in Zuversicht und Überschwang mündete. Der Gestus der grenzenlosen Machbarkeit, mit dem sich Hitler und seine jugendliche Mannschaft umgaben, riss die Menschen mit. Die Ereignisdichte, mit der sie die Gesellschaft umkrepelten, ließ keine Besinnung zu. Ihre Machtfülle erlaubte es, soziale Reformprojekte auf die Schiene zu setzen, die in Zeiten der Demokratie versackt schienen. Ob Urlaub für die Angestellten, Zahl der freien Tage, Familienförderung, Mieterschutz, Massentourismus oder die beginnende Volksmotorisierung, auf breiter Front profitierten die kleinen Leute von der neuen Wohltatspolitik. Auf einmal war das Eigenheim kein utopischer Traum und das Reisen kein Privileg mehr. Die Freizeitindustrie boomte. Höhere gesellschaftliche und berufliche Positionen waren auf einmal erreichbar. Mit Wohlstand und Aufstiegschancen wirkte Deutschland trotz Repression und geistiger Unfreiheit für die meisten offener als zuvor.

Ende 1933 setzte sich der Glaube an die wirtschaftliche Erholung durch. War der Niedergang bereits zuvor gebremst worden und setzte die Erholung nur allmählich ein, so hinterließ eine mit demonstrativen Spatenstichen in Szene gesetzte Tatkraft den Eindruck, dass der Aufschwung allein Hitler zu danken sei. Im vorpommerschen Demmin hatte seine Ernennung zum Reichskanzler Euphorie ausgelöst. Bis dahin war die Stadt verschuldet und die Straßen voll von Arbeitslosen. Mit der Machtübergabe vollzog Demmin die Vorgänge im Deutschen Reich wie in einer Nusschale nach. Die Stadt erlebte ihren Fackelzug, ihre Kommunistenjagd, ihre Judenverfolgung, ihre Kundgebungen und ihre 1.-Mai-Feier. Bei der Reichstagswahl im März lag der Anteil der NSDAP-Wähler in Demmin höher als der im Reich insgesamt. Ihre Mitglieder formierten sich zum lebenden Hakenkreuz auf dem Rathausmarkt. Die neuen Stadtväter machten sich an die kommunale Gleichschaltung und die Demontage der demokratischen Reste. Sie benannten die Anklamer Straße um in Adolf-Hitler-Straße, pflanzten eine Hitler-Eiche und sorgten mittels eines »Kitschgesetzes« dafür, dass der Führerkult nicht in Peinlichkeiten wie Hitlertassen oder Hakenkreuzbonbons ausuferte. Gleichwohl prangte an der Eingangsfassade des Rathauses links

und rechts des Ziergiebels je ein monumentales Hakenkreuz.

Die Frau des Demminer Pelzhändlers Walter Dabs hatte noch die Zeit der Brüning'schen Verzichtsdemokratie vor Augen. Vom Arbeitsamt in der Baustraße hatte sich die Lumpenschlange der Arbeitslosen bis vor ihren Laden in der Luisenstraße gewunden. Marie Dabs hatte Tag für Tag um Geld gerungen. Hier geliehen, dort gepumpt, war den Wechsellern hinterhergelaufen. Sie hatte die Zahlungsbefehle fürchten gelernt für Steuern, Miete und Licht. Um sie herum gingen die Geschäfte pleite. Ihr Mann Walter hätte das Handtuch geworfen. Er taugte für solche Kämpfe nicht.

Den Einzug der braunen Uniformen ins Rathaus verfolgte sie mit Skepsis. Marie Dabs verstand sich als Kind der eleganten Garnisonsstadt aus kaiserlichen Zeiten, in der adlige Offiziere des Ulanenregiments durchs Luisentor flanierten. Dem gossenseligen Überschwang der NSDAP konnte sie nichts abgewinnen.

Die Hände hoch zum Gruß, wir fanden das nicht schön. Aber nach einem Jahr sah schon vieles bei uns besser aus. Die vielen Arbeitslosen verschwanden, die jungen Menschen wurden zum Arbeitsdienst eingesetzt. In Tutow, eine halbe Stunde Kleinbahnfahrt von Demmin entfernt, entstand der größte deutsche Militärflugplatz.

Tutow war ein Modellfall nationalsozialistischen Rüstungswachstums. Zur Fliegerschule kamen Kampf- und Lehrgeschwader und ein Flakausbildungsregiment. Um den Flugplatz wuchsen neue Siedlungen, eine Schwimmhalle und Sportstätten. Die lokalen Bauunternehmen sanierten sich mit jedem Auftrag mehr. Die Garnison wuchs auf mehr als 3000 Mann an, die zum Einkaufen in die Provinzmetropole Demmin kamen. Marie und Walter Dabs erkannten die Gunst der Stunde und beschafften sich eine Genehmigung für den Verkauf von Militäreffekten und Ordensschmuck. »Ich dekorierte die beiden Schaukästen, die am Eingang des Ladens angebracht waren, mit allem, was die Flieger, die dann auch bald kamen, brauchten.« So kam das Pelzgeschäft Dabs zu seiner eigenen Rüstungskonjunktur.

Die Demminer atmeten auf. Die Geschäfte kamen immer besser in Gang. Es gab Arbeit für alle. Der Flugbetrieb brauchte Helfer. Bei Dabs' in der Luisenstraße stand der Handel in voller Blüte. Durch den Ansturm der Flieger war der Laden zu klein, deshalb mieteten sie nebenan dazu. Marie gelangte an die Spitze der Demminer Gesellschaft. Walter war 1936

Schützenkönig geworden. Er und seine Frau schritten beim großen Winterball als »Königspaar« über das Parkett. Marie hatte sich ein sektfarbenes Abendkleid mit dunkelroter Rose gekauft. »Alle wollten mit der Königin tanzen, die den Abend viele Komplimente bekam.« Als Tischherr saß ihr der Landrat von und zu Gilsa gegenüber. An diesem Abend gewann sie ihn als Kunden. Königin von Demmin. Marie Dabs war angekommen, wohin sie sich nicht einmal heimlich zu träumen gewagt hatte. Das deutsche Wirtschaftswunder ging ins fünfte Jahr.

Papa strahlte um diese Zeit Optimismus und Sicherheit aus. Ich wusste, dass er zu denjenigen gehörte, die schon vor der Machtergreifung an den Führer geglaubt hatten. Das betonte er immer wieder. Nun war er stolz und glücklich, dass er Recht behalten hatte.

Auch die Geschäfte in der Goldschmiede von Renate Finkhs Vater kamen in Schwung. In Ulm waren die Nachwirkungen der Wirtschaftskrise abgeklungen. Überall war zu hören, dass es dank dem Führer allen besser gehe. Tatsächlich konnte Renates Papa ihrer Mama den Wunsch von den eigenen vier Wänden erfüllen, das kleine Haus mit Garten. Die Mutter entwarf Pläne, und der Vater fand den Bauplatz. Nach Jahren des Gegeneinanders hatten sie ein gemeinsames Ziel. Renate spürte, dass sich etwas zum Besseren gewandt hatte.

Oft saß ich rittlings auf dem noch ungedeckten Dachfirst und genoss die Freude, die ich wie eine warme Welle in mir aufsteigen fühlte. Hier würde etwas entstehen, was eine wirkliche Heimat werden könnte. Als das Haus fertig war, stellte ich den Bau in einem langen, illustrierten Gedicht dar, das ich Papa zu Weihnachten schenkte. Ich sah, dass er stolz auf mich war.

Abweisend und übelnehmerisch war er gewesen. Jetzt durfte er sich wieder als Mann fühlen, der alles konnte. Die Mutter gewann mit dem Garten Lebensfreude und neuen Mut. Renate fand in dem Haus eine Geborgenheit, die es in der Familie bis dahin nicht gegeben hatte.

Das Glück der Deutschen in den 30er-Jahren hatte ein zweites, weniger stilles und privates Gesicht. Es war die Serie von außenpolitischen Erfolgen, die ihnen immer neue Hochgefühle von Triumph und Genugtuung bereitete. Beinahe im Jahresabstand konnte Hitler seiner Bevölkerung einen Coup nach dem anderen präsentieren, die das Sehnsuchtsbild der verlorenen Größe Deutschlands wiederherstellten. Hitlers Aktionismus erzeugte ein Gefühl von dauerndem Ausnahmezustand.

Wie die Zuschauer bei einem Sportereignis waren die Menschen selbst Teil der Inszenierung und des Geschehens. In einem ihrer ersten Einträge beschrieb Lore Walb im Juni 1933 eine Gedenkfeier in ihrem Heimatstädtchen Alzey zum Jahrestag des Friedensvertrages von Versailles. Er wurde begangen wie die Trauerfeier einer nationalen Katastrophe. Die Fahnen standen auf halbmast, im Radio erklang getragene Musik. In der Schule stand der Unterricht still. Die Schüler lauschten einer Ansprache über das meistgehasste Schriftstück in Deutschlands Geschichte. So drang die außenpolitische Agenda der Regierung in die Klassenräume der Oberrealschule Alzey. Lore Walb war 14 Jahre alt.

Monate vor der Volksabstimmung über das Saargebiet im Januar 1935 wuchs die Woge der Anteilnahme. Als Lore im Oktober 1933 bei der Saarkundgebung am Niederwalddenkmal in Rüdesheim in der Menge stand, erblickte sie zweimal den Führer. Ernst und aufrecht stand er in seinem Wagen, die Schultern durchgedrückt und den Arm erhoben. Sie verspürte Schwindel.

Bei diesem Anblick sind mir die Tränen gekommen. Ich weiß nicht, warum, aber ich glaube, ich ahnte doch, welch ein schönes Gefühl es ist, einem Führer unseres Volkes zu vertrauen. Ich glaube fast, das war der schönste, ergreifendste und gewaltigste Augenblick meines 14-jährigen Lebens.

In ihrem Tagebuch wurde Lore Walb zu einer Chronistin der Revision des Versailler Vertrages. Jedes der riskanten Manöver war auch ihres. Als Deutschland im Oktober 1933 den Völkerbund verließ, war sie persönlich mit ausgetreten. Zur Saar-Abstimmung am 17. Januar 1935 schrieb sie mehrere Seiten voll. Wie eine Reporterin notierte sie in ihr Mädchentagebuch bedeutungsvolle Anekdoten rund um die Abstimmung. Um 06:30 Uhr morgens sah sie, wie die »Blutfahne« von der Saar durch Alzey getragen wurde, Richtung Berlin.

»Wir leben in einer großen Zeit. Eine Tat folgt der anderen.« So schrieb sie nach der militärischen Besetzung des Rheinlands im März 1936. Das Tempo wühlte sie auf, machte sie aber auch selbstgewisser. Bis zum Anschluss Österreichs 1938 zelebrierte sie jedes Ereignis bis ins Detail. Innerhalb von wenigen Jahren hatte Hitler die Versailler Schande überwunden, das Staatsgebiet erweitert und aus Deutschland wieder eine Militärnation gemacht. Alles hatte er ohne Blutvergießen erreicht. Die

Erleichterung darüber war ebenso groß wie der Triumph. Lore Walb verehrte ihren Führer als Mann des Friedens. »Wenn er der Welt den Frieden geben könnte. Sein größter Wunsch, sein Ziel.«

Über sechs Jahre lang schien es in Deutschland ohne Pause aufwärtszugehen. Währenddessen eilten die Menschen von einem Feiertag zum nächsten. Endlos war die Abfolge der nationalen Feste, in denen sich die Menschen ihrer Treue versicherten. Der »Tag der nationalen Erhebung« am 30. Januar leitete den Zyklus ein. Es folgten der zehnte Jahrestag der Parteigründung im Februar und der Heldengedenktag im März, der Führergeburtstag im April, der »Tag der nationalen Arbeit« im Mai, die Sommersonnenwende im Juni, der Reichsparteitag und der Erntedanktag im September, der Gedenktag für die Gefallenen der Bewegung im November und schließlich die Wintersonnenwende im Dezember. Alles Anlässe für Trommeln und Marschkapellen, für Aufmärsche mit Fahnen und Standarten, Heldenehrungen, fähnleinschwenkende Kinder, lodernde Fackeln, Lichtdome und Massenchöre. In dieses Raster festlicher Rituale waren die Erfolgsmeldungen aus dem aktuellen Geschehen wie Wunderverkündigungen eingebettet. So ließen sich die Bühnenstücke der nationalen Selbstfeier mit immer neuem Leben füllen.

Im Februar 1934 erhielt René Juvet, der Schweizer Prokurist einer Maschinenfabrik in Augsburg, die Aufforderung, bei einer Betriebsfeier eine Rede auf Hitler zu halten. Juvet mochte sich in Qualen winden und versuchen, die Aufgabe abzuwälzen, doch ihm blieb keine Ausflucht. Um elf Uhr vormittags waren die Mitarbeiter angetreten. Er entrang sich einige Sätze über die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, über die Erfolge der Regierung und über die Pflicht und Freude, sie dabei zu unterstützen. Damit glaubte er seine Seele gerettet zu haben. Selbst er als demokratisch gesinnter Ausländer konnte Hitlers Triumphe nicht leugnen.

Wer das grauenhafte Elend der Arbeitslosigkeit mit angesehen hatte, war doch geneigt, ihrem Überwinder eine Chance zu geben, auch wenn er »weltanschaulich« nicht mit ihm eines Sinnes war.

Ausländische Besucher, die das Dritte Reich in seinen Friedensjahren bereisten, waren beeindruckt von der optimistischen Stimmung. Im Herbst 1937 empfing René Juvet seinen Schweizer Studienfreund Ernst Scheitlin aus Basel. Von den Veränderungen in Deutschland war Scheitlin hingerissen.

Nichts von dem, was er hier vorfand, hatte er erwartet. Großartige Bauwerke für Jahrtausende, moderne Autostraßen für den Fernverkehr, und überall begegnete er fröhlichen Menschen, die die Depression hinter sich gelassen hatten. Er winkte ab, als Juvet ihm entgegnete, die Deutschen hätten diesen Aufschwung mit der persönlichen Freiheit und der öffentlichen Wahrheit zu bezahlen. »Du bist kleinlich geworden, mein Freund. Vielleicht darum, weil Du die Dinge aus zu großer Nähe siehst. Ich für mein Teil, ich kann nur sagen, daß ich froh wäre, wenn die Schweiz einen Hitler hätte.«

In der Spanne der glücklichen Jahre galt das Münchener Abkommen vom 30. September 1938 als der Scheitelstein von Hitlers Friedenspolitik. Damit gliederte er, wiederum unblutig, das Sudetengebiet ins Deutsche Reich ein. René Juvet fand seinen Chef Waldmeyer auf dem Gipfel der Zuversicht. Der Frieden würde niemals enden. Neder und Hofmann, die eifrigsten Nationalsozialisten im Betrieb, schwärmten von der Weltherrschaft. Sie freuten sich auf Kolonien im Osten.

Kurz darauf besuchte Juvet am Rande einer Dienstreise das Münchener Oktoberfest. Er war schon häufiger dort gewesen, doch nie hatte er eine solche Ausgelassenheit erlebt. In jedem Bierzelt kochte die Feierstimmung höher. In langen Reihen ineinander eingehängt, schunkelten glückstrahlende Menschen am Arm ihres Nachbarn. Das Wiesenbier floss in Strömen, die Brathendl flogen den Leuten in den Mund. In den klirrenden Maßkrügen und Prosits der Blaskapellen, in den seligen Mienen und schwitzenden Leibern enthüllte sich Juvet die Glücksformel der Deutschen unter Hitler.

Er hatte seinem Volk ohne Schwertstreich ein großes Reich erobert, hatte über die Hemmnisse des verhaßten Friedensvertrages triumphiert, und wie es schien, die gestrigen Gegner zu Freunden des Dritten Reiches gemacht. Die Arbeitslosigkeit, dieser graue Gast der letzten Zeiten der Deutschen Republik, war gebannt. Wohlstand herrschte, der Münchner konnte sich auf der Wiese sattessen und, wenn er das bißchen demokratischen Plunders verglich, das er dafür geopfert hatte, so konnte er im allgemeinen zufrieden sein.

Dass Jahr 1938 galt unter den sechs glücklichen als das glücklichste.

Verliebt in den Führer

»Ein blühendes, glückliches Land. Auf seinem Antlitz das Strahlen einer verliebten Frau. Und die Deutschen waren völlig verliebt in Hitler.«
Nachdem der britische Zeitungskorrespondent Sefton Delmer 1933 das Deutsche Reich verlassen hatte, um das Pariser Büro des Daily Express zu leiten, kehrte er 1936 zurück. Er fand die Menschen wie verwandelt. Drei Jahre hatten ausgereicht, damit sie ihrem Führer verfallen waren. »Sie beteten seine feste, rücksichtslose Herrschaft an. Sie gerieten in Verzückung, wenn er ihnen sagte, was sie zu denken, wen sie zu hassen und wann sie zu jubeln hatten.«

Delmer wusste um die Anziehungskraft, die Hitlers Entschlossenheit verströmte, denn er hatte sie in seinen Wahlkämpfen selbst körperlich verspürt. Er begriff die Dankbarkeit der Menschen dafür, dass er sie aus der Erniedrigung emporgezogen und ihnen Arbeit, Hoffnung und Selbstbewusstsein zurückgegeben hatte. Er sah die Gesichter der Arbeiter leuchten vor Zufriedenheit, wenn sie in ihren blauen Arbeitskitteln und mit Kaffeekannen aus Emaille in die Fabriken radelten. Vorbei waren die Zeiten, in denen sie auf der Straße lungerten. Der Klassenkampf und der Hass der Deutschen aufeinander schienen verschwunden. »Sie alle, die Kinder wie die Erwachsenen, waren stolz auf die kleinen Aufgaben, die Titel und Ämter, die Hitler ihnen gegeben hatte, auf das kleine bißchen Autorität über ihresgleichen.«

Delmer wunderte sich nicht über ihre grenzenlose Verehrung, denn sie führten jeden Erfolg auf Hitler persönlich zurück. Er allein, nicht Gauleiter oder Generäle, galt als Überwinder des Chaos, Schöpfer des Wirtschaftswunders, Motor der Aufrüstung, Versöhner des Volkes und Rächer des geraubten Stolzes. Der Führer war zum Mythos geworden.

Seine einfache Herkunft wies ihn als Mann aus dem Volk aus. Als Weltkriegssoldat stand er für das Schützengrabenerlebnis und das Trauma der angeblich unverdienten Niederlage. Sein Aufstieg fiel in die Zeit der tiefsten Identitätskrise, die auch er durchlebte. Er teilte das Leid der Deutschen und ihre Erfahrungen. Er kannte ihre Gefühle, Sehnsüchte und Vorurteile. Er verstand es, sie ins Hundertfache zu verstärken und die Depression in Rausch zu verwandeln. Der Mann aus dem Volk sprach ihnen aus der Seele. Er war der Wunderheiler, auf den sie gewartet hatten.

Damit wuchs er aus der Masse heraus in eine Sphäre jenseits des Alltäglichen. Der Mythos bekam die Züge einer Religion. Als Führer und Reichskanzler wurde er im Spiegel seiner Erfolge zum Messias, der mit der göttlichen Vorsehung im Bunde war. Religiöse Symbolik und Sprache, vom Erwachen und Auferstehen bis zum Amen, waren Bestandteil seiner Auftritte. Mystisch waren die Worte, mit denen er auf dem Nürnberger Reichsparteitag 1936 seine 140000 Gläubigen beschwor: »Das ist das Wunder unserer Zeit, dass ihr mich gefunden habt ... unter so vielen Millionen! Und dass ich euch gefunden habe, das ist Deutschlands Glück!«

Jeder seiner Auftritte folgte einer Choreografie wie die Liturgie einer katholischen Messfeier. Die Begegnung von Führer und Volk war von einer hochinszenierten Theatralik, die auf die Eingeweihten vertraut und bewegend, auf manche Außenstehende hingegen befremdlich, abstoßend oder lachhaft wirkte. Im Wahlkampf 1933 hatte sich Stéphane Roussel einen Platz für Hitlers Rede im Sportpalast organisiert. Anstatt auf der Pressetribüne zu sitzen, mischte sie sich unter die Menge. Als sich draußen der Wagen des Führers näherte, rollte ein dumpfes Geräusch aus der Ferne wie ein heranziehendes Unwetter heran. »Und plötzlich bricht das Gewitter herein. Die Menge, die draußen gewartet hat, strömt durch alle Türen in die Halle.« Jetzt standen alle, diszipliniert und erregt zugleich. Hinten im Saal stand Hitler, umringt von seinem Stab, und hielt Einzug wie ein Priester. Mit seinem ausgestreckten Arm schien er die Menge zu teilen, obwohl niemand Anstalten machte, sich in den Weg zu stellen.

Seit Hitlers Eintreffen hat sich die Atmosphäre verändert. Wir sind nicht mehr im Sportpalast, wo sonst die Berliner Sechstagerennen stattfinden. Wir sind »anderswo«. Langsam knüpft sich ein geheimnisvolles Band zwischen der Menge und diesem Mann, der unbewegt dasteht, als nehme er die Wellen der Begeisterung nicht wahr, die auf ihn zurollen und sich am Fuß der Tribüne brechen, ohne ihn zu erreichen.

Stille im Sportpalast, als seine Stimme anhob. Er sprach vom Sieg über das Gestern. Dann vom Heute und Morgen, von Arbeit und Glück, und es wirkte, als fühlte sich jede und jeder einzeln angesprochen. Roussel begriff, dass er in greifbare Bilder fasste, was sie selbst vage und drängend spürten. Ihre Sehnsüchte und ihre Ressentiments lagen offen vor ihnen. Niemand musste sich schämen wegen seiner geheimsten Gedanken. Sie gehörten allen im Saal. »Du bist es, scheint er zu sagen, und du und du.« Roussel sah zu ihrer Nachbarin, der der Schweiß über das Gesicht rann. Sie wiegte ihren Körper

selbstvergessen unter den Worten des Führers. Jeder hier fühlte sich verstanden. Der Traum des kleinen Mannes.

Am Ende wirkten die Menschen wie ausgesogen. Dunkle Ringe unter ihren Augen zeugten von der Anstrengung des Zuhörens. Roussel beeilte sich, dem Dunst der Erregung zu entkommen. Der Funke war keine Sekunde auf sie übergesprungen. Ein deutscher Kollege, dem sie davon berichtete, lieferte ihr die knappe Erklärung. »Er antwortet mit einem etwas herablassenden Lächeln: ›Er hat nicht für Sie gesprochen.« Der Mythos Hitler und der Mythos Deutschland waren für andere bestimmt. Stéphane Roussel, die Französin jüdischer Herkunft, gehörte nicht dazu.

Im Frühjahr 1934 war der Führerkult im ganzen Volk verankert. Die Zuneigung war echt und von bemerkenswerter Dauer. Er war der unantastbare Fixstern. Die Fehler der Alltagspolitik lasteten die Leute anderen an, der Partei oder den »kleinen Hitlers«. Sowohl für kleine Unannehmlichkeiten wie auch für die massiven Schrecken fand die Bevölkerung eine simple Absolutionsformel: »Wenn das der Führer wüsste!« Er blieb von jeder Kritik ausgenommen.

Johann Radeins erste Erinnerungen an seine Kindheit im Dritten Reich galten Adolf Hitler. Er sah sich in der Essecke der Wohnung stehen und zum Führerbild aufblicken, das neben dem Küchenschrank hing. Es flößte ihm Vertrauen und Sympathie ein. Als Vierjähriger nahm ihn seine Mutter mit zur örtlichen Frauenschaftsführerin. Im Namen des Führers richtete diese seinen Dank über ihre Leistung als vierfache Mutter aus. Am folgenden Weihnachtsfest brachte ein Trupp SA-Männer ihnen einen Wäschekorb voll Geschenke ins Haus. Für kinderreiche Familien mit den Empfehlungen des Führers. Zu Hitlers 50. Geburtstag 1939 revanchierte sich Johanns Mutter mit einer selbstgebastelten Fahne unter dem Dach.

Johann empfand für den Führer eine tiefe Liebe. Obwohl er von seinen Eltern katholisch erzogen wurde, hatte der Führerglaube daneben seinen festen Platz. Die im Radio übertragenen Reden erschienen ihm wie gemeinsame Stunden der Andacht, in denen er direkt zu ihm sprach.

Auch meine Gefühle und Empfindungen im Glauben an den Führer erfahren durch das Pathos seiner Sprache persönliche Zuwendung. Seine übermäßig erregte Stimme mit mal ruhiger religiös-pastoraler Tonlage, dann wieder im überschrieenen aufpeitschenden Tonfall mit gelegentlich heiserer Stimme, gefolgt von Redepassagen mit fast weinerlichem Unterton,

ruhig und klagend, aber dennoch energisch, empfinde ich im Einklang mit meinen Gedanken.

In der dunklen, kalten Jahreszeit, wenn Hitler in seinen Winteransprachen die Vorsehung bemühte, fand Johanns Sehnsucht Halt in solchen sakralen Wendungen. In seinem kindlichen Glauben meinte er aus dem Mund des Führers Gottes Wort zu vernehmen.

Um sein überlebensgroßes Bild am Leben zu halten, waren sämtliche Medien des Reiches im Einsatz. Hitlers Charisma war das Ergebnis dieser pausenlosen Inszenierung. Im Reichsparteitagsfilm, beim Wochenschau-Auftritt oder im Wohnzimmerporträt in Öl sorgte sie dafür, ihn der banalen Welt zu entrücken. Ein Mann an der Staatsspitze ohne menschliche Schwächen, der nicht rauchte, nicht trank, kein Fleisch aß, keine Frauen besaß und keine Familie hatte, opferte sich offenkundig auf im Dienst an seinem Volk. Das spiegelten die stapelweise in Reichskanzlei und Parteizentrale eintreffenden Bewunderungs- und Liebesbriefe. Sie waren in einer Mischung aus Vergötterung und anheimelnder Vertraulichkeit abgefasst.

Hitler war sich seiner Bedeutung als zentrales Kraftfeld bewusst. Er brauchte die Masse der Bevölkerung für seine Pläne. Mit Sorgfalt feilte er daher an seinem Image in Auftreten, Stil, Haltung und Worten. Er vermied jede Andeutung von Schwäche und Alltagskabale. So perfekt verkörperte er seine Rolle, dass er dem Wunschbild selbst erlag. Er begann sich als den zu sehen, als der er gesehen werden sollte. Er glaubte an die eigene Unfehlbarkeit und Auserwähltheit. Die Realität rückte immer ferner.

Gerhard Starcke war seit einer Kundgebung im Sportpalast 1930 Anhänger von Hitler. Er hatte auf einer Streusandkiste am Brandenburger Tor den Fackelzug des 30. Januar 1933 vorüberziehen sehen, wildfremde Menschen umarmt und unbekannte Frauen geküsst. Kurz darauf wurde er Redakteur der Zeitung der NS-Betriebszellenorganisation. Er sah seine Aufgabe im Rahmen des Friedenswerkes, für das Adolf Hitler angetreten war. Eines Tages stand er als Vertreter der Presse im Garten der Reichskanzlei, wo er mit einer Gruppe Journalisten den Reichskanzler treffen sollte. Als Hitler den Garten betrat, sah Starcke keine imponierende Gestalt. Dann aber stand er direkt vor ihm. »Der Blick seiner blauen Augen war durchdringend. Man hatte den Eindruck, dieser Mann sieht bis auf den Grund des Herzens und erkennt jeden Makel.« Dieser Eindruck der magnetischen Wirkung von

Hitlers Augen entwickelte sich selbst zum kleinen Mythos. Je nach Perspektive des Gegenübers galt dieser Blick als intensiv, funkelnd, stechend, durchbohrend, tiefgründig, hypnotisch oder furchterregend. Falls Starcke jemals am Sinn des nationalen Projektes Zweifel gekommen waren, so waren sie seit diesem Moment vergessen.

Selten ergaben sich für den normalen Deutschen Momente, in denen ein Licht auf den wirklichen Menschen Hitler fiel. Martin Sieg war ein Junge wie Millionen andere. Seine Kindheit im ostpreußischen Rastenburg war unauffällig. Als er sich später daranmachte, sein Leben aufzuzeichnen, schienen ihm seine ersten zehn Lebensjahre, als habe er sie auf einem schönen Stern verbracht. »Fast könnte ich von diesen Jahren sagen, sie glichen einer gehaltvollen Ouvertüre, der Stille vor dem Sturm. Dieser kam sehr bald als die ganz andere Wirklichkeit auf mich zu.«

Niemals sprachen die Eltern über die politischen Verhältnisse. So sah er sich 1937 ungefragt, aber auch unwidersprochen in die Uniform des Jungvolks gesteckt. Er trug sie mit Stolz, weil sie ihn in eine höhere Region aufsteigen ließ, und weil seine Freunde mit ihm marschierten. Die Geländespiele und Ausflüge atmeten den Geist der Freiheit, den er liebte. Die Hitlerjugend gab ihm die Chance, sich seinen Traum vom Segelfliegen zu erfüllen.

Bald nach Ausbruch des Krieges bekam seine Heimat mit dem Bau des Führerhauptquartiers Wolfsschanze, tief in den Wäldern bei Rastenburg, besondere Bedeutung. Der Sicherheitsaufwand, das Klima der Geheimhaltung, vor allem aber die Nähe des Führers sorgte für eine vibrierende Grundspannung. Das Leben in der Nähe des Führerbunkers war wie ein gefährliches Abenteuer. Es sprach sich herum, wenn Mussolini, Göring, Rommel oder die bewunderten Kriegshelden auf Besuch eintrafen.

Als Martin Sieg dem Führer in Rastenburg selbst begegnen sollte, erwartete er nichts weniger als einen Halbgott. Die Aura des Überirdischen hatte ihn zur Sagengestalt gemacht. Sieg kannte seine Stimme aus den Rundfunkreden, die er mit der Großmutter im Wohnzimmer anhörte. Er spürte seine Worte wie einen Wasserfall sich über ihn ergießen. An diesem Tag war durchgesickert, dass Hitler auf einem Truppenübungsplatz in der Nähe einen neuen Panzertyp inspizieren wolle. Aufgeregt postierten sich die Hitlerjungs am Straßenrand. In der Wagenkolonne sah Martin einen

schwarzglänzenden Mercedes, der im Schrittempo heranrollte. Die Menge geriet außer sich und strömte auf die Straße. Wie eine Druckwelle schob sie Martin auf den Kotflügel des Mercedes.

Schließlich sah ich unmittelbar vor mir Hitler, nur durch die Glasscheibe getrennt. Die Kameras klickten unentwegt, und ich saß da wie das Kaninchen vor der Schlange und betrachtete ziemlich fassungslos den »Übermenschen«. Plötzlich löste sich der fast maskenhafte Ernst aus Hitlers Gesicht, er lächelte ein wenig, drehte die Scheibe herunter und gab mir durch die geöffnete Scheibe die Hand.

Dann nur noch schwarze Uniformen, SS-Leute, die mit Fäusten und Stiefeln eine menschenfreie Schneise schlugen und Martin zur Seite stießen. Er hörte Stimmen sich heiser schreien, doch er konnte nicht mehr jubeln. Seine Freude war vergangen. Ein Gefühl von Leere und Enttäuschung kam über ihn, und er sah sich weder nach dem Mercedes noch nach seinen Freunden um. Er wollte allein sein.

Ich fühlte eine gewisse Starre in mir, der Gefühlsstrom war wie eingefroren. Ich war in gewisser Hinsicht über mich enttäuscht, weil sich aus mir heraus keine besonderen Emotionen freisetzen ließen. Ich versuchte das, was da um mich herum geschah, einzuordnen, hatte aber keinen Erfolg damit. Fast betäubt verließ ich die Szene.

Martin Sieg befiel Unbehagen, wenn er später an diese Episode dachte. Das unsichtbare Band war gerissen. Er war dem Menschen Hitler zu nahe gekommen.

Der Geruch der Angst

Im glücklichsten der glücklichen Jahre offenbarte das Regime für jeden unübersehbar seine dunkle Seite. Am Abend des 9. November 1938 nahm Melita Maschmann in Frankfurt an der Oder an einer Kundgebung vor dem Rathaus teil, die sie gelangweilt über sich ergehen ließ. Inzwischen konnte sie eine kleine Karriere als Hitlerjugend-Funktionärin vorweisen, da musste sie nicht mehr politisch ausgerichtet werden. Die Andeutung eines Uniformierten, für später abends sei noch etwas Größeres geplant, ignorierte sie, da sie am nächsten Morgen in die Berliner Reichsjugendführung einbestellt war. Auf dem Weg dorthin musste sie vom Alexanderplatz durch eine enge Gasse mit Läden und Kneipen. Überrascht sah sie, dass alle Schaufenster eingeschlagen waren. Sie stolperte durch Haufen von Scherben und gesplittertem Mobiliar. Menschen sah sie nirgendwo. Ein Polizist, an den sie sich wandte, fuhr sie an, dass heute Nacht die Volksseele gekocht habe. Gegen die Juden. Melita prallte zurück.

Eine Sekunde lang empfand ich deutlich, daß hier etwas Schreckliches geschehen war. Etwas angsteinflößend Brutales. Aber fast gleichzeitig schaltete ich darauf um, das Geschehen als vollendete Tatsache zu akzeptieren und nicht mehr kritisch zu bedenken.

Das Unbehagen, das diese Zerstörungswut bei ihr auslöste, durfte nicht die Oberhand gewinnen. Diese Schrecksekunde war gefährlicher, je länger sie sich ausbreitete. Gefährlich für ihr Inneres. So ging sie weiter, ehe der Polizist sich näher für sie interessieren konnte. Ihre Gedanken arbeiteten bereits an einer Rechtfertigung des Gesehenen. Die Juden waren gewiss selbst schuld an ihrem Unglück. So bog sie um die Ecke, zurück in ihre Welt ohne Scherben und verrußte Fassaden.

Im übrigen verdrängte ich die Erinnerung daran möglichst schnell aus meinem Bewußtsein. Dieses schnelle Abschalten gelang mir im Laufe der Jahre bei ähnlichen Anlässen immer besser. Es war die einzige Methode, das Aufkommen von Zweifeln an der Richtigkeit dessen, was geschah, unter allen Umständen zu verhindern. Vermutlich wußte ich unterhalb des Tagesbewußtseins genau, daß ernste Zweifel mir die Daseinsgrundlage fortgerissen hätten.

Nachmittags am 10. November machte sich Renate Finkh auf eigene Faust auf zum Brandplatz der Ulmer Synagoge. Am Morgen hatte sie im Klassenzimmer von ihren Freundinnen gehört, was im »Judengässle« geschehen sei und dass die Kirche der Juden noch immer brenne. Sie war nicht mehr in der Lage gewesen, dem Unterricht zu folgen. »Dies alles hat

also geschehen können, hier in unserer Stadt, während ich tief schlief?
Gleichzeitig kriecht eine dumpfe Angst in mir hoch, deren Ursache ich nicht herausfinden kann.«

Der Geruch des Verbrannten stieg ihr widerwärtig in die Nase. Ein paar SA-Leute bewachten den Platz, ein paar Bürger standen herum und blickten stumm auf die Mauern. Renate fürchtete sich und machte kehrt. Auf dem Weg sah sie die geborstenen Schaufenster und ausgeräumten Läden. Abends erriet ihr Vater, was sie heimlich gesehen hatte. Renate war, als habe sie etwas Verbotenes unternommen, und sie schwieg betreten. Nie wieder, herrschte er sie an, dürfe sie hinterher hingehen, wenn sich sowas ereignete. Die Juden seien selber schuld. »Aber du und ich, wir haben nichts mit all dem zu tun, hörst du!« Er ist sehr erregt. Aber er sagt mir nicht, weshalb. Das dumpfe Unbehagen verlässt mich auch über Nacht nicht.«

Ihr Vater war von da ab verändert. Seine Laune wurde wieder schlechter. Nicht ein Wort wollte er mit Renate über die Sache mit den Juden sprechen. Sie blieb allein damit. Für Tage blieb ihr der kalte, scharfe Geruch des Verbrannten in Nase und Mund. Ein Geruch, der Angst machte.

Im Tagebuch von Lore Walb endet das Jahr 1938 mit einem Eintrag am 6. November, einige Wochen nach ihrer Rückkehr aus dem Arbeitsdienst nach Alzey. Die restlichen Seiten des Jahres blieben leer. Jahrzehnte später ergänzte sie jenen fehlenden Strang. In Alzey hatte es wie überall Ausschreitungen gegeben. Die Glasfenster der Synagoge in der Augustinerstraße waren gesplittert, Hitlerjungen waren in die Wohnungen jüdischer Familien eingedrungen und hatten Möbelstücke zerhackt. Es gab die Gaffer und die unbescholtenen Bürger, die sich in Schlangen durch den jüdischen Betsaal schoben, um sich die Verwüstungen aus der Nähe anzusehen. Nicht hinschauen! Das erschrockene Abwehrgefühl war das Einzige, was Lore Walb später als ihre Reaktion in Erinnerung behalten hatte. »Genau erinnere ich mich an das panische Gefühl, das in mir hochstieg – Angst, Abwehr: Da gehe ich nicht hin, das will ich nicht sehen, damit habe ich nichts zu tun!«

Die schweigende Leerstelle, die ihr Tagebuch dokumentierte, brachte ihre Empfindungen besser zum Ausdruck, als sie es mit Worten vermocht hätte.

Viele Deutsche erlebten angesichts der Pogrome vom 9. November 1938 dieselbe Schrecksekunde über den Ausbruch der Gewalt in ihrer Mitte. René

Juvet war auf einer Dienstreise in Nürnberg, als er am Morgen des 10. November die verwüstete Wohnung eines befreundeten jüdischen Ehepaares vorfand. Die Frau war verprügelt, der Mann starb im Krankenhaus. Zurück in Augsburg, stellte Juvet fest, dass die meisten Kollegen im Betrieb die Ausschreitungen verurteilten. Direktor Waldmeyer wirkte ungewohnt nachdenklich. Kollege Hofmann, der zu den alten Kämpfern zählte, machte aus seinem Abscheu kein Geheimnis. Die Arbeiter waren empört. Einer, der in der SA war, gestand Juvet, wie froh er war, an diesem Abend verreist gewesen zu sein. »Ich fragte ihn, ob er denn mitgemacht hätte, wenn er dagewesen wäre. ›Selbstverständlich‹, meinte er, ›Befehl ist Befehl.‹ Da ist mir manches klar geworden.«

Die Angst, verschleiert als diffuse Beklommenheit, machte sich im Gefühlshaushalt der Menschen in Deutschland breit. Ganz verschwunden war sie seit dem Ende der Republik nie. Die Furcht vor Krieg hatte alle außenpolitischen Manöver begleitet. Der Jubel war stets auch ein Jubel der Erleichterung gewesen, weil alles unblutig verlaufen war. Seit 1933 beschrieb keine steil ansteigende Kurve die Stimmung der Bevölkerung, sondern wilde Zickzackbewegungen, die dem Regime in seiner Sorge um Rückhalt zu schaffen machten. Im Taumel der Ereignisse, den Hitler entfacht hatte, sahen sich die Menschen in der einen Woche niedergedrückt und in der nächsten emporgerissen. Seine Friedensrhetorik war ein Zugeständnis an den Wankelmut seines Volkes.

Die Sudetenkrise im Herbst 1938 hatte die Nerven aufs Äußerste angespannt. Der Sicherheitsdienst der SS schrieb in seinem Bericht von einer »Kriegspsychose« und kennzeichnete die Stimmung der Bevölkerung als depressiv und pessimistisch. Zum ersten Mal ließen sich Zweifel über Hitlers Politik registrieren. Umso größer war die Erleichterung über das Münchener Abkommen, mit dem Hitler den Krieg auf der Schwelle abzuwenden schien. Am 20. April 1939 feierte Deutschland den 50. Geburtstag des Führers mit einem spektakulären Fest. Wenige Monate später bekamen sie den Krieg, den sie so gefürchtet hatten.

Marie Dabs gehörte zu der Generation, die ihre Kindheit im Ersten Weltkrieg und ihre Jugend in der Weimarer Republik verbracht hatte. Wie hässliche Gespenster hingen die Kriegserinnerungen und Folgen der Niederlage in ihren Hinterköpfen. Sie hatten erfahren, was Krieg bedeutet, und befürchteten nichts mehr, als dass diese Schrecken eines Tages

zurückkehrten. Den Sommer über hatte Dabs eine Tuberkuloseerkrankung auskurieren müssen. Sie war noch nicht lange zurück in ihrer Heimatstadt Demmin, als ihr Mann Walter am 24. August den Stellungsbefehl zur Marine-Infanterie erhielt. Den Sommer und das ganze Jahr über hatten sie die Gerüchte um den Krieg von sich weggeschoben. Jetzt kam er über sie. Walter packte den Koffer und stieg in den nächsten Zug.

Großer Gott! Sollten wir noch einmal in unserem Leben einen Krieg erleben, das konnte und durfte in meiner Vorstellung nicht sein. Aber er kam, und am 2. September 1939 erfolgte der Einmarsch in Polen und somit der Anfang des schrecklichen Krieges. Ich war lahm vor Schreck und konnte viele Nächte nicht schlafen.

Vieles ging Marie Dabs durch den Kopf. Da war ihr Pelzgeschäft, mit dem sie allein blieb, mit vollen Lagern, laufenden Wechseln und Verpflichtungen. Sie dachte an ihre Kinder. Sie hasste die Verdunkelung, wegen der sie ihre voller Liebe dekorierten Schaufenster mit schwarzem Papier auskleiden musste. Sie war fassungslos, dass es nun doch geschehen war. Sie hatte dem »Mann des Friedens« jedes Wort geglaubt. »Das alles konnte, überhaupt einen Krieg, der ›Führer‹ doch nicht zulassen, der uns seit 1933 so sehr geholfen hatte, alles aufzubauen! Ich ahnungsloser Mensch.«

Der 1. September 1939 war ein strahlend schöner Tag. In Augsburg hatte sich die Nachricht verbreitet, dass der Führer gegen zehn Uhr vormittags im Radio sprechen würde. René Juvet stahl sich aus dem Betrieb davon, um diese Rede nicht beim verordneten »Gemeinschaftsempfang« hören zu müssen. Er wusste, dass seine Kollegen den Krieg verabscheuten, und wollte ihnen in diesem Moment nicht in die Augen sehen. Mehr denn je fühlte er sich als Ausländer. So saß er im Winkel eines Augsburger Cafés, als Hitler von seinen Friedensbemühungen sprach, von Opfern und Todesahnungen. Er rührte in seiner Tasse Kaffee, während die vertraute Stimme aus dem Empfänger den Raum erfüllte. Der Schluss der Rede mündete in Beifallstosen. »In meinem kleinen Augsburger Café beteiligte sich niemand an dem Beifall, ja es stand auch niemand für die Nationalhymne auf.«

Zurück im Betrieb, demonstrierte Direktor Waldmeyer jenen Optimismus, zu dem er sich verpflichtet sah. Nirgendwo sonst konnte Juvet Begeisterung verspüren. Die Kollegen sprachen gedämpft. Sie sahen ihrer Einziehung zur Wehrmacht entgegen. Einige von ihnen hatten vor 21 Jahren die Uniform abgelegt. Sie hatten gehofft, sie niemals wieder anzuziehen.

In der Abgeschiedenheit einer Potsdamer Parkanlage hatte während eines BDM-Führerinnen-Lehrgangs Melita Maschmann die Kunde vom Krieg wie ein Schlag getroffen. Sie war seit 1933 an die Abfolge politischer Sensationen gewöhnt, doch diesmal spürte sie, dass ein Würfel gefallen war. Ihre Eltern hatten seit ihrer Kindheit den Krieg als bösen Schatten heraufbeschworen. Es erging ihr wie allen in diesen Septembertagen am See in Potsdam.

Ich erinnere mich an das Verstummen, das plötzlich in unserer fröhlichen Gemeinschaft um sich griff. Man forschte in den Gesichtern der anderen: Was mochten sie denken? Überall zeichnete sich der gleiche Schreck ab.

Das Entsetzen klang ab und machte einer ernsten Gefasstheit Platz. Der Krieg durfte sie nicht abbringen von ihrem Glauben, an dem sie ihren Kompass ausgerichtet hatte. Sie beschloss, dem kalten Gesetz ihres Landes zu folgen: Wer nicht Unrecht erdulden will, muss selbst Unrecht tun. Von der moralischen Überlegenheit der Position Deutschlands war sie überzeugt. Sie glaubte die Parole, dass nicht Deutschland schuld am Krieg sei, sondern die Gegner, die sie nicht in Frieden leben lassen wollten. Es gelang ihr, die Angst aus ihrer Wahrnehmung zu verdrängen, indem sie ihr Schicksal dem Übergeordneten unterwarf. Es war nicht wichtig, was ihr zustieß, solange das Ganze nicht gefährdet war. »Wer ein Wofür zu leben hat, erträgt fast jedes Wie.«

Wenige Wochen nach Kriegsausbruch folgte Melita Maschmann der Wehrmacht ins eroberte Polen.

Sieger sein

»Letzte große Prüfung des Schicksals.« Im Morgengrauen des 1. September ging Gerhard Starcke mit den Truppen über die Reichsgrenze auf polnisches Gebiet. Vom ersten Kriegstag an lieferte er als einer von insgesamt 15000 deutschen »Kriegsberichtern« Schilderungen vom Kriegsgeschehen in die Heimat. Im Radio hörte er Hitlers Rede. Als Siebenjähriger hatte er den Ausbruch des Ersten Weltkriegs erlebt, dessen Folgen sein Leben geprägt hatten. Auch seine Reaktion war der düster vorhergeahnte Schrecken. »Jetzt erst, nachdem wir Adolf Hitler gehört hatten, wußten wir, der Krieg hatte begonnen! – Wir dachten, jetzt ist uns dasselbe vom Schicksal auferlegt, wie unseren Vätern.«

Doch es lag keine Auflehnung in diesem Gedanken, sondern der demütige Glaube dessen, der sich in das Notwendige fügt. Über die Jahre hatte sich Starcke daran gewöhnt, seine Existenz einem metaphysischen Höheren anzuvertrauen, der Vorsehung, der heiligen Natur der Dinge. All das, wofür der Führer stand. Aus dieser jenseitigen Sphäre kam die große Prüfung, die er nicht hinterfragen wollte.

Ohne aufzubegehren folgten die Deutschen dem Führer in den verabscheuten Krieg. Sie folgten ihm im Glauben an sein Genie und an eine gerechte Sache. Denn wenn sie ihn auch fürchteten, so quälten sie keine Skrupel. Als Angehöriger der Propagandatruppen stellte Gerhard Starcke in seinen Aufzeichnungen alle politischen Überlegungen ein. Beim raschen Vormarsch erlebte er den Jubel der deutschen Bevölkerungsteile in den Gebieten von Posen und Westpreußen. »Es ließ bei uns nicht einmal den Gedanken aufkeimen, die Auseinandersetzung mit Polen sei nicht naturnotwendig.«

Der rasche Sieg über Polen führte Melita Maschmann im Gefolge des deutschen Heeres nach Osten. Die Reichsregierung hatte das Gebiet um Posen, das von einer deutschen Minderheit bewohnt war, annektiert und in »Reichsgau Wartheland« umbenannt. Nun bekam Maschmann das Angebot, dort den Aufbau der Hitlerjugend zu unterstützen. Die Aussicht, die neue Ostprovinz auf Kosten des Nachbarvolkes zu kolonisieren, bereitete ihr kein Missbehagen.

Ich sagte mir: Wenn die Polen mit allen Mitteln darum kämpfen, jene umstrittenen Ost-Provinzen, die das deutsche Volk als »Lebensraum« beanspruchte, nicht endgültig zu

verlieren, so blieben sie unsere Feinde, und ich sah es als meine Pflicht an, private Gefühle zu unterdrücken, wenn sie den politischen Notwendigkeiten entgegenstanden.

Als sie im Warthegau ankam, bekam sie vielerlei Anlass, ihre privaten Gefühle niederzuhalten. In Posen lief sie durch dunkle Straßen und stinkende Höfe und sah barfüßige Kinder, denen man den Hunger ansah und die sie bis in ihre Träume verfolgten. Ein bettelnder alter Mann fiel vor ihr mit dem Gesicht in den Schnee und blieb liegen wie ein Brett. Sie stritt sich mit einem deutschen Wachtposten, der ein achtjähriges Mädchen wegen Kohlenklaus verprügeln wollte. Ihr junger Fahrer schlug mit der Reitpeitsche auf einen schwerhörigen alten Bauern ein. Maschmann begriff, dass sie sich abschotten musste, wollte sie ihre Aufgabe erfüllen. »Damals erwarb ich die verhängnisvolle Fähigkeit, das spontane Mitleid, das ich für die in Not lebenden Angehörigen des fremden Volkes empfand, in mir zu unterdrücken.«

Diese Fähigkeit ermöglichte ihr, den Einsatz wie eine Kolonisierungsarbeit auf vorgeschobenem Posten zu genießen. Sie war 21 Jahre alt. Ihr Auftrag im besetzten Gebiet machte sie zum Eroberer und Pionier. Nirgendwo herrschten Bürokratie oder alte Kämpfer. Es gab Platz für Mut, Unternehmungsgeist und ein schwelgerisches Selbstwertgefühl. Für die deutschstämmigen Jugendlichen der Region war sie der erste Mensch aus Deutschland, dem sie begegneten. Für sie klangen ihre Erzählungen aus dem Reich wie Märchen. Im Wartheland entwickelte Melita den Hochmut, um fremde Landstriche zu missionieren.

Unsere Existenz in dieser Zeit kam uns vor wie ein großes Abenteuer. Wir waren um so glücklicher, als wir dieses Abenteuer nicht aufgesucht hatten, um unsere individuelle Unternehmungslust zu befriedigen. Wir fühlten uns in einen schweren und schönen Dienst hineingerufen.

Nur wenn sie vom Heimaturlaub zurück nach Osten aufbrach, war sie von zwiespältigen Empfindungen erfüllt. Sie fürchtete sich davor, wieder in jenen kalten Panzer zu schlüpfen, hinter dem sie ihre menschlichen Reaktionen zu verbergen gelernt hatte. Aber die Faszination ihrer Sendung als Sieger war stärker. Der Krieg eröffnete Welten.

Der Krieg gegen Polen vermittelte vielen einen aufregenden Kitzel von Abenteuer und Macht. Die Zerstörung übte einen unbekanntem Reiz aus. Für die Jungen bot der Kampf die Chance zur Selbstverwirklichung jenseits des

grauen Alltags, der Langeweile oder des Elends der eigenen Herkunft. Zu Beginn des Polenfeldzuges meldete sich Hermann-Friedrich Cordes freiwillig beim Infanterieregiment 111, der traditionsreichen Einheit, bei der sein Vater im Ersten Weltkrieg gedient hatte. Cordes war 18 Jahre alt und hoffte, im Krieg seine Kindheit abschütteln zu können. Was hinter ihm lag, war entbehrungsreich und trostlos gewesen. Das Ehedrama seiner Eltern hatte aus ihm einen in sich gekehrten, stillen Jungen gemacht. Zu den Lehren seines Lebens gehörte es, sich mit niemandem einzulassen, damit ihm niemand etwas anhängen konnte. Seine Mutter spürte die Erleichterung, mit der er ins Feld zog. Die Liebe zum Heimatland war das einzige Feuer gewesen, an dem sich Mutter und Sohn gemeinsam wärmen können. Darin eine Bestimmung zu sehen war das vielleicht einzige Ziel gewesen, das Ilse Cordes ihrem Jungen vorgelebt hatte. »Ein Deutschland mitzuschaffen, das frei von bewaffneten Fremden, wirtschaftlich gut fundiert, sich in seiner gottgewollten Eigenart entwickeln kann.«

Nach dem Feldzug gegen Frankreich 1940, den er mit seinem Regiment in vorderer Linie erlebte, konnte sich Hermann-Friedrich Cordes endlich als Sieger fühlen. Es war auch ein Sieg über sein bisheriges Leben, und er wirkte wie eine Droge. In den Briefen, die seine Mutter bekam, las sie von Stolz, Zufriedenheit und Glück. Im Frühjahr 1941 berichtete er, dass er in seinem Regiment als Führer einer kleinen Infanteriegruppe Verantwortung bekommen hatte. »Ihr Lieben! Merkt euch dieses Datum! Freut euch mit mir! Springt an die Decke! Ich habe es geschafft!« Endlich konnte er zeigen, was in ihm steckte. Der Krieg brachte Anerkennung in ein Leben, das bis dahin aus tristem Verzicht bestanden hatte.

Es ist ein stolzes Gefühl, für andere denken zu dürfen, sie zu bilden und die Verantwortung für sie d. h. für alles, was sie anstellen, zu tragen. Dabei bin ich der alte Stille geblieben, zurückhaltend und abstandnehmend nach beiden Seiten.

Der heißeste Wunsch, den Cordes zu Neujahr 1941 in einem Feldpostbrief an seine Mutter nannte, war es, noch einmal das Hochgefühl des Kampfes erleben zu dürfen, gegen den Feind anzustürmen und alles mitzureißen.

Die Blitzsiege von 1939 bis 1941 brachten neue Gipfel der Euphorie. Wieder funktionierte Hitlers Prinzip des Immer-Weiter. Die Erfolgsmeldungen von stets neuen Kriegsschauplätzen, Polen, Dänemark, Norwegen, Frankreich, Afrika und dem Balkan, stürzte die Menschen in einen Rausch, in dem

Freude, Glück, Genugtuung und Triumph zu jenem Überlegenheitsgefühl verschmolzen, das die NS-Ideologen der Bevölkerung seit Jahren einflößten.

»Ist das nicht ungeheuer groß. Kaum hat man das letzte Ereignis ganz erfaßt, schon wieder etwas Neues.« Diese Zeilen schrieb Lore Walb während des Frankreichfeldzuges im Mai 1940. Da war sie das Siegen schon gewohnt. An den Tag des Kriegsausbruchs erinnerte sich Walb Jahrzehnte später als eines Spätsommermorgens, an dem sie mit ihrer Mutter beim Entsteinen von Zwetschgen in der Küche saß. Aus dem Volksempfänger dröhnte Hitler vom Zurückschießen gegen Polen, Bombe für Bombe. »Satz und Tonfall sind, abrufbar für immer, gekoppelt an das Gefühl, das sich in mir ausbreitet: Beklommenheit – ›also doch‹ – und ahnungsschwere Trauer. Ich bin zwanzig Jahre alt. Ich weine ...«

Im Tagebuch der 20-Jährigen war von Trauer nichts zu spüren. Seitenlang begründete sie den Angriff im Ton der Kriegsberichterstatteerin, als wollte sich ihre Stimme dem Anlass anpassen. In hart geschnittenen Sätzen folgte sie den militärischen Ereignissen. Wie im Heeresbericht zählte die Abiturientin Gefangene auf und skizzierte die Frontverläufe. Indem sie es niederschrieb, konnte sie es noch einmal auskosten, Sieger zu sein. »Einen solchen Feldzug, die Vernichtung des Gegners, und dies in kaum 4 Wochen, hat die Weltgeschichte ja noch nicht erlebt. Es ist doch wunderschön, Deutsche zu sein.«

Die Gefallenenanzeigen, die in den Zeitungen erschienen, wirkten abstrakt. Die Formel »Für Führer, Volk und Vaterland« erinnerte an ein Opferritual. Vereinzelt riss ein persönlicher Schock ein Loch in die Irrealität der Zahlen von Millionen Gefangenen und zigtausend Gefallenen. Für den Tod ihres Tanzstundenpartners Klaus oder des schmalen, blonden Klassenkameraden Gerhard fand Lore nicht viele Worte. Unvermittelt ragten solche Momente der kalten Wirklichkeit aus dem warmen Ozean der Siegestrunkenheit.

Mit dem Sieg über Frankreich im Juni 1940 war nicht nur halb Europa unter deutscher Kontrolle, sondern vor allem die Demütigung der Niederlage abgegolten. Die Deutschen jubelten geschlossen wie nie ihrem Idol Adolf Hitler zu. Atemlos versuchte Lore Walb mit dem Tempo der Ereignisse mitzuhalten. Im Telegrammstil hetzte sie von Meldung zu Meldung.

Es ist ein eigenartiges Gefühl, wenn man sich überlegt, daß diese Augenblicke von

historischer Bedeutsamkeit sind und man selbst erlebt ein Stückchen davon mit. Ich glaube, die Größe dieser Zeit, die wir leben und erleben, ganz zu erfassen, gelingt uns noch nicht völlig.

Sie träumte vom Frieden. Nach jedem Sieg währte sie das glückliche Ende vor Augen. Doch der Krieg wollte nicht aufhören, vielmehr begann er sich in den Alltag hineinzufressen. In München, wo Lore ihr Studium antrat, traf sie auf junge Männer mit amputierten Armen und Beinen und zerschossenen Gesichtern. Manchmal saß einer ein paar Plätze weiter neben ihr im Hörsaal. Die Sieger konnten auch Verlierer sein.

Der Krieg ging weiter, ohne vom Fleck zu kommen. Es war eine ungewohnte Erfahrung im Sommer und Herbst 1940. Wenn sie auch politisch naiv war, so besaß Lore Walb ein Gespür für Stimmungen. Als sie sich am 3. Oktober 1940 an ihr Tagebuch setzte, hatte sie weder einen Sieg noch eine Entscheidung zu verzeichnen. Doch ahnte sie, dass etwas geschehen war. »Zum ersten Mal, seitdem Krieg ist, ist mein immerwährender Optimismus wankend geworden. Es gibt mit England keinen Fortschritt. Es sieht aus, als stimmte da was nicht bei uns.«

Eine Ahnung von Abgrund

An einem Sonntagmorgen stand Renates Mutter neben ihrem Bett und rüttelte sie wach. Sie kam sonst nie in ihr Zimmer, um sie zu wecken. Durch den Halbschlaf hörte Renate ihre Stimme sagen, es gäbe Krieg mit Russland. Sie blinzelte nach oben, durchs Dachfenster, ins blaue Viereck eines strahlenden Sommerhimmels. Von draußen hörte sie die Sonntagsglocken der Kirche läuten. »Aber vor mir steht Mama. Sie blickt noch ernster als sonst und ein wenig ratlos. Da begreife ich plötzlich, dass nun wirklich Krieg ist. Wir sitzen am Radio. Entsetzen befällt uns.«

Die metallische Stimme im Empfänger sprach vom Millionenheer der »roten Horden« und von der Kette, die die deutschen Soldaten von Finnland bis zum Schwarzen Meer bildeten. Eine eiserne Kette gegen das bolschewistische Russland, über das sie in den letzten Jahren so viele grausame und furchterregende Dinge gehört hatten. Der Vater war voller Zuversicht, ihm standen die Siege gegen Polen und Frankreich vor Augen. Ihre Mutter blieb sehr ernst. Renate Finkh kam es vor, als sei alles Bisherige nur ein Vorspiel zum echten Krieg gewesen.

Der Beginn des Russlandfeldzuges am 22. Juni 1941 steht wie ein großes Ausrufezeichen in allen Tagebüchern und Erinnerungen. Wie ein fingerdicker Trennungsstrich. Im Morgengrauen hatte die deutsche Wehrmacht die Sowjetunion auf breiter Front überfallen. Jeder erinnerte sich später an diesen Augenblick des Erstarrens. Wo er gerade war, wie er davon erfuhr, was er dabei fühlte. Es war der tiefe Schnitt, gegen den alles Bisherige verblasste und der alle betreffen würde. Weniger die Überraschung machte den Schock so gewaltig, denn Gerüchte hatte es länger gegeben. Es war die Angst vor dem Abgrund, der sich jetzt auftat. Dieser Krieg würde anders sein. Ein Krieg um Leben und Tod ganz Deutschlands.

»Diese Morgenstunde des 22. Juni 1941 war bis 1945 der einzige Augenblick, in dem ich mich ernstlich fragte, ob Hitler klug und verantwortungsbewußt gehandelt hatte.« Am Ufer des Bodensees in Lindau, wo Melita Maschmann gerade angekommen war, um ihre Eltern im Urlaub zu besuchen, hörte sie aus einem Gartenlokal die Fetzen einer Lautsprecherübertragung. Ein paar Sommergäste saßen um einen Radioapparat. Sie erkannte Hitlers Stimme, der den Einmarsch der Truppen in der Sowjetunion verkündete. Alles schoss ihr auf einmal durch den Kopf.

Der zermürbende Zweifrontenkrieg vor zwanzig Jahren, die monströse Weite dieses Landes, die entsetzlichen Bolschewisten, die Bilder von Napoleons Rückzug im Eiswinter. Im Gartenlokal fiel kein Wort.

Die Menschen um mich herum hatten bedrückte Gesichter. Unsere Blicke wichen voreinander aus und richteten sich über den See. Sein jenseitiges Ufer war unter einem grauen Himmel verhüllt. Etwas Trostloses lag in der Stimmung dieses trüben Sommermorgens. Ehe die Übertragung beendet war, fing es an zu regnen.

Niedergeschlagen ging sie am Seeufer entlang, während das Wasser grau und lustlos gegen die Kaimauer schlug. Sie hatte eine Nachtfahrt im Zug hinter sich und fühlte sich winzig klein. Ihr war klar, was dieser neue Feldzug bedeuten musste. Der Krieg würde viele Jahre länger dauern. Er würde unabsehbar mehr Opfer kosten.

Noch im Januar hatte Hermann-Friedrich Cordes seiner Mutter gegenüber die Prophezeiung des Führers zitiert, nach der 1941 das Jahr würde, das den Deutschen die Vollendung des Sieges brächte. Am 21. Juni schrieb er aus der Grenzregion zur Sowjetunion, wo sein Infanterieregiment Stellung bezogen hatte.

Ihr Lieben, wenn ihr diesen Brief enthältet, wißt ihr auch, was uns jetzt schon bekannt ist. Heute früh wurde uns die Gewißheit, daß morgen früh der Angriff gegen die U.d.S.S.R. beginnt. Ein eigenartiges Gefühl, schon 24 Stunden vorher Bescheid zu wissen.

In den nächsten vier Wochen bekam Ilse Cordes in kurzen Abständen Feldpostbriefe von ihrem Sohn, in denen er ihr von den Strapazen des Vormarsches, von der Zeit nach dem Sieg und künftigen Urlaubsfreuden, von der maßlosen Weite und der Begegnung mit dem Feind berichtete. Am 8. Juli schickte er einen liebevollen Glückwunsch zu ihrem Geburtstag. »Ich möchte dich von Herzen umarmen und dir für das danken, was du an mir kleinen und dem großen Strolch getan hast. Bleib gesund und fröhlich und laß die Sonne des Herzens in deinem Reich nicht untergehen!«

Es war sein vorletzter Brief. Am 18. Juli 1941 starb er in einem militärisch bedeutungslosen Gefecht bei Karoly, das in keinem Bericht Erwähnung fand. Ihrem Erinnerungsschreiben über sein kurzes Lebens hat Ilse Cordes zwei Fotos beigefügt. Das eine zeigt einen Jungen in Uniform, ein Lachen im scheu zur Seite geneigten Gesicht. Auf dem zweiten stehen ein paar roh gezimmerte Birkenkreuze vor einer Baumgruppe. Irgendwo in einem russischen Wäldchen hatte Ilse Cordes ihr einziges Kind verloren.

»Immer strahlend, obwohl oft harte Schicksalsschläge ihn und sein Elternhaus treffen, geht er seinen kurzen Weg durch diese Welt bis zu seiner frühen Vollendung.« Auf den 22 Seiten ihres eng beschriebenen Büchleins rang Ilse Cordes in immer neuen Wendungen darum, Hermann-Friedrichs Tod in einen größeren Sinnzusammenhang zu bringen. Sie schrieb von seinem Glauben an Deutschland, seinem Willen zur Hingabe an die große Aufgabe, von der Krönung seines Lebens, vom letzten Opfergang, vom Schöpfer, von der Ewigkeit und von seiner letzten Tat. So leitete sie alles von seinem Ende her ab. »Er hat sein Leben nicht im Rausch einer flüchtigen Begeisterung gegeben, nicht in der Hitze jugendlicher Leidenschaft. Er hat es gegeben in klarer Besinnung, in ruhigem Bewußtsein für das Höhere.«

Doch durch all die hochgestimmten Beschwörungen und patriotischen Trostformeln hindurch schimmert ihre Verzweiflung. Der größte Verlust ihres Lebens stellte Ilse Cordes vor die unerbittliche Frage nach dem Sinn. Das Opfer, das ihr Kind und sie selbst bringen mussten, durfte nicht umsonst gewesen sein. So blieb am Ende der unterdrückte Schrei einer gebrochenen Mutter.

Der Tod von Hermann-Friedrich Cordes in einem namenlosen Wäldchen ging unter in einem Ozean von Tod und Leiden, den der Vernichtungskrieg im Osten brachte. Auf deutscher Seite fielen im Schnitt täglich zweitausend Soldaten, auf Seiten der Rotarmisten war es das Fünffache. Noch erhöht wurde die Opferzahl durch das Morden der Zivilbevölkerung. Die Gefallenenanzeigen in deutschen Zeitungen füllten jeden Tag mehrere Seiten. Je tiefer die Soldaten ins Feindgebiet vordrangen, desto mehr fanden den Tod und desto stärker wurde der Widerhall in der Heimat. Bis zum Sommer 1941 hatte das Kriegsgeschehen das Alltagsleben der Deutschen kaum gestreift. Der Krieg im Osten veränderte alles. Das Grauen, das die Menschen im ersten Schreck erfasst hatte, ließ sich nicht mehr vertreiben.

Als Marie Dabs am 22. Juni beim Terrassenfrühstück im Hotel vom Überfall auf Russland erfahren hatte, brach sie ihren Urlaub in Eisenach ab und kehrte mit dem Nachtzug zurück nach Demmin. Sie fand keine Ruhe mehr. Von dem Fundament, auf dem sie ihr Leben mit viel Mühe aufgebaut hatte, bröckelten Stück für Stück die Wände, sprangen in Risse und kippten eine nach der anderen weg. Ihr Mann, seit Kriegsbeginn Soldat, war aus ihrem Dasein nahezu verschwunden. Als der Vormarsch in die Winterstarre fiel, musste sie ihr Pelzgeschäft leer räumen. Ihre Mäntel und Muffs, auf die

sie immer stolz gewesen war, rollten an die Front. Eine Näherin musste sie entlassen, ihr ausgelernter Lehrling wurde eingezogen. Sie selbst stand mit ihrer Pelznähmaschine in der Demminer Knabenturnhalle, um Schäden an Pelzen zu reparieren, die den Krieg gegen die Bolschewisten gewinnen helfen sollten. »Es kamen Unmassen an Pelzen, ganze Berge, aber ob die jemals dorthin gekommen sind, wo sie unsere frierenden Kämpfer so nötig gebraucht hätten, ich glaube es nicht!«

Die Straßen ihrer geliebten Heimatstadt Demmin veränderten ihr Antlitz. Geschäfte machten nicht wieder auf. Die Fenster erblindeten hinter den Verdunkelungsrollen. Männer jungen und mittleren Alters verschwanden. Die Eltern der Soldaten wirkten verstört. Sie begegnete Frauen mit maskenhaften Gesichtern, in denen sich hart die Schminke abzeichnete. Ihr Neffe Siegfried war in Russland verschollen, genauso Wilhelm, der Schwarm ihrer Tochter. Ihr jüngster Lehrling Kurt musste die Hitlerjugend verlassen, weil er jüdischer Abstammung war. Später schickte das Arbeitsamt den Bescheid, dass er fortmüsse zum »Arbeitseinsatz«. Marie Dabs, die gut mit dem Ortsgruppenleiter der Partei stand, setzte sich dafür ein, dass Kurt als letzte männliche Kraft in ihrem kriegswichtigen Betrieb bleiben konnte. »Inzwischen war uns in der Kleinstadt auch allmählich klar, wohin der ›Arbeitseinsatz‹ gehen würde.«

Ihre Kinder Nanni und Otto verbrachten die Sommerwochen bei Ernteeinsätzen und gingen später zum Osteinsatz. Dieser Aufruf betraf auch Marie Dabs' Verkäuferin und ihre letzte Näherin. Das Geschäft und die Wohnung in der Luisenstraße standen leer. Zum ersten Mal in ihrem Leben fühlte sie sich verlassen.

Alle mußten sie fort, um Gräben zu schaufeln, die den Russeneinmarsch verhindern sollten.

Man kann nur sagen: »Oh, ihr Kleingläubigen!« Die russische Walze konnte durch nichts aufgehalten werden. Für mich war es entsetzlich, plötzlich war ich ganz allein.

Marie Dabs wurde krank, und sie musste ihr Geschäft schließen. Ihren Geburtstag feierte sie in ihrer leeren Wohnung, einsam und mutlos.

Als der Blitzkrieg gegen die Sowjets Ende 1941 im Schlamm stecken blieb, begann der Prozess der Desillusionierung und Entfremdung der Menschen vom NS-Regime. Es war aber kein plötzliches Abfallen vom Glauben, aus dem Mut und Energie wuchsen, sich zu verweigern. Sondern ein allmählicher Prozess, quälend langsam und passiv. Ein Prozess, der nichts in

Gang setzte.

In Augsburg, wo der Schweizer René Juvet seiner Arbeit als Prokurist einer Maschinenfabrik nachging und seine Eindrücke vom deutschen Volk festhielt, hatte sich nicht nur die Stimmung, sondern auch das Arbeitsleben grundlegend verändert. Der Zweifrontenkrieg war den Augsburgern in alle Glieder gefahren. »Der Krieg hatte seine Spuren tief in das Antlitz des deutschen Volkes gegraben, und auch unser kleiner Betrieb war davon nicht unberührt geblieben.«

Die Einberufungen zur Front rissen nicht ab und leerten die Betriebsräume, die von ausländischen Zwangsarbeitern aufgefüllt wurden. Über den Betriebsleitern schwebte das Damoklesschwert des Stellungsbefehls. Sie machten kein Hehl daraus, dass sie Juvet um seinen Schweizer Pass beneideten, für den sie ihn oft verhöhnt hatten. Direktor Waldmeyer war heftig und hochfahrend, dann wieder nervös und vorsichtig. Sein Optimismus war versiegt. Juvet bemerkte, dass er sein Parteiabzeichen nur mehr bei offiziellen Anlässen trug. Hofmann, der NS-Kämpfer der ersten Stunde, war gebrochen. In ihm war eine Wandlung vorgegangen, seit sein Sohn beim Marsch auf Moskau gefallen war. Niemand durfte ihn auf den Krieg ansprechen.

Die Verwundeten, die aus dem Gefecht zurückkamen, erzählten andere Dinge als die Presse. Von ungeheuren Verlusten berichteten sie, von barbarischem Gemetzel und von Gegnern, die mehr an ihre Sache glaubten als sie selber. Im April 1942 kam Weinmann, der kleinwüchsige Oberbuchhalter des Betriebs, von der Ostfront auf Urlaub. Juvet fand ihn jeder Zuversicht beraubt.

Deutschland müsse sich hoffnungslos bei dieser Wahnsinnsunternehmung verbluten. Die Macht der Russen sei völlig ungebrochen und er könne nicht begreifen, wozu dieser Krieg noch gut sein sollte.

Im Kontrast zur freudlosen Wirklichkeit tat die Kriegspropaganda alles, um dem Glauben an Sinn und Sieg wie auch dem Hass auf den Feind immer neue Kraft zu verleihen. Gerhard Starcke, der als Kriegsberichterstatter dem Feldheer im Osten zugeteilt war, war zwar überzeugt, dass es zwischen der nationalsozialistischen Herrschaft und einem bolschewistischen Schreckensreich keine Alternative gab. Niemals gab er Anlass, an seiner Linientreue zu zweifeln. Dennoch übersah er nicht, dass die Methoden des

Vernichtungskrieges jenem Feindbild entsprachen, dass er selbst täglich vom Reich der sowjetischen Bestien malte. Während er von der »bolschewistischen Ausplünderung« schrieb, sah er den eigenen Truppen beim Plündern und Morden zu. Während er die »bolschewistische Ausbeutung« anprangerte, bereiteten sie den Boden für eine koloniale Versklavung ohne Beispiel. Im Russlandfeldzug fiel ihm auf, was er zuvor nie infrage gestellt hatte, dass die deutsche Propaganda auf Lügen und Verschweigen aufgebaut war. Wenig von dem, was er las und schrieb, stimmte überein mit dem, was er beobachtete.

Damals erschienen uns diese Entgleisungen nur zufällig zu sein. So groß die Erfolge auch waren, vom ersten Tag an zeigten sich Vorfälle, die nicht mit dem gedachten »planmäßigen Verlauf« übereinstimmten. Im übrigen war man Soldat und hielt es mit den Engländern, die auch Unrecht in Kauf nehmen, wenn es sich um das Wohl des Vaterlandes handelt. – Das glaubten wir im Jahre 1941 noch.

In der Heimat gehörten die Nachrichten von unaufhaltsamen Vormärschen und der Befreiung der versklavten Ostvölker zum Teil eines festen Zeremoniells. Ins pfälzische Siefersheim brachte das »Wanderkino« die Filmrollen der Deutschen Wochenschau. Die Elf- und Zwölfjährigen vom Jungvolk saßen im Halbdunkel eines improvisierten Vorführraums nebeneinander, während die aufpeitschende Siegesfanfare Gewaltiges ankündigte. Die Stimmen der Sprecher waren aufgeladen vor Spannung. Sie schleuderten den Zuschauern Zahlen von Gefangenen, Toten und erbeutetem Material entgegen, die jede Fantasie sprengten. Wie von einem fremden Planeten erschienen Johann Radein die Bilder unendlicher Kolonnen von sowjetischen Kriegsgefangenen, deren Strom sich vom Horizont heranwand, um sich in die deutsche Kriegsgefangenschaft zu schleppen.

Jenseits der ins Grenzenlose versetzten Sprach- und Gefühlswelt bemächtigte sich meiner oft ein Gefühl erdrückender Angst vor dem Übermächtigen. Oft lebte ich in meiner diffusen, dumpfen inneren Anspannung vor dem unheimlich Monströsen dieses Geschehens.

Für diese Maßlosigkeit fand sein kindliches Gemüt keine Erklärung. Trotzdem verspürte er den Wunsch, selbst als Soldat für sein Land sein Leben zu riskieren. Fast alle Jungen aus Siefersheim träumten von Front und Heldentod. Nur bei Espenschieds nebenan wehte nie die Hakenkreuzfahne. Als nach dem älteren Sohn Philipp auch Ernst eingezogen wurde, hörten sie Vater Espenschied laut schimpfen. Johann Radeins Mutter schickte ihn nun

manchmal hinüber, um zu fragen, ob er etwas für die Nachbarn tun könne. Frau Espenschied empfing ihn stets in unverstellter Trauer. Sie zeigte ihm mit schmerzdem Stolz Erinnerungsstücke von ihren Söhnen, als hätte sie sie schon verloren. Johann stand dabei, zwölfjährig, nutzlos und stumm, und hoffte, dass sie die Tränen in seinen Augen nicht bemerkte.

Angst, Schmerz und Trauer holen Frau Espenschied immer wieder ein, wenn sie von ihren Söhnen spricht und täglich auf Post von ihnen wartet. Sie kann sich einmal nicht beruhigen, so dass ich mich von ihr abwende und an die Arbeit gehe, weil ich ihre Trauer nicht mehr ertragen kann.

Die Erfahrung von Tod und Gewalt zog in die Familien ein. Trauer und Angst auf der einen, Hass und Härte auf der anderen Seite bildeten das emotionale Fundament dieser Gesellschaft, je länger der Krieg dauerte und je näher den Menschen das eigene Verhängnis rückte.

Renate Finkh war auf dem Weg zur Beerdigung ihrer Schwägerin, die bei der Geburt ihres Kindes gestorben war. Fremd und ungewohnt waren die dunklen Kleider, die sie und ihre Eltern trugen. Aber sie waren nicht die Einzigen. Renate bemerkte, dass viele Leute auf der Straße schwarz angezogen waren. Ihr wurde bewusst, wie sehr die Trauer umging. Die Jungen aus ihrer Familie waren bislang davongekommen. Ihr Schwager Werner war gerade wieder verwundet worden, rechtzeitig vor der Katastrophe von Stalingrad. Rainer, der im Genesungsurlaub zuhause war, weigerte sich, von der Front zu sprechen.

Ich hatte ihn nicht erkannt, als er plötzlich vor unserer Tür stand. Aus dem feingliedrigen, etwas weichen Jungen war ein abweisender, verhärteter Fremder geworden. Die anderen ringsum, die waren vielfältig betroffen. Graue, versteinerte Frauengesichter. Weinende Mütter. Augen voll Ungewissheit. Doch mir gegenüber blieben sie abweisend.

Nach wie vor tat Renate Finkh ihren Dienst bei der Hitlerjugend, die mit sportlichen und kulturellen Wettkämpfen die verdrossenen Jugendlichen aufrütteln wollte. Renate ließ es mit sich geschehen, auch wenn ihr allmählich die Kraft ausging. Blass und übernächtigt war sie, sodass sie in der Schulbank einschief. »Die Tage rollten ab wie ein Räderwerk, und ich wurde davongetrieben, ohne dass ich noch hätte anhalten können.«

Im Sommer 1943 riss sie der »Osteinsatz« aus dem Phlegma. Auch sie sollte nun im Wartheland die Deutschen unterstützen, die auf den Höfen von vertriebenen Polen angesiedelt worden waren. In Posen empfing sie eine

hübsche BDM-Vertreterin, die mit sprühendem Fanatismus das Feuer der Begeisterung für ihre Mission zu entfachen versuchte. Sie sprach über die Polen, denen gegenüber sie als Vertreter des Herrenvolkes auftreten sollten. Keine Schüchternheit, keine Höflichkeit diesen Kreaturen gegenüber. In diesem Moment kam Renate ein Gespräch zuhause kurz nach dem Polenfeldzug wieder in den Sinn, wo es um die Besiedelung der neu eroberten Kolonie gegangen war. Dabei könne man die reichen Polen doch aus ihren Wohnungen werfen. Geht raus, ihr Schweine. So einfach. »Ich weiß noch, welch kaltes Gefühl von Allmacht sich meiner damals bemächtigt hat. Ich war dreizehn. Aber dieses Gefühl machte mich frösteln.«

Vier Jahre später fand sie sich wieder in einem abgeschiedenen Dorf an der Ostgrenze des Warthelandes. Die polnischen Bewohner waren zum größten Teil verjagt. Renate kam zur einzigen deutschen Familie, die hier schon gelebt hatte. Sie war entsetzt über den Schmutz und die Unordnung, über den Aberglauben dieser deutschen Kulturträger. Sie biss die Zähne zusammen, wie sie es gelernt hatte. Sie wischte und kehrte sich durch den Dreck, kümmerte sich um die kranke Bäuerin und brachte ihr ein Mindestmaß an Hygiene bei. Einmal kam der Ortsbauernführer der Partei zur Kontrolle. Mit gierigem Blick begann er Renate zu begrapschen, hielt ihre Arme fest, während die Bäuerin vom Bett aus zusah und lachte. Mit Mühe entwand sie sich seinem Griff. Den Schock und die Scham schluckte sie herunter. Keine Zeile davon in ihrem begeisterten Ostlandbericht. Sie schämte sich für ihre deutschen Landsleute.

Gegen Ende ihres Osteinsatzes gab ihr die Bäuerin den Auftrag, auf der Kuhweide den polnischen Hütejungen zu verprügeln. Sonst ließe er die Kühe davonlaufen. Polacken musste man schlagen, sonst gehorchten sie nicht. »Ein deutsches Mädchel kann alles. Muss alles können!«, dröhnte es in mir, und mir wurde heiß und kalt.«

Langsam betrat sie die Weide. In der Hand den Stock, den ihr die Frau mitgegeben hatte. Ihre Beine waren weich, Angst pochte in ihrem Hals. Weit draußen stand er, so groß wie sie, mager und zerlumpt. Er grinste nur und zuckte die Schultern, als sie ihn ansprach. Sie nahm all ihren Mut zusammen und schlug ihm mit ihrem Stock ans Bein. Ein Streifen eher, doch sie hatte es getan. Sie sah seinen wilden Blick, der auffuhr in Zorn und Hass. Er hob die Hand. Sie stand da wie fest genagelt.

Da lässt er sie wieder sinken und läuft davon. Sein hasserfüllter Blick verfolgte mich durch Tage und Nächte. So habe ich an mir selbst erfahren, wie ganz gewöhnliche Menschen zu Schweigern und Schlägern werden können. Warum nicht auch zu Mördern?

Auch dieses Erlebnis verschwieg sie in ihren Berichten vom Abenteuer im Wartheland. Es gab niemanden, dem sie es hätte erzählen wollen. Ihre Abreise vom Osteinsatz war wie eine Flucht vor ihr selbst.

Das Osteinsatzlager, mit dessen Führung Melita Maschmann beauftragt worden war, lag vierzig Kilometer von der Bahnlinie entfernt im Nirgendwo. Im Dorf lebten außer einer Handvoll deutscher Amtsträger nur Polen. Wenige Tage nach ihrer Ankunft hörte sie eine Alarmsirene, und als sie aus dem Lager ins Dorf kam, standen Rauchsäulen über den Strohdächern. »An diesem Tag begegnete ich dem Bösen in mir, ohne es zu erkennen.«

Aus den Häusern stürzten die Menschen und liefen schreiend durcheinander. Einige zerrten ihr Vieh aus den Ställen oder schleppten Hausrat ins Freie. Maschmann presste sich an eine Hauswand. Eine Frau, wirres Haar und abgerissene Kleidung, klammerte sich an sie. Sie riss sich los und stieß die Frau mit aller Kraft von sich. Sie trieb die Leute an, damit sie ihre Häuser löschten. Sie fühlte ein kaltes, fast rauschhaftes Gefühl der Überlegenheit. Im Kampf gegen das Feuer hatte sie selbst nichts zu verlieren.

Böse war die innere Kälte, mit der ich mich unter diesen Unglücklichen bewegte. Ich sah ihre Angst und Not, wie in einem Film: nirgends berührte sie mich selbst. Es ist mir deutlich in Erinnerung, daß ich eine besondere Schärfe des Beobachtens hatte. Ich wollte genau sehen, wie der Verzweifelte sich in einer solchen Lage verhält.

Die Menschen, deren Häuser und Kühe verbrannten, waren ihre Feinde. Wenige Wochen später stand Melita Maschmann neben einem SS-Offizier mit einem Knüppel in der Hand und half bei einer Umsiedlungsaktion, polnische Bauern von ihren Höfen zu vertreiben. Sie fühlte sich widerwärtig und stark zu gleich. Wie ein Soldat an der Front, im Kampf gegen die Menschen eines feindlichen Volkes.

Der Schatten der anderen

Die Soldaten, die von der Front in die Heimat kamen, malten nicht nur ein anderes Tableau vom Krieg als jenes der Siegesoffensiven. Sie berichteten nicht nur von unerhört grausamen Kämpfen, Hunger, Kälte und Stumpfsinn. Sie erzählten auch von den Verbrechen, die im deutschen Namen an Zivilisten, an Männern, Frauen und Kindern begangen wurden. Sobald Direktor Waldmeyer und die anderen Parteigenossen außer Hörweite waren, erfuhren René Juvet und seine Betriebskollegen von den Dingen, die die Soldaten im Hinterland erlebten.

Aus Gründen, die im Einzelnen unerforschlich waren, wurden ganze Dörfer ausgerottet. Man hörte von unvorstellbaren Zahlen an Menschenopfern. Mancher Soldat hat bei diesen Exekutionen einen seelischen Defekt fürs Leben davongetragen.

Ein früherer Kollege erzählte Juvet von einem Oberst, der seine Leute reihum zur Erschießung von Zivilpersonen abkommandierte. Er wollte die Männer hart machen.

Kein Deutscher war auf Erzählungen von Dritten angewiesen, wenn es um den Abtransport der Juden ging. In mehreren Wellen hatte das Regime die Menschen in den 30er-Jahren propagandistisch auf ihre Beseitigung eingestimmt. Seit dem Krieg im Osten wurde die Judenfrage zur Existenzfrage erklärt, der »Rassekrieg« gegen Juden und Bolschewisten zum Kampf um Leben und Tod. Mit der Kennzeichnung durch den Judenstern ab September 1941 konnte jeder auf den ersten Blick erkennen, wer zu den Todfeinden zählte. Ihr Verschwinden geschah vor aller Augen.

Renate Finkh stand mit ihrer Freundin Greta an einer Straßenecke, wo sie sich gerade getroffen hatten. Sie verstummten, als sie einen langen Zug von Menschen vorbeilaufen sahen. Geduckte Gestalten, den Blick zu Boden gerichtet. Grellgelb leuchtete der Judenstern auf ihren Jacken und Mänteln. Männer in Uniform trieben sie zum Bahnhof. Eine Bekannte von Gretas Mutter kam vorbei und flüsterte ihr etwas ins Ohr. Als sie wieder allein waren, ließ sich Greta nicht lange bitten.

»Die«, sie weist lässig mit dem Kopf nach der Judengruppe, die man nur noch von hinten sieht, »die kommen jetzt nach Polen. Da werden sie alle umgebracht.« Mich schaudert. Aber ich hätte nicht sagen können, wovor.

Die Straßenecke, an der Renate gerade dieses ungeheure Geheimnis

preisgegeben wurde, war wieder voller Alltag, als wäre dieser Menschenzug nie da gewesen. Die Erinnerung an eine frühere jüdische Schulkameradin drängte sich in Renates Gedanken. Aber ein Schatten löschte dieses Bild.

So habe ich fortan gewusst. Zum ersten Mal dachte ich: Vieles, was geschieht, dürfte nie geschehen. Doch wir Jungen waren aufgerufen, das Gute gegen das Böse zu setzten. Das Böse, gegen das ich das Gute setzen wollte, hielt ich im Schatten verborgen.

In diesen Schatten schob sie vieles von dem, was sie sah und hörte. Er war wie das Schweigen, das ihr von allen Seiten begegnete. Das Schweigen ihrer Mutter, die ihr Mitgefühl erstickte und erklärte, die Menschlichkeit könnten sie sich nach dem Krieg wieder leisten. Das Schweigen beim Nachmittagskaffee über das Patenkind von Frau Cornelius, das in eine Nervenheilanstalt eingeliefert worden war. Das Mädchen war aus ihrem Osteinsatz im besetzten Polen nach einem halben Jahr heimgeschickt worden. »An Leib und Seele zerstört. ›Was haben die Polen mit ihr gemacht?‹, fragte ich entsetzt. Da sehen sich die beiden Frauen an – und schweigen.« Mühsam bekam sie heraus, dass es mit den Polen nichts zu tun hatte.

Ihr eigener Osteinsatz fiel ihr ein. Die Bäuerin, der Polenjunge auf der Kuhweide. Sofort bereitete sich der Schatten darüber. Sie durfte nicht weiter fragen, um ihren Glauben und ihre Treue nicht zu gefährden. Kurz darauf kam ihr Schwager Werner von der Ostfront auf Urlaub. Im Zimmer lief er auf und ab, hielt sich die Ohren zu und brüllte, um die Schreie von Menschen zu übertönen, die er den ganzen Urlaub über nicht aus dem Kopf herausbekam. Renate erfuhr nur Bruchstücke von dem, was er gesehen hatte. Ihre Schwester sagte knapp: »Wir müssen diesen Krieg gewinnen, sonst wird's furchtbar.«

Die Erfahrung der Gewalt gegen die anderen, ihre Verherrlichung und Zurschaustellung brannte sich in die Köpfe. Johann Radein, der noch das Braunhemd der Hitlerjugend trug, fühlte sich aufgesogen von der dunklen Welt des Todes und der Gewalt. Weil die Erwachsenen sie duldeten, empfand er sie wie ein Naturgesetz. Das menschliche Zusammenleben, so schien es, war ohne Gewalt nicht vorstellbar. Doch in ihrer Allgegenwart schürte sie eine beklemmende Angst. Johann empfand eine dumpfe Ohnmacht gegenüber der kalten Willkür, auf der das Recht des Stärkeren gründete.

Auf dem Nachhauseweg vom Nachbardorf Wonsheim sahen einmal gegen Abend er und sein Schulfreund eine Gruppe Männer von der SA-Ortsgruppe an einer Straßenkreuzung stehen. Sie redeten auf einige Fremdarbeiter ein, die seit Jahren in den bäuerlichen Betrieben der Umgebung eingespannt waren. Johann kannte die meisten vom Sehen. Plötzlich, wie auf ein Zeichen hin, fingen die SA-Leute an, auf die Männer aus Polen und Russland einzuschlagen. Mit Fäusten, Knüppeln und Stiefeln schlugen und traten sie, bis einer nach dem anderen zu Boden ging. Dann schlugen sie weiter, ramnten ihre Stiefel in Bäuche und gegen Köpfe, es klang dumpf und knackend. Johann und sein Freund beobachteten alles aus der Entfernung. Das Entsetzen verschlug ihnen die Sprache. Über den Acker schlichen sie sich davon, bis sie nur noch Männerstimmen und Gelächter hörten. Johanns Angstpuls beruhigte sich nur langsam. In hilflosem Schweigen trotteten sie nebeneinander her. »Einer von uns sagte plötzlich in die Stille der Nacht: ›Wenn das der Führer wüsste.‹ – ›Der kann auch nicht alles wissen.‹ – ›Vielleicht weiß er mehr, als wir denken.‹«

Sie konnten nicht glauben, was sich vor ihren Augen zugetragen hatte. Anderntags hörten sie, dass die SA ein Exempel gegen die Zwangsarbeiter statuiert hatten. Noch lange danach sahen sie Verletzungen und Verbände. »Bei meinem Freund und mir hinterlässt das traumatische Erlebnis unvergessene Spuren.«

Der Glaube an den Endsieg flackerte in den letzten Kriegsjahren auch deshalb auf, weil ihm eine Ahnung von der eigenen Schuld zugrunde lag. Sie machte die drohende Niederlage vollends zum Tabu. Stattdessen sprachen sich die Menschen gegenseitig Hoffnung zu. Der Hinweis auf die Vorsehung, auf Gottes Beistand bekam dringlichere Untertöne. »Was aber nach einer Niederlage kommen wird, entzieht sich der Vorstellungskraft und Denkvermögen der allwissenden Erwachsenen.«

Es waren es nicht nur die Spitzen des Regimes, die mit Beginn des Vernichtungskrieges die Brücken hinter sich abgebrochen und die Rettungsboote verbrannt hatten. Sieg oder Untergang, die Parole traf die allgemeine Gefühlslage. Bei seinen Augsburger Kollegen hatte René Juvet bemerkt, dass sie nach den Berichten der Verbrechen im Osten die Vergeltung zu fürchten begannen. Kaum jemand, der diese Dinge unter vier Augen leugnete.

Gerade um dieses Kontos willen, das da zu unseren Lasten aufgelaufen ist, müssen wir durchhalten, hieß es; denn es ist ja gar nicht auszudenken, wie sich die Russen an uns rächen würden, wenn sie den Krieg gewännen. Und diese Parole zog, denn sie war einleuchtend.

Unter seinen Fabrikkollegen stieß Juvet auf das Paradox des deutschen Durchhaltewillens: Je schlechter die Kriegslage, umso grausamer die Exekutionen, umso mörderischer das Vernichtungsprogramm, umso größer die Angst in Deutschland – und umso dringender der Wunsch, dass der Krieg um keinen Preis verloren gehen durfte. »Man hörte häufig sagen: Wenn Deutschland verliert, werden alle Deutschen umgebracht.«

Genährt aus den untergründigen Gefühlen von Schuld, Scham und Verstrickung, angereichert um den lange geschürten Hass auf die Feinde, führte die Furcht vor der Niederlage zu einer letzten großen Leugnung der Wirklichkeit: dass eben diese Niederlage nicht mehr abzuwenden war.

Gefrorene Seele

Im Lauf des Jahres 1943 fasste René Juvet den Entschluss, in die Schweiz zurückzukehren. Er wollte der Katastrophe entgehen. Alle in seiner Augsburger Maschinenfabrik beneideten ihn um diesen Notausstieg. Direktor Waldmeyer, der oft gehässig über sein bescheidenes Vaterland und politisches Gewissen hergezogen war, beglückwünschte ihn unverstellt. Zwanzig Jahre lang hatte Juvet unter den Deutschen gelebt, die Hälfte davon während der Herrschaft Hitlers. Er beschloss seinen Bericht mit einem Erlebnis auf einer Eisenbahnfahrt, als er spätabends auf einer Nebenlinie nach Augsburg unterwegs war.

An einer Haltestelle war ein SS-Mann in sein leeres Abteil zugestiegen. Es war so dunkel, dass einer des anderen Gesicht nur als Schemen erkennen konnte. Juvet bemerkte, dass der Mann betrunken war und dass er reden wollte. Er sei auf Urlaub und brauche den Alkohol, um seinen Beruf aushalten und nachts schlafen zu können. Seinen Dienst verrichtete er im KZ Mauthausen bei Linz. Juden, Leute aus Osteuropa, die sie mit Peitschenhieben zur Arbeit trieben. Wer erledigt werden sollte, den jagten sie in die Hochspannungsdrähte. Einige gingen freiwillig. »Morgen muß ich zurück ins Lager«, sagte mein SS-Mann, »aber ich weiß nicht, ob nicht auch ich eines Tages gegen die Drähte laufe. Ich kann nicht mehr. Wie soll das ausgehen?«

Er war katholisch, er sprach von Gott, der das alles nicht ungestraft geschehen lassen könne; von den Handschuhen, die die Herren da oben anhatten, um sich nicht selber die Finger dreckig zu machen; von dem Mörder, den sie aus ihm gemacht hatten. Im Suff lag Selbstmitleid, er fühlte sich verraten und verheizt, ein Opfer des Führers. Der einzige Ausweg, der ihm einfiel, war der Selbstmord. Dem Untergang vorgreifen, wo der Sieg nicht mehr erreichbar war. Juvet sagte nichts. »Keine Eigenschaft der Deutschen hat der Krieg so zum Ausdruck gebracht wie das Leben in Gegensätzen und das Denken im Grenzenlosen.«

Das Echo der Siege war verklungen und überlagert von lähmenden Nachrichten aus Stalingrad, Afrika, Italien und der französischen Atlantikküste. Der Glaube der Menschen an die militärische Allmacht schwand ebenso wie ihr Vertrauen in die Führung, von deren Propaganda sie sich in die Irre geführt sahen. Der Führer entfernte sich aus ihrem Blickfeld.

Seit es keine Triumphe mehr zu verkünden gab, lieferte Hitler immer weniger Bilder und Worte. Damit fehlte der Brennstoff, an dem sich die Gemeinschaft entflammt hatte. Ihre Liebe erkaltete zum Respekt. Die wärmende Sonne wurde zum in der Ferne gleißenden Gestirn.

In diese Stimmung von Resignation schlug die Nachricht vom missglückten Attentat am 20. Juli 1944 wie ein Weckruf ein. Die Geheimberichte des Sicherheitsdienstes verzeichneten Schockwellen der Wut und der Erschütterung. Überall versammelten sich Menschen zu spontanen Demonstrationen von Zorn und Loyalität. Tieferenste Männer, weinende Frauen und Kinder schickten Dankgebete an die Vorsehung. Der Führer-Mythos erglühete noch einmal. Das Regime wusste die Wirkung des Attentats zu nutzen, indem es alle Gefühle für den letzten Akt des Dramas mobilisierte.

Wie eine Untergangsfanfare tönnte die Meldung vom Attentat aus dem Volksempfänger ins Wohnzimmer von Familie Radein in Siefersheim. Johann, der Zwölfjährige, war geschockt wie die Eltern und alle Menschen im Dorf. Nirgendwo eine Spur von Erleichterung. Die Mutter seines Freundes brachte die Stimmung auf den Punkt: Was wird bloß aus uns allen werden? Die gespannte Sprachlosigkeit blieb, als sie erfuhren, dass der Führer lebte. Johann Radein kam es vor, als würde die Welt innehalten.

Diese Sprachlosigkeit verriet eine millionenfach vielschichtige, tiefer gehende Bindung an den Führer; eine ganz individuell verinnerlichte, emotionale Verbundenheit, ein Verletztsein mit einem Menschen, dem das Attentat galt. Und so erging es auch mir.

In der Essecke der Wohnung neben dem Küchenschrank, gegenüber dem Kreuz, hing das Führerbild. Oft hatte Johann davorgestanden, denn es hatte ihm Willensstärke und Durchsetzungskraft vermittelt. Die Aura des Unverwundbaren schien ihm jetzt noch stärker. Der Anschlag hatte sie wieder an ihn herangerückt. So wie Hitler selbst fassten sie seine Rettung als eine Bestätigung der Vorsehung auf. Johann klammerte sich an diesen göttlichen Plan, der Deutschland in größter Gefahr beistehen würde.

Niemals hörte er Kritik am Führer oder Zweifel am Sieg. Niemand sprach von der Niederlage oder der Welt danach. In den letzten Wintertagen 1945 stand Johann mit seiner Hitlerjugenduniform in einer vollbesetzten eisigen Veranstaltungshalle. Ein versehrter Kriegsteilnehmer war gekommen, bedingungsloser Wille in einem zerstörten Körper. Er sprach vom Kämpfen

und Durchhalten. Seine Stimme hob und senkte sich beschwörend. Noch einmal ließ sich Johann Radein beeindrucken, obwohl ihn dabei schauderte.

Es war die letzte Kriegsveranstaltung, die er erlebte. Ein paar Tage später, im Angesicht der heranrückenden Feinde, bekam er von seiner Mutter den Auftrag, Hitler aus dem Haus zu schaffen.

Ich nehme das Führerbild widerwillig von der Wand, schlage es in Zeitungspapier und ein Stück Dachpappe ein, damit es vor Nässe geschützt ist. Im Garten vergrabe ich das Paket. An der getünchten Küchenwand hinterlässt das Bild ein helles Rechteck.

Als der Junge das Bild später heimlich wieder ausgraben wollte, war es aus seinem Grab verschwunden.

Renate Finkh, die am Morgen des 21. Juli 1944 erfahren hatte, dass dem Führer nichts geschehen war, glaubte ebenfalls an ein Gottesurteil. Sie dachte betreten an die Zweifel, die sie gehabt hatte an dem sinnlos scheinenden Krieg, über das Hinopfern von Menschen, über die Jugendarbeit, die ihr zur Last geworden war, und ihre Versuchung, auf alles einfach zu pfeifen. »Da schämte ich mich meiner eigenen Mutlosigkeit und meines Überdrusses. Ich wusste, dass ich jetzt erst recht gebraucht würde.«

Damit der Strom von nagenden Gedanken sie nicht davonriss, baute sie eine hohe Wand in ihrem Inneren. Eine Wand gegen die Menschenschlange mit den Judensternen, gegen den polnischen Hütejungen, gegen den stinkenden Haufen in Frau Liebels Schuppen. Gegen die Angst vor ihren Gespenstern, gegen die sie sich wehrlos fühlte. Sie flüchtete in den schützenden Schatten dieser Wand. »In der Kälte dieses Schattens war meine Seele gefroren.«

In diesem Zustand verbrachte sie die nächsten Monate, die plötzliche Entlassung aus der Schule, um zum Arbeitsdienst nach Bayern zu gehen, die Bombardierung ihrer Heimatstadt, das Wühlen im Schuttberg von Papas Goldschmiedegeschäft, das Weihnachtsfest im Barackenlager des Arbeitsdienstes. Dann betraten die Truppen der Alliierten deutschen Boden. Alles nahm Renate mit großer Klarheit wahr, und doch war ihr dabei, als wäre sie von sich selbst losgelöst. »Ich sah, dass das Ende gekommen war und dass es ein schreckliches, ein unausdenkbares Ende sein würde. Aber ich wollte zu allem, was ich gesagt hatte, stehen.«

Sie war aus dem Arbeitsdienst entlassen worden und nach Ulm heimgekehrt.

Sie wollte sich bei ihrer Dienststelle der Hitlerjugend zurückmelden. Ihr Vater, der ewig Führergläubige, der die bedrohlichsten Ereignisse ins Hoffnungsvolle umgedeutet hatte, war fassungslos. Für ihn gab es kein Reich und keinen Führer mehr. Renate aber war es egal, ob alles aus war oder nicht. Sie hatte sich nie an etwas anderes anlehnen können und all die Jahre von Pflicht und Treue geschwärmt. Es durften keine leeren Worte gewesen sein. In der fast ausgestorbenen HJ-Dienststelle traf sie die Gebietsführerin. Die schickte sie nachhause. Es gab nichts mehr zu tun.

Alles, worauf mein Leben gebaut war und was den Inhalt meiner Jugend ausgemacht hatte, war in totaler Auflösung begriffen. Um ein Haar hätte ich dabei noch mein Elternhaus verloren. Papa hatte mich nie mehr sehen wollen. Ich hatte auch das leise Gefühl, als hätte er wirklich gezögert, mich hereinzulassen, als ich zu ihm zurückgekehrt war.

Auch der Vater hatte für eine Illusion gelebt, die zerplatzt war wie eine Seifenblase. Die Wut und die Scham darüber machte ihn grausam. Er konnte seine Verzweiflung nicht mit ihr teilen. Als die Franzosen vor der Stadt standen, machten sie sich mit Fahrrädern auf die Flucht. Wild trat der Vater in die Pedale, ohne sich nach Renate umzusehen. Der Abstand zwischen ihnen wurde größer und größer. »Der Zusammenbruch war für die Spur, in der wir dachten, einfach nicht vorgesehen.«

Der nach dem Attentat 1944 erneuerte Führer-Mythos leuchtete nicht mehr in den Farben von Aufbruch und Glück. Der Halbgott der Deutschen war ein düsterer Gott des Hasses und der Rache geworden, ein Beschützer vor Bolschewisten und Angloamerikanern, vor Juden und Verrätern. Bei vielen Jüngeren war er der Garant jener Werte, die ihren Lebenssinn ausgemacht hatten. Das rauschhafte Gefühl der Erfolge, das sie aus dem Grau des Alltags gehoben hatte, beseelte die Erinnerung. Furchterregend war es, an ein Nachher zu denken. Seit Kriegsbeginn hatte sich Adolf Hitler nie auf den Gedanken von Waffenstillstand eingelassen. Nach ihm konnte nichts mehr sein. Kein Reich, keine Bewegung und keine Volksgemeinschaft. So war es für ihn folgerichtig, sein Volk mitzunehmen in die Selbstzerstörung.

Die Abgründe des Ostfeldzuges, die Gerhard Starcke in vagen Strichen seinen Aufzeichnungen anvertraute, hatte er gesehen, aber von sich ferngehalten. Schuld war nicht der Führer oder das System, sondern waren die Kleingläubigen und Unzuverlässigen. Dennoch hatte sich Starcke, der dem Regime ein Reihenhaus und eine Karriere bis zum Kompaniechef

verdankte, einen Rest von innerer Wachheit bewahrt. Ein Winkel in seinem Ich war bereit, Alarm zu schlagen.

Im Frühjahr 1945, als die Schlacht um Berlin begonnen hatte, saß er mit anderen Propaganda-Offizieren im Vortragssaal einer Kaserne, in der sein oberster Dienstherr sie auf den Endkampf einstimmte. Im Laufe der Jahre war er Joseph Goebbels mehrmals begegnet und hatte sich von seinem rhetorischem Schwung mitreißen lassen. »Er war auch zu diesem Zeitpunkt noch der unübertroffene Meister der Redekunst. Eine beängstigende Faszination erfüllte den Raum der Ulanenkaserne.« Der Propagandaminister sprach wieder vom Unbedingten, vom Zwang zu siegen und vom Schicksal des deutschen Volkes, das außer dem Sieg nur den Untergang vor Augen habe. Daher, so schloss er seine Rede, müsste jeder von ihnen auf dem Posten bleiben.

Der Zirkel dieser Logik war Starcke allzu vertraut. Er wollte sich zum Gehen wenden, als ihn der Minister ansprach. Er hatte ihn wiedererkannt, und sie begannen zu plaudern. Hätte Starcke seine Rede zuvor nicht selbst gehört, er hätte nicht geglaubt, denselben Menschen vor sich zu haben. Unter vier Augen schloss Goebbels keineswegs aus, dass der Krieg verloren war. Er würde mit seiner Familie die Konsequenz ziehen und den Untergang des Reiches nicht erleben. Starcke war vom Donner gerührt. Vor ihm stand der zweite Mann und engste Vertraute des Führers und erklärte, dass ihr Selbstmord beschlossene Sache war.

Diejenigen, die ausgezogen waren, für Deutschland den Platz an der Sonne zu erkämpfen, hatten zum Schluß nur das Dunkel des Todes in den Augen und zerrten ihr eigenes Volk, das ihnen vertraute, mit in dieses Dunkel hinein.

Starcke wusste nun, dass es keinen Endsieg gab. Er beschloss, nur noch an sich selbst zu denken. Der Überlebenswille gebot ihm, alles andere abzuschalten, Führer, Vaterland, Treue, Verrat, Enttäuschung. Der Zufall in Gestalt von Joseph Goebbels hatte ihn den Zipfel der Wahrheit erblicken lassen, die er wie so viele aus seiner Wirklichkeit verdrängt hatte. Gerhard Starcke gelang es, seine Familie aus der Stadt zu schleusen, ehe die Sowjets ihre Großoffensive starteten. Er ging am 3. Mai 1945 bei Ratzeburg in amerikanische Gefangenschaft.

»Es stand für mich fest, daß ich das ›Dritte Reich‹ nicht überleben würde. War es zum Untergang verurteilt, so würde ich mit ihm untergehen.« Zwölf

Jahre lang hatte Melita Maschmann ihre Kraft der Hitlerjugend zur Verfügung gestellt. Seit sie im Herbst 1943 zur Reichsjugendführung nach Berlin abkommandiert worden war, hatte sie der bürokratische Apparat mit Haut und Haaren verschlungen. Mehrmals wurde ihre Dienststelle ausgebombt und ins nächstbeste Ersatzquartier umgepflanzt, wo sie mit hektischer Getriebenheit die nächsten Projekte ankurbelte, die vom Krieg vereitelt, von der Führung abgeändert, fallengelassen oder neu aufgenommen wurden. Das Räderwerk der Bewegung drehte im Leerlauf. Ihre Dienststelle erschien ihr wie ein Termitenbau, in dem die uneingestandene Ahnung herrschte, dass eine Flutwelle im Begriff war, ihre Kammern zu überfluten und sie davonzuspülen.

Ein fanatisches Gezappel der Geschäftigkeit erfüllte alle Zellen des Termitenbaues. Unsere Gehirne produzierten Pläne und abermals Pläne, um ja nicht einen Augenblick der Besinnung Raum zu geben und dann erkennen zu müssen, daß all dieser Eifer schon begann, den Zuckungen eines Totentanzes zu gleichen.

Melita Maschmann zappelte weiter mit im Getriebe, um ihre innere Stimme zu übertönen, die ihr sagte, dass es keine Zukunft mehr gab. Im September 1944, als sie zu Besuch bei ihren Eltern in Darmstadt war, starben diese bei einem Bombenangriff im Keller des Hauses. Als Einzige konnte sie sich lebend retten. An diesem Morgen starb in ihr die Hoffnung und machte einem düsteren Fatalismus Platz. Fast noch als Kind war sie vor zwölf Jahren ausgezogen, um die Welt zu verbessern und um Deutschland zum glücklichen Land zu machen. Nun stand sie mit 26 Jahren vor den Trümmern ihres Elternhauses und konnte das Opfer nicht mehr vor sich selbst rechtfertigen. Von jetzt an schwieg sie, wenn es um Hitler und Deutschland ging. Sie lehnte sich nicht auf und stellte keine Fragen. Sie lief einfach weiter mit.

Die Offensive der Roten Armee auf Berlin verbrachte sie damit, mit Musikgruppen der Hitlerjugend die Soldaten in den Schützengräben zu unterhalten. Sie konnte sich später nicht erinnern, ein einziges Gespräch über die bevorstehende Niederlage geführt zu haben. Wie in Hypnose starrte sie auf den Abgrund, der dabei war, sie zu verschlingen. Sie gewöhnte sich an, den Schutz des Grabens zu verlassen und die Scharfschützen und heranjagenden Artilleriegeschosse zu ignorieren. Sie wartete auf die Kugel, die für sie bestimmt war.

Schattenhaft erfüllte mich die Vorstellung, daß »meine Welt« gleichsam wie ein Gestirn in einer kosmischen Katastrophe aus ihrer Bahn geschleudert werden und mich – als ein winziges Stäubchen – mit ins Dunkel reißen würde. Manchmal muß mich die unklare Angst gestreift haben, ich würde den mir bestimmten »Untergang« versäumen und würde »meine Welt« dann überleben müssen.

Am 19. April 1945 nahm sie an einer Feier im Kuppelsaal des Berliner Reichssportfeldes teil. Das Wummern der sowjetischen Artillerie zog bereits aus dem Osten herüber, als sie noch einmal die Aufnahmezeremonie der zehnjährigen Jungen und Mädchen in die Hitlerjugend zelebrierten. Tags darauf verließ Melita Maschmann Berlin mit einem Verwundetentransport Richtung Süddeutschland. Sie bewegte sich wie in einem undurchdringlichen Nebel. »Ich hatte keinerlei Zukunftspläne.«

Die Zukunft in Deutschland ging zu Ende. Mit diesem Eindruck vollzogen die Menschen den letzten Schritt der Abkehr von der Wirklichkeit, die sie zu verschlingen drohte. Nach dem Verlöschen von Führer und Reich fürchteten sie, in der Leere zu versinken. Das Nichts wurde fühlbar. Die Horrorgeschichten über die Rote Armee hatten eine Atmosphäre der Furcht verbreitet, dass nach ihren Sieg die Alliierten das deutsche Volk auslöschen würden. Bestenfalls stand ein Leben in Unterdrückung bevor. Dazu kam der kollektive Sinnverlust jener, die die Werte des Nationalsozialismus zwölf Jahre lang verinnerlicht hatten. Die moralischen, gesellschaftlichen und quasireligiösen Normen, die die Volksgemeinschaft ausgemacht hatten, brachen zusammen. Wer sich damit identifiziert hatte, dem drohte der Zerfall der eigenen Person. Dieses Ende und diese Zukunft glaubten viele nicht überleben zu können.

Der Durchhaltekampf der Deutschen, ihr unbegreiflich langer Widerstand lag nicht nur begründet im Zwangsterror des Regimes und seiner Propaganda. Sie waren getrieben von der Angst vor der Leere und vom Verlust ihres Lebenssinns. Sie wollten das Unvermeidliche herauszögern.

Die Studentin Lore Walb aus Alzey hatte in ihrem Tagebuch die Maske der Zuversicht beiseitegelegt. Die Angst war nun ihr Leitmotiv. Bereits am 29. November 1942 hatte sie sich in einem schrillen Aufschrei Bahn gebrochen. »Was für ein Schicksal steht uns bevor??? Müssten wir noch einmal ganz niedergebeugt werden? Kann denn der Himmel zulassen, daß wir vernichtet werden???« Die Vernichtung der anderen, jenes Menetekel

des Regimes, begann Lore auf Deutschland und sich selbst zu beziehen. Mit dem Wort »Stalingrad« verband sie die Furcht vor der Rache des sowjetischen Monsters, wie es ein Propagandaplakat in ihr Gedächtnis gebrannt hatte: die massige Gestalt, das brutale Gesicht unter dem kahlgeschorenen Schädel. Ehe die Soldaten in russische Gefangenschaft gingen, wünschte sie ihnen die Kraft zum Selbstmord.

Die Frage nach dem Sinn des Lebens war in den Aufzeichnungen der jungen Frau ein wiederkehrendes Thema. Ihre Sehnsucht nach einem normalen Leben, nach Familie und Kindern, verspürte sie als Widerspruch zum Weltgeschehen, das ihr immer näher kam.

Aber wir *dürfen* doch den Krieg nicht verlieren, was droht uns danach erst! Man darf nicht weiterdenken als bis zum heutigen Tag – und vermag es doch nicht. Daß uns der Blick in die Zukunft einmal so grau verhängt würde, wer hätte das gedacht. Was steht uns noch bevor – wenn uns überhaupt beschieden ist, das Kriegsende zu erleben?

Im März 1945 ließ ihre Vernichtungsangst keinen Raum mehr, sich ein Leben nach dem Untergang vorstellen. Die Amerikaner fürchtete sie kaum weniger als die Russen. Deprimierend war die Erkenntnis, dass alle zahllosen Opfer umsonst gewesen waren. Der 8. Mai 1945 war für Lore Walb ein schwarzer Tag. Ihr sonst so gleichmäßiges Schriftbild fiel aus dem Rahmen und dokumentiert ihren Aufruhr. Den Tag der Kapitulation beging sie ohne Erleichterung, mit Trauer und Schmerz. »Nur der Verstand kann dies Ende begreifen, das Herz wird es nie. Siegesfeiern – Welch ein Aufatmen für die anderen. Friede – für die anderen nur, für uns nie mehr.« Sie weinte diese Worte in ihr Tagebuch.

»›Lieber tot als Slav‹, – ›Lieber tot, als Sklave‹, hatte ich einmal auf dem Balken eines Schulungsheims der HJ gelesen.« Martin Sieg, der Junge aus Rastenburg in Ostpreußen, war in der Endphase des Krieges nur noch auf der Flucht. Eben noch Hitlerjunge im Schatten der Wolfsschanze, hetzte er 1944 als Flakhelfer nach Danzig und schließlich in die Schlacht um Berlin. Am 2. Mai 1945 schwamm er durch die Elbe in amerikanische Gefangenschaft. Es war der erste Tag seit Jahren, an dem er keinen Auftrag mehr erfüllen, keinen Befehl mehr befolgen, nicht mehr um sein eigenes Leben fürchten musste. Er war nicht vorbereitet auf die Fragen, die über ihn hereinbrachen.

Welchen Sinn sollte es noch haben weiterzuleben? Sollte man nicht einfach Schluß machen? Das fragten sich damals viele Menschen. Auch mich überfielen nach längeren Strecken der

Hoffnungslosigkeit manchmal solch dunkle Gedanken.

Niemand wies ihm einen Weg aus der Verwirrung und der Leere. Mit seiner Frage nach dem Sinn, an der er sich abarbeitete und zu der er bündelweise Papier vollschrieb, blieb er alleine. Vom Schicksal seiner Mutter, die in Rastenburg geblieben war, wusste Martin Sieg noch nichts. Im Januar 1945 hatte sie sich beim Einmarsch der Roten Armee erhängt. Auf dem Dachboden war sie gemeinsam mit zwei anderen Frauen in den Tod gegangen. Er erfuhr es Monate später aus einem Brief seines Großvaters.

Mutti hatte von uns unter Dank für alles Gute, Tränen und Küssen Abschied genommen. Sie hatte Vaters Bild, auch Ilschens und Deines bei sich, küßte alle und steckte sie unter Tränen zu sich. Sie fürchtete alle drei zu verlieren oder schon verloren zu haben.

Marie Dabs, die Frau des Pelzhändlers aus Demmin, hatte nie am Sinn ihres Lebens gezweifelt. Ihre robuste Natur hatte sie Wirtschaftskrisen, Kriegsmangel und Krankheiten meistern lassen. Im Dritten Reich hatte sie sich eingerichtet, ohne ihr Herz oder ihren Verstand daran zu verlieren. Der Totenkult der nationalsozialistischen Religion war ihrem Wesen fremd. Als sie jedoch in den letzten Apriltagen 1945 in den Strudel der Demminer Selbstmordwelle geriet, wurde sie von der Stimmung des Untergangs erfasst. Hätte ihr nicht das Gift gefehlt, sie hätte sich und ihre Kinder umgebracht.

Teil IV
SOG DES SCHWEIGENS

Ein Vorhang gegen die Wirklichkeit

»Unsere Weltanschauung ist eine Sache des Herzens. Für uns ist das Gefühl mehr als der Verstand.« Das schlichte Leitmotiv der Hitlerjugend von 1934 liefert einen Schlüssel zum Verständnis der Wirkungsmacht der NS-Bewegung. Als ihre Welt im Jahr 1945 unterging, hatten die Deutschen zwölf Jahre in extremen Gefühlslagen zugebracht. Zwölf Jahre lang hatten sie sich in immer neue übersteigerte Spitzen treiben lassen: in die Hoffnung des Aufschwungs, ins Glück des Dazugehörens, in den Stolz des Besondersseins, in die Euphorie des Gelingens, in den Hochmut des Herrschens, in die Wut des Zerstörens. Immer war der Rausch das Ziel gewesen, ohne dass dazwischen jemals Zeit geblieben wäre, auszunüchtern. Nie hatte es ein Innehalten oder Nachdenken gegeben in diesem dichtgedrängten Jahrduzend. Als am Ende alles zusammenbrach, stürzten auch die hochgezüchteten Gefühle in sich zusammen. Sie verschwanden im Sog des Untergangs. Zurück blieb ein Reservoir an schwarzen Gefühlen, die im Schatten des Erfolges gewachsen waren: die Schuld des Mitmachens, die Scham des Wegsehens, der Hass auf die anderen und sich selbst, die Angst vor Rache und Gewalt, die Trauer über den Verlust, die Verzweiflung vor dem Nichts.

Die Selbstmordepidemie, die in Wellen von Ost nach West durch das verglühende Reich gerollt war, von Königsberg bis Berlin, von Demmin bis Siefersheim, war eine Antwort auf den emotionalen Untergang gewesen. Eine radikale Antwort, in der Deutsche die ihnen alltäglich gewordene Gewalt gegen sich selbst wendeten. Die Selbstmordwelle mit zehntausenden Toten war der extreme Ausdruck einer Sinnleere und eines Schmerzes, in den sich die Menschen angesichts von Irrtum, Niederlage, Demütigung, Verlust, Scham, persönlichem Leid und Vergewaltigung geworfen sahen.

Zigmillionen Deutsche aber hatten den Untergang überstanden und mussten sich dem Weiterleben stellen. Das Ende war trotz langer Ankündigung für sie plötzlich und abrupt gekommen. Das Erwachen war nackt und nüchtern. In ihren Erinnerungen sprechen Zeitgenossen wie benommen von einem Bann, der gebrochen war, vom Spuk, der verfliegen, von den Geistern, die vertrieben waren. Der Anschein des Unwirklichen legte sich über das Erlebte.

Martin Sieg, der Junge aus Rastenburg, war nach seiner Flucht durch die

Elbe im Kriegsgefangenenlager in Gorleben. Wie die anderen saß er herum und starrte blicklos ins Nichts. Jeder war mit seinen Gedanken befasst, die um seine hoffnungslose Lage kreisten. Darüber sprechen konnten sie nicht. Jeder war in sich selbst verschlossen. »Mir kam die Vergangenheit, die nur Leere hinterlassen hatte, wie ein Spuk vor.« In seinen Gedanken versuchte er, sich in die Zeit davor zu versetzen, auf jenen schönen Stern, als den er seine Kindheit empfand. Im Geiste führte er Gespräche im Paradiesgarten seiner Großeltern und begleitete seine Eltern bei Ausflügen in die ostpreußischen Wälder. So hielt er seinen Willen zum Weiterleben wach.

Als das Weihnachtsfest 1945, das erste seit dem Ende des Reiches, näher kam, spürte Martin Sieg, wie ihn ein Unwohlsein überkam. Erinnerungen an früher befielen ihn, und er fürchtete, dem Übermaß der sentimental aufwallung nicht gewachsen zu sein. Kurz zuvor hatte ihn die Nachricht erreicht, dass sein Vater in russischer Gefangenschaft zu 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilt worden war. Außerdem war da der Brief seines Großvaters über den Selbstmord seiner Mutter in Rastenburg. »Der Brief zwang mich zu einem bleiernen Blick zurück in die Vergangenheit. Seit ich den Brief zum ersten Mal las, wußte ich, daß es keine Bewältigung der Vergangenheit geben würde.«

Auf die Frage nach dem Sinn der letzten zwölf Jahre fand er keine Antwort. Sie hatten ihm nichts hinterlassen. Sieg hatte das Gefühl, dass die Erde zitterte und der Boden unter seinen Füßen wegzubrechen drohte. Er war 18 Jahre alt. Er beschloss, sich eine Aufgabe zu suchen und sich in die veränderte Zeit hineinzuarbeiten. »Das Leben hatte die Tür zum Gestern zugeschlagen und abgeschlossen.«

Wie schwer es war, das Vergangene mit dem Neuen auszusöhnen, sah er später am Beispiel seines Vaters. Ihm gelang es nach der Heimkehr aus der Gefangenschaft nicht mehr, in der ihm fremden Welt ein Heimatgefühl zu entwickeln. Die Sonnenbrille, mit der er in die Stadt zu gehen pflegte, legte er nicht mehr ab. Er fühlte sich den Farben dieser Welt nicht gewachsen.

Im Juli 1945 verhafteten die Amerikaner Melita Maschmann in Bad Reichenhall. Bis dahin war sie auf der Flucht gewesen, vor den Alliierten und vor sich selbst. In der Haft in einem Heidelberger Gefängnis überfiel sie das Grauen ihrer Situation. Alles, wofür sie gelebt und gekämpft hatte, war zerbrochen. Sie selbst aber war noch da. Sie lag auf dem Fußboden ihrer

Zelle und erwog die Möglichkeiten, die ihr geblieben waren. Sie konnte sich das Leben nehmen. Sie konnte sich ihrer Verzweiflung ausliefern und darüber wahnsinnig werden.

Aber ich konnte mich dem Ansturm des Elends auch mit aller Kraft verschließen. Dann würde ich den Zusammenbruch der Welt, in der ich glücklich gewesen war, überleben. Das war freilich nur möglich, indem ich meine Gedanken und Gefühle in eine strenge Kontrolle nahm. Es gab Grenzen, die sie nie wieder überschreiten durften. Jenseits lauerte die Selbstvernichtung.

Während der drei Jahre ihrer Internierung im Ludwigsburger Frauenlager 77 übertrat sie diese Grenzen nicht wieder. In der Haftroutine im Kreis von anderen BDM-Funktionärinnen und KZ-Aufseherinnen konnte sie die Auseinandersetzung mit dem, was sie erlebt hatte, hinausschieben. Die Zeit in den schützenden Wänden dieses nationalsozialistischen Reservates diente ihrer Selbstvergewisserung. Nicht an einem der langen Tage zwischen Nichtstun und Verhör stellten die ehemaligen Führerinnen der weiblichen Jugend die Fundamente ihres Glaubens infrage. Sie fühlten sich als die Treuen im Lande und standen zu ihrer Gesinnung. Die Fotos von Leichenbergen und sterbenden KZ-Häftlingen, mit denen sie von ihren Wärtern konfrontiert wurden, erklärten sie für gestellt. Die einzige Schwäche, die sie sich erlaubten, war Selbstmitleid. Für die Wirklichkeit war Melita Maschmann nicht bereit. Nur gelegentlich bedrängte sie eine innere Stimme, die sie nach den tieferen, rationalen Gründen ihrer Gesinnung fragte. Sie ahnte, dass es die nie gegeben hatte. »In dieser Antwort verbarg sich die Macht einer tödlichen Enttäuschung. Dagegen gab es nur einen Schutz: nicht weiterzudenken.«

Die Soldaten der Besatzungsarmeen kamen 1945 in die Reste dessen, was nach jahrelangem Bombenkrieg und widersinnigen Durchhalteschlachten von Deutschland übriggeblieben war. Die meisten Innenstädte waren regelrecht eingestampft. Überraschend wirkte, wie die Deutschen sich in den Kratern ihrer erloschenen Größe bewegten. Zwölf Jahre war Julius Posener nicht in Deutschland gewesen. Er hatte seine Jugend im Berliner Villenviertel Lichterfelde als Großbürgersohn mit jüdischen Wurzeln verbracht. Nachdem er 1933 hatte fliehen müssen, hatte er sich als Freiwilliger bei der britischen Armee gemeldet. In sein Geburtsland kam er im April 1945 zunächst als technischer Offizier. Später begleitete er als Political Intelligence Officer das neu erwachende politische Leben. Bevor er

die Grenze überquert hatte, war ihm ein Büchlein über den Charakter der Deutschen ausgehändigt worden, das ihn vor allen Gefahren warnte, die von einem verblendeten, todesbereiten Volk drohten. Doch die Verfassung, in der Posener seine Landsleute wiederfand, war eine ganz andere. In lakonischen Worten schrieb er später, wie widersprüchlich er das Wiedersehen in den Schuttpyramiden seiner verlorenen Heimat erlebte. »Die Zerstörung durfte man erwarten, Anblick und Haltung der Leute dagegen waren unerwartet. Die Leute entsprachen der Zerstörung nicht.«



9 – »Die Zerstörung durfte man erwarten, Anblick und Haltung der Leute dagegen waren unerwartet. Die Leute entsprachen der Zerstörung nicht.«

Sie sahen nicht aus wie Verlierer, eher wie Menschen, die nach einem harten Winter dem Frühling die Fenster öffneten. Einige irritierte Kameraden

fragten den Deutschen Posener, wo denn die Menschenfresser geblieben seien. Sie sahen nur freundliche Greise und süße Mädchen. Zuvor waren sie mit ihrer Einheit in Italien gewesen. Da waren ihnen bleiche, abgerissene Gestalten am Rande des Hungertodes begegnet.

Was war das gegen die Ketten netter, weißgekleideter Mädels, die vor den Trümmern der Stadt ihren Abendspaziergang machten, so kokett und unangefochten, als sei die Stadt noch heil und das Vaterland nicht im Abgrund.

Das äußerliche Wohlergehen konnte Posener noch erklären mit den Raubzügen im besetzten Kontinent, mit dem das Regime den Wohlstand und die Stimmung seiner Bevölkerung aufrechterhalten hatte. Wie aber sollte er seinen britischen Kameraden die kaltschnäuzigen Reaktionen auf die Zerstörung der eigenen Heimat und auf die monströsen Verbrechen im deutschen Namen erklären? Nach den Entdeckungen der Konzentrationslager hatten sie die Bilder des Schreckens an den Rathäusern aufgehängt und entsprechende Filme vorgeführt. Julius Posener erinnerte sich, dass ihm alle Deutschen treuherzig eröffneten, sie hätten von alledem nichts gewusst. Sie kannten aber alle einen Freund oder Vetter, der ihnen von der Front oder aus dem Hinterland dieses oder jenes zugeraunt hatte.

Viele Deutsche haben etwas gewußt: Plötzlich riß ein Erlebnis wie das mit dem Vetter den Vorhang vor ihnen auf; aber sie haben es nicht eigentlich geglaubt, und so schloß sich der Vorhang wieder. Wer forscht auch einer so fürchterlichen Wahrheit nach.

Im Verlauf seines Aufenthalts in Deutschland konnte Posener beobachten, wie Schuldgefühl und Selbstrechtfertigung einen Ausweg suchten. Die vielen Gräuelerichte und Täter-Prozesse nutzten sie dazu, die Verbrechen »den Nazis« anzulasten. Das Volk in seiner Gesamtheit hätte zu dieser Hexenküche keinen Zutritt gehabt. So senkte sich aufs Neue ein Vorhang über die Wirklichkeit.

Hannah Arendt kam drei Jahre nach Posener in ihr früheres Heimatland zurück. Sie war aufgewachsen in Königsberg und 1933 emigriert. Im August 1949 besuchte die 42-Jährige für eine jüdische Organisation das Land, dem sie 16 Jahre lang fern gewesen war. Auch ihr sprang ins Auge, wie die Deutschen sich von der Wirklichkeit abwandten.

Nirgends wird dieser Alptraum von Zerstörung und Schrecken weniger verspürt und nirgendwo wird weniger darüber gesprochen als in Deutschland. Überall fällt einem auf, daß es keine Reaktion auf das Geschehene gibt.

In den drei Jahren seit Poseners Beobachtungen war der Prozess fortgeschritten. Hatte dieser sich noch tastend eingefühlt, wirkte Arendts vierzig Seiten starker Reisebericht hart und schroff. In die gespenstischen Szenen, die sie bei ihrer Spurensuche in den deutschen Trümmerlandschaften aufzeichnete, legte sie ihre Enttäuschung über die Menschen ihrer früheren Heimat.

Inmitten der Ruinen schreiben die Deutschen einander Ansichtskarten von Kirchen und Marktplätzen, den öffentlichen Gebäuden und Brücken, die es gar nicht mehr gibt. Und die Gleichgültigkeit, mit der sie sich durch die Trümmer bewegen, findet ihre Entsprechung darin, daß niemand um die Toten trauert; sie spiegelt sich in der Apathie wieder, mit der sie auf das Schicksal der Flüchtlinge in ihrer Mitte reagieren oder vielmehr nicht reagieren.

Überall sah sie die Deutschen auf der Flucht vor der Wirklichkeit. Wenn sie mit ihnen sprach, rechneten sie ihr eigenes Leiden gegen das der anderen. Wenn sie sie dafür kritisierte, wehrten sie eisig ab. Wenn sie nach den Ursachen der Katastrophe fragte, wichen sie aus und verwiesen vage auf die schlechte Natur des Menschen. Sie vermieden es strikt, die vernichteten Werte ihrer eigenen Kultur wahrzunehmen. Trotzdem beherrschte sie die Vergangenheit, ob verdrängt oder nicht. Die Tricks, mit denen Arendt sie sich aus der Verantwortung stehlen sah, hießen Selbstmitleid, Ablenkung, Abstumpfung. Die Weigerung, sich dem tatsächlich Geschehen zu stellen, erkaufte die Menschen mit einem Mangel an ehrlichen Gefühlen.

Die Unfähigkeit zu fühlen

Der Anlass für Arendts Besuch in der neu gegründeten Bundesrepublik war ihre Arbeit als Direktorin der »Jewish Cultural Reconstruction«, die den Wiederaufbau der jüdischen Kulturlandschaft in Europa vorbereiten sollte. Mehr als sechs Monate bereiste sie zu diesem Zweck Deutschland, um die Splitter dieser Kultur aufzuspüren. Daneben war es die seelische Verwüstung der Menschen, mit der sie sich in ihrem Bericht auseinandersetzte. Sie war frapiert vom emotionalen Vakuum, das aus dem Schock der Realität hervorgegangen war.

Häufig begann sie ihre Gespräche mit der Bemerkung, dass sie deutsche Jüdin sei und welche Aufgabe sie nach Deutschland gebracht hätte. Niemals folgten darauf persönliche Fragen nach ihrem Schicksal oder dem der Familie, keine Einfühlung oder Mitleid. Stattdessen wie einstudierte Geschichten vom Leiden des deutschen Volkes.

Dieser allgemeine Gefühlsmangel, auf jeden Fall aber die offensichtliche Herzlosigkeit, die manchmal mit billiger Rührseligkeit kaschiert wird, ist jedoch nur das auffälligste Symptom einer tief verwurzelten, hartnäckigen und gelegentlich brutalen Weigerung, sich dem tatsächlich Geschehenen zu stellen und sich damit abzufinden.

Denselben Reflex der kalten Teilnahmslosigkeit beobachtete sie gegenüber den millionenfach übers Land verwehten Flüchtlingen und Entwurzelten, den Ostvertriebenen und den eigenen Toten. Wie versteinert schien ihr die jüngere Generation, unfähig, sich angemessen auszudrücken oder ihre Gefühle in Worte zu fassen. Stattdessen überbrückten sie jeden Tiefgang mit Gemeinplätzen und Floskeln. »Es ist schwer zu sagen, ob es sich dabei um eine irgendwie absichtliche Weigerung zu trauern oder um den Ausdruck einer echten Gefühlsunfähigkeit handelt.«

Die Weigerung oder Unfähigkeit der Deutschen zu trauern hatte in gewisser Weise am 1. Mai 1945 ihren Anfang genommen. Gegen halb elf Uhr abends meldete der Rundfunk den Tod von Adolf Hitler. Der Wortlaut der Meldung verfälschte seinen glanzlosen Selbstmord zum Heldentod im Kampf gegen den Bolschewismus. Dies änderte nichts daran, dass die Todesnachricht der Epoche auf Gleichgültigkeit stieß. Mehr als ein Achselzucken vermochten sich nur wenige seiner vielen Millionen Anhänger abringen. Zwölf Jahre lang hatte er ihren Hingabewillen und höchste Emotionen geweckt. Wäre er dem Attentat vom 20. Juli zum Opfer gefallen, hätten sie ihm ewig als

tragischen Heiligen einer Dolchstoßlegende gehuldigt. Als er nun tatsächlich starb, hatten sich die Massen von ihm abgewendet. In aller Stille nahmen sie ihre Führerbildnisse von den Wänden und vergruben sie im Garten. Wie auf Verabredung verschwanden all die anderen Ikonen, Symbole und Devotionalien, die jetzt nur noch Tand und Tinnel waren. Der Mythos Hitler war vor ihm selbst in den Wochen des Endkampfes gestorben. Niemand trauerte.

Die französischen Truppen hatten ihre Heimat besetzt, als Lore Walb am 2. Mai vom Tod des Führers erfuhr. Sie widmete ihm ein paar Zeilen zwischen Mitleid und Vorwurf. Dem Innenpolitiker Hitler stellte sie ein befriedigendes Abschlusszeugnis aus. Der Außenpolitiker bekam ein glattes Ungenügend. »Er hat nun Ruhe, für ihn ist es so gewiß am besten. Aber wir? Wir sind verlassen und ausgeliefert und können in unserem Leben nicht wieder aufbauen, was dieser Krieg vernichtet hat.«

Zwischen diesem Eintrag und ihrem letzten lag eine Woche. In diesen Tagen vollendete sich die militärische Niederlage Deutschlands mit den Kapitulationen in Reims und Karlshorst. Dazwischen vollzog auch Lore Walb den vollständigen Bruch mit dem Mann, an den sie geglaubt hatte. Er war Thema gewesen in ihrem ersten Eintrag am 23. Mai 1933 in dem leeren Büchlein, das sie zu ihrem 15. Geburtstag geschenkt bekommen hatte, zusammen mit der Hitlerjacke und der Hakenkreuzbrosche. Sein Anblick hatte sie am Niederwalddenkmal zu Tränen gerührt und ihr das schönste, ergreifendste Gefühl ihres Lebens bereitet. Am Radio hatte sie seiner Stimme gelauscht und gewünscht, er möge Stunden weitersprechen. In sorgfältig komponierten Schulaufsätzen hatte sie seinen Leistungen gehuldigt. Sie hatte seinen Willen bewundert und seine Friedensstärke. Im Krieg, der ihr so viel Angst gemacht hatte, war er ihr Trost und Halt gewesen. Sein Genie als Staatsmann speiste ihr Vertrauen in sein Genie als Feldherr.

Lore Walb hatte Hitler geliebt wie ihren eigenen Vater. Sie hatte ihn zum Übertäter erhöht und zu Gott um seinen Schutz gebetet. Er war zwölf Jahre lang Mittelpunkt ihres Tagebuchs gewesen. Am 8. Mai 1945, während draußen die Frühlingssonne schien und Lore die Vögel singen hörte, verfasste sie ihren letzten Eintrag.

Hitler ist nun tot. Wir aber und die Kommenden schleppen lebenslänglich an der Last, die er

uns auflud. Dies ist also das Ergebnis seiner Herrschaft. Gott scheint uns nicht mehr zu lieben.

Nachdem sich der Schuldige von der Bühne gestohlen hatte, schien es Lore, als verhängte der Richter das Urteil über die verbliebenen Statisten.

Nicht mehr als einen dürren Satz war Gerhard Starcke der Tod seines Erweckers, Förderers und Kriegsherren wert. Damals, bei der Kundgebung von 1930, in die er als mittelloser Student geraten war, hatte sich ihm Hitler wie ein alttestamentarischer Prediger offenbart. Er hatte seinem Leben eine Richtung gegeben und seine Nerven in prickelnde Spannung versetzt. Er war ihm gefolgt auf seinem Friedensweg wie auf dem Kriegspfad. Was Starcke im Leben erreicht hatte, verdankte er dem Führer.

Nachdem ihm klar geworden war, dass Hitler sein Volk mit in die Selbstvernichtung nehmen wollte, dachte er nur ans Überleben. Als er am 3. Mai in die amerikanische Kriegsgefangenschaft ging, schloss er sein Dasein als Nationalsozialist in einer Weise ab, als würde er ein Anstellungsverhältnis kündigen. Es kostete ihn keine inneren Qualen. Während er als NS-Funktionär von den Briten im ehemaligen Konzentrationslager Neuengamme für zwei Jahre interniert war, verfasste er seinen Lebensbericht. In einem Fazit kam er zurück auf Adolf Hitler als den schwarzen Magier, der sein Leben in Bann geschlagen hatte.

Bis wir aus der Verzauberung erwachten, in die uns ein Geistesgestörter, der an der Schwelle vom vermeintlichen Genie zum Wahnsinn stand, gebracht hatte; dessen Propaganda seinem Volk den Wahnsinn verheimlichte. So waren auch wir mit Blindheit geschlagen.

Die Blindheit, auf die sich der NS-Propagandist Starcke berief, war sein eigenes Werk gewesen. Am Zauber des Wahnsinnigen hatte er zwölf Jahre mitgewirkt.

Zehn Tage nach Hitlers Selbstmord erfuhr Melita Maschmann in einem abgelegenen Alpental aus dem Radio von seinem Tod. Dieser Augenblick blieb ihr im Gedächtnis. Sie blickt aus dem Fenster, hinüber zu den abendlichen Bergen, und wartete darauf, dass die Felswände sich aufbäumen und donnernd zu Tal stürzten. Hitler, der Mann aus dem Volk, hatte ihr Ideal der Volksgemeinschaft verkörpert. Er war es, der ihr Leben mit Sinn erfüllt hatte. Der Organisation mit seinem Namen hatte sie ihr Leben gewidmet. Der Schock vom 20. Juli 1944 stand ihr vor Augen. Da war sie in die Knie gesackt und hatte mit den Tränen gekämpft. Sie wartete, was diesmal mit ihr geschehen würde. »Hitler war tot! Aber es geschah nichts. Das Alpenglühen

verblaßte. Ein fast schwarzes Violett überzog die Gipfel, dann regnete es, ruhig und kalt.«

Eine innere Leere hatte sie erfasst. Die letzten Bilder aus der Wochenschau kamen ihr in den Sinn. Ein alternder Mann, der gebeugten Schrittes verstörte Blicke um sich warf. Sie spürte keine Tränen in ihrem Inneren aufsteigen. Sie begriff, dass ihr Herz sich vor der schrecklichen Wahrheit gefürchtet hatte, dass dieser allmächtige Herrscher in sich zusammengefallen war. Mehr fiel ihr zu Hitler nicht ein.

In fast allen persönlichen Erinnerungen ist dieser Todesfall eine gähnende Leerstelle. Wer sich dazu äußerte, tat es in pflichtschuldigem Gestus. Ein beiläufiger Satz, ein paar knappe Worte, wie das lästige Erinnern an einen vergessenen Verwandten, der vor langer Zeit einmal als Familienpatriarch der tyrannische Mittelpunkt der Sippe gewesen war. Manche strichen eine flüchtige Träne aus dem Augenwinkel. Aber das Pathos war verbraucht. Keine Totenklage, keine Nachrufe. Keiner fragte nach der Beerdigung.

»Und wo ist bei alledem die Liebe geblieben? Denn die Deutschen haben Hitler geliebt.« Eigentlich war Stéphane Roussel entschlossen gewesen, sich nie wieder mit den Deutschen einzulassen. Bevor sie ihr Korrespondentenbüro in Berlin 1938 schließen musste, hatte sie fünf Jahre im Reich Hitlers gelebt. Nicht nur wegen ihrer jüdischen Abstammung hatte die Vergötzung seiner Person, die sie vom Hausmeister bis zum Kaffeekränzchen beobachten konnte, bei ihr Angst und Abscheu erregt. Diese Bindung war inszeniert und überzogen, dennoch war ihr nicht entgangen, dass es echte Gefühle waren, die die Menschen ihrem Gebieter entgegenbrachten. Was Roussel bei den Zuschauern eines Hitler-Auftritts im Sportpalast gesehen hatte, war nicht gespielt oder erzwungen. Sie selbst hatte ihn gefürchtet. Er hatte sie aus Deutschland vertrieben.

Kurz nach der Gründung der Bundesrepublik ging sie zurück, als Leiterin des Bonner Korrespondentenbüros der Zeitung *France Soir*. Am wenigsten Interesse für ihre deutschen Erfahrungen zeigten die Deutschen. Gespräche darüber versiegten rasch. »Wenn ich erwähne, daß ich bis kurz vor dem Krieg im Dritten Reich gelebt habe, ruft das nur wenig Reaktionen hervor.« Vergeblich machte sich Stéphane Roussel auf die Suche nach der verlorenen Führerliebe. Sie fand keine jener Frauen mehr, die vor seinem Bildnis kleine Altäre errichtet und sie mit Blumen und Kerzen geschmückt hatten. Keine

jener Männer, die ihm ihr Vertrauen und ihre Verehrung geschenkt hatten. Keine der Jungen, für die er der Star ihrer Jugend gewesen war und die ihm verfallen waren, weil er sie zu Männern erklärt hatte.

Was ist aus dieser Liebe geworden? Besser, sich nicht zu erinnern, sich mit der Vergangenheit abzufinden, Erklärungen zu vermeiden, die Rolle zurechtzurücken, die man selbst gespielt hat. Enttäuschte Liebe beflügelt oft die Phantasie.

Die Liebe zu Hitler war über Nacht demontiert worden. Seine politische Religion war erloschen und mit ihr die Figuren der öffentlichen Hingabe und Ekstase, die Glaubensbekenntnisse auf Marktplätzen und Waldlichtungen. Pathos und Parolen waren suspekt geworden wie der kollektive Rausch. Ausgeträumt war der Traum der Machbarkeit, denn er hatte den Menschen nichts hinterlassen als Ruinensteppen und verbrannte Werte. Das heilige Deutschland, jenes über jedes Maß hinaus mystifizierte Vaterland, büßte seine sinnstiftende Kraft ein. Die Opfer, die sein Kult verlangt hatte, waren umsonst gewesen.

Anstelle der gemeinsamen Leidenschaft trat die nüchterne Sehnsucht nach einem stilleren, umgrenzten Leben ohne Abenteuer, Aufwallungen und schwer beherrschbare Erregungen. Für Außenstehende mochte diese Atmosphäre der deutschen Nachkriegszeit streng und steril wirken, die Menschen darin steinern, freudlos und kalt.

Opfer sein

Die glücklichen Jahre von 1933 bis 1939, jene Phase des Friedens und der Erfolge, verblassten in einem fernen, unwirklichen Nebel. Stéphane Roussel, die sie von Berlin aus für ihre französischen Leser dokumentiert hatte, fand sie versunken in einer zähen Masse des Vergessens. Sie waren nur noch belangloses Vorspiel.

Für die meisten Deutschen hat das Drama 1944 oder 1945 mit der Zerstörung des Landes, der Bombardierung der Städte und militärischen Einrichtungen begonnen. Sie sprechen vom großen Treck, dem Auszug der Bevölkerung des Ostens, die vor der vorrückenden Roten Armee floh. Kurz, von all dem, was sie zu Opfern machte.

Roussel war auf das Phänomen gestoßen, das neutrale Beobachter zunehmend befremdete und die früheren Gegner und Verfolgten des Regimes tief verbitterte. Bald sahen sich die meisten Deutschen selbst als Opfer der Nationalsozialisten.

Bei ihrer Reise durch Nachkriegsdeutschland hatte Hannah Arendt Gelegenheit, diesen Mechanismus zu studieren. Immer wieder stieß sie im Gespräch auf einen toten Winkel, wenn es um die Frage nach Ursachen und Herkunft des totalitären Experiments, nach Teilnahme und Verstrickung des Gegenübers ging. Dann schlug ihr zornige Irritation entgegen.

Es folgt eine Flut von Geschichten, wie die Deutschen gelitten hätten (was sicher stimmt, aber nicht hierhergehört), und wenn die Versuchsperson dieses kleinen Experiments zufällig gebildet und intelligent ist, dann geht sie dazu über, die Leiden der Deutschen gegen die Leiden der anderen aufzurechnen, womit sie stillschweigend zu verstehen gibt, daß die Leidenbilanz ausgeglichen sei.

Die letzten Monate des Krieges waren apokalyptisch gewesen. Bombenteppiche und Tiefflieger, an allen Seiten vorrückende Feindarmeen, irrwitzige Abwehrkämpfe, im Osten der Schrecken der Sowjetarmee und dazu der unbarmherzige Terror des eigenen Regimes. Die Erfahrung der existenziellen Bedrohung, die Ungewissheit, den nächsten Tag und die nächste Stunde zu überleben, setzte Brandspuren ins Gedächtnis. Für den Rest seines Lebens würde jeder die Ereignisse der letzten Wochen in ihrer extremen Zuspitzung abrufen können. Was davor gewesen war, der Jubel, das Glück und die Erfolge, verdämmerte in den hinteren Kammern der Erinnerung. Die tragische Momentaufnahme des Zusammenbruchs

dominierte das Selbstbild der Deutschen. Es war ein Krieg gewesen, den die Deutschen gefürchtet und nicht gewollt hatten. Je mehr Schreckliches sie darin erlebten, desto mehr fühlten sie sich dazu missbraucht. Von dort war es nur noch ein kleiner Schritt, sich selbst als Zielscheibe des Regimes zu sehen. Die Orgie von Gewalt am Kriegsende verwandelte die Deutschen in ihrer Selbstwahrnehmung in das letzte Volk von Opfern.

»Aber wir? Wir sind verlassen und allem ausgeliefert.« Lore Walb staunte Jahrzehnte später darüber, wie sie als 25-jährige Frau sich darüber beklagt hatte, vom Führer im Stich gelassen zu sein. Sie hatte sich fallenlassen in die Rolle des kleinen, abhängigen Kindes. Der Krieg war noch nicht ganz zu Ende, da hatte sie für sich den Mechanismus entdeckt, der bald in Millionen von Köpfen eingespeichert war. Getäuscht und um ihre Jugend betrogen, in ihren Idealen und Werten verraten, ausgebeutet und verheizt, so formierte sich das Selbstverständnis jener Generation, die ihre Kraft für die Ideen der Bewegung eingesetzt hatten. »Der Weg einer Idee«. Was für ein Weg. Und das Volk muß nun büßen. Wenn Papa das erlebt hätte!«

Lore Walbs Vater, der 1936 gestorben war, blieb der Bankrott jener Idee erspart, für die er als Parteimitglied eingetreten war. Er musste sich niemals dazu erklären, anders als viele Millionen Funktionsträger, die im Netz der Volksgemeinschaft ihre Posten und Pöstchen innegehabt hatten. Der Prozess des Ablösens vom Regime war bereits in vollem Gange, als der Lärm der Schlachten noch nicht verklungen war. In Scharen rückten die Menschen ab, vom Hitlerjungen und Blockwart bis in die obersten Etagen der Macht. Beim Nürnberger Kriegsverbrecherprozess präsentierten sich Generäle und Gauleiter, Minister und Oberbefehlshaber mal vergesslich und ahnungslos, mal unterdrückt und ferngelenkt. Selbst die Spitzen der NS-Elite wollten nur ausführende Organe Hitlers gewesen sein. Alle zeigten mit dem Finger auf jenen, der mit Lüge und Verrat, mit Zwang und Terror das Volk in die Irre geführt habe. Der schuld daran sei, dass die Heimat verloren, das Elternhaus abgebrannt, der Bruder, Sohn und Onkel gefallen und die Schwester vergewaltigt worden war.

Das Gefühl, zum Opfer geworden zu sein, half den Deutschen, sich mit der Verbitterung der Verführten loszusagen. Es enthob sie dem Zwang, ihr eigenes Gewissen zu erforschen. Als sich die Alliierten in ihren Besatzungszonen einrichteten, waren sie zwar darüber erleichtert, dass ihnen nirgendwo Werwölfe an die Gurgel sprangen. Zugleich hörten sie aber, dass

kaum einer überhaupt dabei gewesen sein wollte. Als sie den Versuch unternahmen, auf bürokratischem Wege Schuldige von Schuldlosen zu unterscheiden, verstärkten sie die kollektive Weigerung, sich ernsthaft mit der Vergangenheit zu befassen. Mit ihrer Praxis der alliierten Entnazifizierungsverfahren schufen sie noch mehr Opfer.

Der Plan, mit Fragebögen zwischen Nazis und Nichtnazis zu unterscheiden, scheiterte. Wie tief einer ins System verwoben und in Verbrechen verstrickt war, war nicht seiner Mitgliedschaft oder seinem Rang in einer der NS-Organisationen wie dem Beamtenbund, dem Kraftfahrkorps oder dem Lehrerbund abzulesen. Sich von Laienrichtern in Spruchkammern danach beurteilen zu lassen, empfanden belastete wie unbescholtene Bürger als Zumutung. So wirkte das Entnazifizierungsverfahren auf viele wie ein absurdes Theater der Ungerechtigkeiten, das Familie und Zukunft bedrohte, weil es zu Haft und Berufsverbot führen konnte.

Als Melita Maschmann während ihrer Internierung im Frauenlager Ludwigsburg vor die Spruchkammer trat, sprach sie den Richtern jede Legitimation zur Beurteilung ihres Falles ab. Sie sah die deutschen Richter als Handlanger der Besatzungsmacht, die sie des Verbrechens beschuldigten, um ein politisches Ideal gerungen zu haben. Ihre Verachtung galt dem Anspruch, auf bürokratischem Wege über das Geschehen des vergangenen Jahrzehntes zu Gericht zu sitzen. »Ich habe diese Spruchkammern so verachtet, daß ich nicht gezögert hätte, ihnen gegenüber mit allen Mitteln der Lüge und Fälschung zu arbeiten, falls es mir notwendig erschienen wäre.«

Als Hauptschuldige angeklagt, setzte Maschmann alles daran, als Mitläufer eingestuft zu werden. Sie zögerte nicht, sich taktisch zu verhalten und dank ihrer geschulten Redegewandtheit die Richter auf ihre Seite zu ziehen. Dabei empfand sie das Elend der politischen Ratlosigkeit, in die die deutsche Gesellschaft gestürzt war. Die Spruchkammer stellte fest, dass Melita Maschmann die deutsche Jugend durch ihre Arbeit für die Hitlerjugend vergiftet habe. Das Urteil fiel dennoch milde aus.

Nicht aus moralischen, sondern aus pragmatischen Erwägungen hatte Gerhard Starcke beschlossen, sich dem Verfahren der Entnazifizierung zu stellen. Starcke wollte im Nachkriegsdeutschland als Journalist arbeiten. Es

schien ihm für seine berufliche Zukunft klüger, sich internieren zu lassen, als unterzutauchen, wie es einige Kameraden getan hatten. Alles, was er tat, war taktisch motiviert. Während er im Lager Neuengamme im politischen Arrest interniert war, trat Starcke wieder in die Kirche ein, von der er sich Anfang der 30er-Jahre abgewandt hatte. »Mein Wiedereintritt in die evangelische Kirche erschien mir als eine zusätzliche Voraussetzung für eine schnelle Entlassung aus der Internierung.«

Der Verlauf der Entnazifizierung war aufgrund seiner Parteizugehörigkeit und dem Einsatz in der Propagandakompanie langwierig. Sein Verfahren betrachtete er aus technischer Perspektive. Nie wäre er auf den Gedanken gekommen, sich darüber ernsthaft infrage zu stellen. Dass die Spruchkammer ihn als Mitläufer einstufte, der den Nationalsozialismus nicht wesentlich unterstützt habe, muss ihn dennoch selbst überrascht haben. »Die Engländer sind wohl den Dingen nicht auf den Grund gegangen.« Nun begann Gerhard Starckes zweites Leben in der westdeutschen Provinz, ohne dass ein Schatten von früher darauf fiel. Seinen Beruf als Journalist übte er weiter aus. Keiner fragte ihn je mehr nach seinen früheren Schriften wie *Die deutsche Arbeitsfront*, *Die roten Teufel sind die Hölle!* oder *Hakenkreuz auf der Loretto-Höhe*. Er schloss seine mehr als 400 Seiten starken Aufzeichnungen mit einem beinahe ungläubigen Fazit.

So trist und traurig es aussah, als ich 1947 aus Neuengamme entlassen worden war, umso schneller haben sich die Verhältnisse schon in Echte und dann in Bad Hersfeld in besonders auffallender Weise zum Guten gewendet.

Die Volksgemeinschaft mochte noch im Untergehen in ihre Millionen Einzelglieder zerfallenen sein, doch sie blieb nicht ohne Erbe. Aus dem gemeinsamen Hungern und Frieren wuchs eine neue Leidensgemeinschaft, aus dem Gefühl von Verratensein, Unrecht und Ohnmacht eine Opfergemeinschaft, im Wiederaufbau eine Interessengemeinschaft. Bei ihrem Besuch in Deutschland erlebte Hannah Arendt ein Klima der ameisenhaften Betriebsamkeit. Überall sah sie Menschen arbeiten, auch am Samstag und Sonntag. Wie unter Zwang schienen ihr die Menschen sich zu beschäftigen und von morgens bis abends mit etwas zu hantieren. Das Tempo, mit dem die Menschen in Deutschland in einen beflissenen Alltag zurückfanden, hatte etwas Beklemmendes.

Beobachtet man die Deutschen, wie sie geschäftig durch die Ruinen ihrer tausendjährigen

Geschichte stolpern und für die zerstörten Wahrzeichen ein Achselzucken übrig haben oder wie sie es einem verübeln, wenn man sie an die Schreckenstaten erinnert, welche die ganze übrige Welt nicht loslassen, dann begreift man, daß die Geschäftigkeit ihre Hauptwaffe bei der Abwehr der Wirklichkeit geworden ist.

Die Metapher von der »Stunde null«, die sich für das Jahr 1945 einbürgerte, war deshalb so anziehend, weil sie zweierlei versprach. Einerseits die Abkehr von einer übermächtigen Vergangenheit, deren Verbindungsknoten zur Gegenwart gekappt waren. Andererseits den Neubeginn einer Gesellschaft, die in der Katharsis des Untergangs alle Rechnungen beglichen hatte. Die Idee der Stunde null lud dazu ein, eine alte psychologische Figur wiederzubeleben. Erneut diente ein Riss in der Seele dazu, einen Teil der Wirklichkeit abzuspalten. Diesmal war es die eigene Geschichte.

Die Geister der Vergessenen

Die Erinnerung an die hochgepeitschten Gefühle im Dritten Reich schmeckten in der nüchternen Atmosphäre der deutschen Nachkriegszeit schal und nach Verirrung. Der Schock der Realität hatte sie diskreditiert. So fand Hannah Arendt bei ihrer Deutschlandreise nirgends ernsthafte Gefühlsäußerungen, nicht einmal die Trauer um die eigenen Verluste. Wie amputiert oder weggesperrt schien ihr die emotionale Dimension, ausgetauscht gegen strebsame Sachlichkeit, oberflächliche Sentimentalität und Gemeinplätze. Im März 1950 verließ Arendt die junge Bundesrepublik, die sie acht Monate lang studiert hatte. Es war ein schmerzhaftes Wiedersehen gewesen.

Man möchte aufschreien: Aber das ist doch alles nicht wirklich – wirklich sind die Ruinen; wirklich ist das vergangene Grauen, wirklich sind die Toten, die Ihr vergessen habt. Doch die Angesprochenen sind lebende Gespenster, die man mit den Worten, mit Argumenten, mit dem Blick menschlicher Augen und der Trauer menschlicher Herzen nicht mehr rühren kann.

Die Bedingung jenes Vergessens, das ihre früheren Landsleute zu geistergleichen Figuren machte, war das Schweigen. 19 Jahre war Renate Finkh gewesen, als der Krieg endete. Hitlers Selbstmord hatte sie kaum berührt. Dennoch hielt sie an ihrer Treue zum Nationalsozialismus fest. Sie wollte sich ihren Glauben nicht vom Krieg erschlagen lassen. Sie wollte bleiben, wer sie gewesen war. »Die Welt um mich aber und die Menschen darin, sie waren auf einmal anders geworden. So anders, dass ich fast niemand mehr erkannte.«

Die Gesellschaft ihrer Verwandten konnte sie nicht mehr ertragen. Sie suchte sich eine Stelle auf einem Bauernhof. Der Bauer hatte zwölf Jahre als Hitlergegner zugebracht und öffnete nun seiner Wut die Schleusen. Sein aufgetauter Hass regnete sich an Renate ab, wenn er vom deutschen Größenwahn sprach, von Folterungen und von der Vernichtung von Tausenden und Millionen in den Konzentrationslagern. Sie wollte ihm nicht glauben, so wie sie den Bildern von Leichenhaufen in den Zeitungen und an den Plakatwänden nicht glaubte. Alles Lügen, sagte sie sich. Alle logen das Gute und Große tot, das sie erfüllt hatte. Einen Sommer lang musste sie sich anhören, wie der Bauer in bösem Triumph die Schande seiner Feinde ausbreitete, die ihre Idole gewesen waren. »Ich musste dazu schweigen. Meine Familie hatte Angst. Sie beschworen mich immer wieder, niemand zu

provozieren. Ich schwieg.«

Renate Finkh schwieg, doch sie schwor sich, einmal alles niederzuschreiben, um ihren Kindern von dem Feuer zu berichten, das ihre Herzen erwärmt hatte, und von dem Glauben, der ihnen mehr gegolten hatte als die eigene Person. Aber da gab es Tatsachen, die Treue und Glauben nicht leugnen konnten. Ihr Schwager Werner war sehr spät gefallen, sodass ihre Schwester mit den drei Kleinen alleine war. Die Frau ihres Bruders war tot, dieser selbst in Gefangenschaft, sein Sohn bei ihrer Familie. Vaters Goldschmiedegeschäft war ausgebrannt. Enttäuschung und Erschöpfung hatten tiefe Linien in ihrer aller Gesichter gegraben. Vom Feuer des Glaubens wollte keiner mehr etwas hören.

Sie zog mit ihrem Vater zurück in die Heimatstadt, derweil die Mutter noch auf dem Land bei ihrer Schwester und den Kindern blieb. Einsam war der Vater geworden, wortkarg und mürrischer denn je. In dem Haus, das er vor vielen Jahren, in einer glücklichen Vorzeit, gebaut hatte, lebten sie jeder für sich. Sie konnten nicht mehr miteinander reden. Renate begriff nicht, weshalb gerade er plötzlich gegen alles Gewesene so voller Ablehnung war. Selbst als ihr Bruder in der Tür stand, heimgekehrt aus der Kriegsgefangenschaft, gab es nicht viel zu besprechen. Andreas packte seine Sachen, um weiter zur Mutter und zu seinem Sohn zu reisen. Zu viel Schweigen lastete auf der Wiedersehensfreude des Vaters.

Nach und nach konnte Renate Finkh den Berichten über die Verbrechen des NS-Regimes nicht mehr ausweichen. Im Schweigen des Vaters, in ihrem eigenen Schweigen versuchte sie zu sich selbst zu finden. Sie musste erkennen, dass sie sich auf ihrer Suche nach Geborgenheit und Anerkennung in einer große Lüge eingesperrt hatte. Bis jetzt war sie dieser Chimäre nachgejagt, um der Wirklichkeit zu entkommen. Dabei war sie sich selbst verloren gegangen.

Schuld und Scham verschlossen mir den Mund. Sie nahmen zu mit den Jahren der Erkenntnis. Ich erkannte, dass ich dem Bösen die Treue gehalten hatte. Das Böse war durch meine Treue nicht gut geworden, sondern es hatte meine Treue schlecht gemacht.

Die Einsamkeit, in die sie ihr Idealismus geführt hatte, blieb als trauriger Schatten in ihrem Leben. Doch sie hatte sich geschworen, einmal darüber zu schreiben, wofür ihr Herz gebrannt hatte. Erst fünfzig Jahre später brach Renate Finkh ihr Schweigen. Da wusste sie längst, dass sie mit ihren

Gefühlen einsam, aber niemals allein gewesen war. »Vielen war es so ergangen. Viele waren tot. Ich war übrig geblieben und sollte leben. Wie aber lebt man nach einer solchen Jugend?«

Mehr als zehn Jahre suchte Melita Maschmann auf diese Frage eine Antwort. So lange brauchte sie, um sich vom Nationalsozialismus zu lösen. Als sie 1948 aus der Internierung entlassen wurde, versuchte sie in Darmstadt Fuß zu fassen. Sie reiste, ging gelegentlich an die Universität, schrieb gelegentlich journalistische Beiträge. Dabei empfand sie die Welt nach dem Krieg als feindlich, die aufkeimende Demokratie kläglich und ihre eigene Behandlung als Unrecht. Doch die selbstgerechte Haltung, die sie unter ihresgleichen in der Haft kultivieren konnte, zerstob im eisigen Wind außerhalb der Gefängnistüren. Die Verzweiflung über all die vergeblichen Opfer schlich sich in ihre Grundstimmung. Ein Heer von vergessenen Toten und Gespenstern drängte heran und bevölkerte ihre Nächte und ihre Träume. Ein Gefühl, das sie immer unterdrückt und klein gehalten hatte, nahm von ihr Besitz. Bis in die letzten Kriegstage hinein hatte sie der Angst keinen Raum zugestanden. Jetzt verschlang sie sie mit Haut und Haaren.

Auf der Straße konnte es mir widerfahren, daß ich nicht weiterzugehen wagte, weil ich überzeugt war, beim nächsten Schritt würden die Häuser zu meiner Rechten und Linken rückwärts ins Weltall stürzen. Solche Zustände, in denen die Furcht auf etwas Bestimmtes gerichtet war, habe ich freilich nur selten erlebt, aber jahrelang empfand ich eine gegenstands- und ziellose Angst, die nur sehr allmählich an Intensität nachließ.

Tagelang verfiel sie einer depressiven Lähmung, die sie ans Bett fesselte. Sie versuchte nicht, den Kontakt mit Ehemaligen aus der Hitlerjugend aufrechtzuerhalten. Stattdessen kappte sie alle Bindungen. »Damals hatte ich in meiner seelisch-geistigen Orientierung den absoluten Nullpunkt erreicht.« Solange sie konnte, schob sie von sich fort, was mit bohrendem Schmerz in ihr Bewusstsein dringen wollte. Die Frage, was der Nationalsozialismus eigentlich gewesen war und was er mit ihr gemacht hatte. Am Ende dieser Suche stand ihre Abrechnung mit sich selbst.

Am 3. Juli 1963 schickte Melita Maschmann aus Darmstadt einen Brief an Hannah Arendt in den USA. Es war das Begleitschreiben zu ihrem Buch *Fazit* über ihren Weg in der Hitlerjugend. Sie kannte Arendt aus ihren Schriften über Deutschland und wollte ihr einen Schlüssel zum Verständnis derjenigen geben, die leidenschaftliche Nationalsozialisten noch über den

Zusammenbruch hinaus gewesen waren. Wie schmal der Grat war, dass ihr Bericht als unerträgliche Zumutung empfunden werden konnte, war Maschmann bewusst. Doch sie hatte selbst ihren Preis bezahlt. »Meine Auseinandersetzung war existenzieller Art und im Grunde ein Kampf auf Leben und Tod.«

Sie hatte ihr Buch in Form eines fiktiven Briefes an ihre jüdische Jugendfreundin Marianne Schweitzer verfasst, von der sie sich um ihrer NS-Karriere willen gelöst hatte. In der Geschichte dieses Verrates, verschwiegen, verdrängt, doch nie vergessen, sah sie die Tragik ihrer Jugend. Melita Maschmann gehörte zu den Ersten, die ihr Schweigen brachen. Früher als die anderen erzählte sie ihre innere Geschichte des Mitmachens. Das Ergebnis war das aufwühlende Selbstporträt einer jungen Frau, die hatte lieben wollen und sich in den Hass hineinreißen lassen hatte. »Die Grenze zwischen Bösem und Gutem kann mitten durch uns hindurch verlaufen, ohne daß wir es merken.«

Im Jahr 1963 trafen die beiden Schulfreundinnen einander in Deutschland wieder. Maschmanns Lebensbericht, der Anlass ihres Wiedersehens nach 26 Jahren, stand wie eine bleierne Wand zwischen ihnen. Zu viel hatte Marianne Schweitzer darin erfahren, als dass sie mit ihr darüber sprechen konnte. Es blieb nur wieder Schweigen. Sie sahen einander danach nicht wieder.

Schweigen senkte sich auch über die deutsche Selbstmordepidemie von 1945. Wie die anderen Geschichten vom massenweisen Sterben unterlag sie der vereinbarten Kultur des Beschweigens, die das »normale Leben« der Nachkriegsjahrzehnte einrahmte. Der schwarze Schatten der Selbstzerstörung, der über der deutschen Gesellschaft lag, verschwand aus dem Gedächtnis. Das Selbstmord-Tabu, das sich am Kriegsende verflüchtigt hatte und einer zynischen Alltäglichkeit gewichen war, war zurück. Außer dem symbolträchtigen Abgang von Adolf Hitler und seinem engeren Gefolge wurde keinem der zehntausenden Selbstmorde nennenswerte Beachtung zuteil.

Dabei war das Phänomen seit 1945 niemals vollständig zugeschüttet. In der riesigen Quellensammlung »Dokumentation der Vertreibung der Deutschen«, die kurz nach dem Krieg in der Bundesrepublik erschien, fanden sich unter tausenden Zeitzeugenberichten ungezählte Hinweise auf

Selbstmorde in den ehemaligen Ostgebieten. In Demmin nannte der erste Tätigkeitsbericht des neuen Landrats schon im November 1945 die Zahl von 700 Einwohnern, die sich umgebracht hatten. Für das Demminer Heimatmuseum verfasste der Lehrer Wilhelm Damann 1955 seinen Bericht über die Todeswelle im Zuge der sowjetischen Eroberung. Auf den Friedhöfen in Demmin und Umgebung erhoben sich über den Massengräbern Denkmäler und Obelisken, die der Opfer der Suizidwelle gedachten. In der DDR waren zwar Äußerungen unerwünscht, die einen Bezug zu Gewalttaten der sowjetischen Soldaten nahelegten. Entsprechende Untersuchungen blieben unter Verschluss. Dennoch war das Thema kein Tabu, solange es diesen Bezug vermied. In Neustrelitz berichtete 1965 ein Zeitungsartikel über geschätzte 600 Selbstmorde bei Kriegsende. Schließlich brachte die Flut an Memoiren- und Erinnerungsliteratur zum Dritten Reich, die nach der Kapitulation einsetzte, immer neue Details aus immer neuen Orten in die Öffentlichkeit, so wie Leopold Reitz' Tagebücher aus der Vorderpfalz von 1959 oder Marie Dabs' Bericht von 1984 aus Demmin. Zu keinem Ort aber sind die Quellen ähnlich dicht wie zu Berlin, zu dem ein eigenes Genre der makabren Faszination des Untergangs entstanden ist.

Keiner der Zeitgenossen jedoch maß dem Phänomen eine besondere Bedeutung bei. Wenige von ihnen erübrigten mehr als ein oder zwei Sätze, kursorische Randnotizen des gewaltigen Untergangstheaters. Nüchtern und kühl ist der Duktus, in dem sie über die Erhängten, Erschossenen, Ertrunkenen und Vergifteten sprachen. Niemanden schienen ihre Schicksale zu treffen in einer Zeit, wo der Gedanke des Selbstmordes als Ausweg aus dem Weltuntergang zum Allgemeingut geworden war. Deshalb beließen sie es bei distanzierten Schilderungen, ohne nach Ursachen, Gründen oder inneren Antrieben zu fragen. Diese Toten fanden niemanden, der ihre Geschichte erzählen wollte.

So blieben sie unter der Schwelle öffentlicher Beachtung. Daran änderte sich nichts, als in den Auseinandersetzungen der 60er- und 70er-Jahre das Dritte Reich ins Scheinwerferlicht der Aufarbeitung trat, durch Kinofilme, Fernsehserien, TV-Dokumentationen, Radio-Berichte und eine Flut an Presse- und Buchveröffentlichungen. Mit dem Mauerfall, der Öffnung des Ostens und seiner Kammern und Archive gewann dieser Prozess noch an Schwungkraft. Eines nach dem anderen fielen die schmerzhaften Tabus der Deutschen, die Judenvernichtung, die Verbrechen der Wehrmacht, die

Raubzüge und Verschleppungen, die Vertreibung aus den Ostgebieten, die massenhaften Vergewaltigungen. Die Omertà der Nachkriegsgesellschaft verkehrte sich in der Vergangenheitsbewältigung ins Gegenteil. Sich dem Ungeheuerlichen zu stellen wurde Teil der deutschen Identität.

Die Selbstmordepidemie blieb aus dieser Gedächtnisoffensive ausgeklammert. Zwar meldeten sich nach der deutschen Vereinigung 1990 in Mecklenburg und Vorpommern Zeitzeugen und Regionalhistoriker zu Wort, die die Geschehnisse in Demmin, Neustrelitz, Neubrandenburg, Teterow und anderswo ans Licht brachten. Aber über den lokalen Rahmen hinaus fanden ihre Darstellungen keinen Widerhall. Dass sich in einer Provinzstadt zwei Stunden nördlich von Berlin einer der größten Massenselbstmorde der Geschichte zugetragen hat, hat die deutsche Gesellschaft nicht zur Kenntnis genommen. Es blieb eine Leerstelle, ein gleichgültiges Randphänomen in der geschichtsbesessenen Erinnerungskultur. Die Toten von Demmin, Berlin, Leipzig oder Siefersheim finden keinen Platz im deutschen Geschichtstableau, das von Tätern, Opfern und wenigen Helden handelt. Nichts davon lösen die Selbstmörder ein. Ihre Taten blieben so rein private Tragödien. Dabei erzählt jede dieser Geschichten davon, wie tief sich für die Deutschen nach jenen zwölf Jahren der Abgrund aufgetan hatte. So wie diese letzte Geschichte von Paul Kittel.

Am 26. Januar 1959 stand ein 55 Jahre alter kaufmännischer Angestellter vor dem Schwurgericht in Hannover. Paul Kittel war angeklagt des mehrfachen Totschlags, den er 14 Jahre zuvor in der mecklenburgischen Kleinstadt Malchin begangen haben sollte. Er hatte sich nach zehnjähriger sowjetischer Gefangenschaft 1955 in Westdeutschland niedergelassen, wo ihm nun der Prozess gemacht wurde.

Seine frühere Heimatstadt Malchin liegt etwa dreißig Kilometer südlich von Demmin, ebenfalls an der stillen, freundlichen Peene. Malchin und Demmin. Zwei Städte am selben Fluss, mit derselben Geschichte. Auch in Malchin marschierte am 30. April 1945 die Rote Armee ein. Die Innenstadt brannte zu großen Teilen nieder. In Scharen liefen die Leute zur Peene, um sich zu ertränken. 500 Menschen, so war später zu erfahren, sollen sich in Malchin innerhalb von drei Tagen umgebracht haben. Am 1. Mai nahm Paul Kittel die Pistole seines Nachbarn an sich, der bereits tot war. Er erschoss damit erst seine Frau und dann seine beiden Söhne Ullrich und Joachim, die 13 und 14 Jahre alt waren. Vor Gericht wurde vorgetragen, dass ihn alle drei

darum gebeten hätten. Als Paul Kittel die Waffe schließlich gegen sich selbst richtete, löste sich kein Schuss mehr. In der Pistole waren nur noch drei Kugeln gewesen. Er konnte sich selbst nicht mehr töten. Er konnte den »erweiterten Selbstmord«, wie es auf Rechtsdeutsch heißt, nicht zu Ende führen.

Das Schwurgericht erklärte Paul Kittel für die Tatzeit als unzurechnungsfähig. Was die Tage, Monate und Jahre zuvor in den Köpfen von ihm, seiner Frau und seiner Söhne vorgegangen war, konnte es verständlicherweise nicht beurteilen. Die *Hannoversche Zeitung* berichtete am nächsten Tag unter der Überschrift »Er lebt, weil eine Kugel fehlte« über den Fall. Der Reporter sah darin ein Drama von kaum zu überbietender Tragik, das eine ganze Familie vernichtet habe. Vom Totschlag wurde Paul Kittel freigesprochen. Aber die Last der Erinnerung, die er auf seinen Schultern trug, war vielleicht noch schlimmer als der Tod.

Quellenverweise

FLUSS OHNE BRÜCKEN

- »Wir erreichten ... Demmin.« Irene Bröker, So war's! Lebenserinnerungen 1922–1997, Deutsches Tagebucharchiv Emmendingen 131, S. 66.
- »In einem Sandweg ... zum Ausruhen.« Irene Bröker, So war's!, S. 66.
- »Elende Nacht ... Einlagen.« Gustav Adolf Skibbe, Kriegstagebücher 1944–1945, 13. 3., Deutsches Tagebucharchiv Emmendingen 1344, 1, o. S.
- »Alles drunter + drüber ... fast kopflos.« Gustav Adolf Skibbe, Kriegstagebücher, 15. 3.
- »ohne wesentlich bemerkenswertes« Gustav Adolf Skibbe, Kriegstagebücher, 24. 3.– 27. 3.
- »Ihr Braten und Brutzeln ... kein Ende.« Marie Dabs, Lebenserinnerungen, Lübeck 1984, S. 77.
- »Obgleich sie ... in Sicherheit bringen wollte!« Marie Dabs, Lebenserinnerungen, S. 78.
- »Nicht nur ... eine Wohltat.« Ursula Strohschein, Rote Armee in Demmin, Pommersche Zeitung 1. April 1995, 13/95, S. 16.
- »vollgestopft mit Fremden« Ursula Strohschein, Rote Armee in Demmin, S. 16.
- »Unruhe und Angst ... verschwand.« Ursula Strohschein, Rote Armee in Demmin, S. 16.
- »Die Auflösung war im Gange.« Wilhelm Damann, Die letzten Kriegstage 1945 in Demmin, Demminer Regionalmuseum Ztg 5093, Blatt 2.
- »Ich lief zum Rathaus ... mehr mächtig.« Marie Dabs, Lebenserinnerungen, S. 79.
- »über die Oder kommen die Russen nicht!« Marie Dabs, Lebenserinnerungen, S. 78.
- »Ich ahnungsloser Mensch.« Marie Dabs, Lebenserinnerungen, S. 67.
- »Warum tat ich es ... nahm seinen Lauf.« Marie Dabs, Lebenserinnerungen, S. 81.
- »Ich hatte mein dunkelgraues Kostüm ... über dem Arm.« Marie Dabs, Lebenserinnerungen, S. 80.
- »zwecks Absetzung« Gustav Adolf Skibbe, Kriegstagebücher, 28. 4.
- »Mord. Totschlag.« Gustav Adolf Skibbe, Kriegstagebücher, 30. 4.
- »fluchtartiges Absetzen« Gustav Adolf Skibbe, Kriegstagebücher, 30. 4.
- »Muttis Geburtstag ... aus Demmin.« Gustav Adolf Skibbe, Kriegstagebücher, 29. 4.
- »Das Telefon ... angelegt waren.« Irene Bröker, So war's!, S. 67.
- »Wir aber saßen ... in Demmin fest.« Irene Bröker, So war's!, S. 68.

KRIEG OHNE GRENZEN

- »Die Zeit ist gekommen ... bedrohen kann.« Aufruf des Kriegsrates der 2. Weißrussischen Front vom 16. April 1945.
- »Ausserdem will ich ... gehalten werden kann.« Adolf Hitler, Mein politisches Testament, Gegeben zu Berlin, den 29. April 1945, 4.00 Uhr, Bl. 4.
- »Der potentielle Selbstmörder par excellence« Sebastian Haffner, Germany: Jekyll & Hyde. 1939 – Deutschland von innen betrachtet, Berlin 1998, S. 24.
- »dass die Übergabe ... unmöglich ist.« Adolf Hitler, Mein politisches Testament, Bl. 6.
- »Ich möchte nicht ... geschehen kann.« Adolf Hitler zu Otto Günsche, in: Walter Kempowski, Das Echolot. Abgesang '45. Ein kollektives Tagebuch, München 2007, S. 224

- »Nachts nicht geschlafen ... jetzt schon?« Gustav Adolf Skibbe, Kriegstagebücher, 30. 4.
- »Zur gleichen Zeit ... die Kahldenbrücke.« Ursula Strohschein, Rote Armee in Demmin, S. 16.
- »Unser Nachbar ... bat er noch.« Ursula Strohschein, Rote Armee in Demmin, S. 44.
- »Nanni, blond, 19 Jahre, Otto, 15 Jahre« Marie Dabs, Lebenserinnerungen, S. 80.
- »Hätte ich das ... in die Ungewißheit mitgeben?« Marie Dabs, Lebenserinnerungen, S. 81.
- »Nanni ließ ihr Rad... schöne Stadt Demmin.« Marie Dabs, Lebenserinnerungen, S. 81.

DIE AUGEN DES FEINDES

- »Ich selbst ... den Tod.« Adolf Hitler, Mein privates Testament, Gegeben zu Berlin, den 29. April 1945, 4.00 Uhr, Bl. 3.
- »Es ist unser Wille ... geleistet habe.« Adolf Hitler, Mein privates Testament, Bl. 3
- »Wir vernahmen ... Geschrei und Schüsse.« Irene Bröker, So war's!, S. 67.
- »Als wir Detonationen hörten ... in den Ohren klopfen.« Irene Bröker, So war's!, S. 68.
- »Er aber meinte ... Flammen erkennen.« Irene Bröker, So war's!, S. 68/69.
- »Als wir wieder ... bis Gnoien.« Gustav Adolf Skibbe, Kriegstagebücher, 30. 4.
- »Wir jungen Frauen ... entgehen zu können.« Maria Buske, Erinnerungen, in: Norbert Buske, Das Kriegsende in Demmin. Berichte, Erinnerungen, Dokumente, Schwerin 2007, S. 50.
- »Er war zu intelligent ... für Hitler.« Wilhelm Damann, Die letzten Kriegstage 1945 in Demmin, Blatt 2.
- »Unsere Flurnachbarin ... Russen umlegen!« Wilhelm Damann, Die letzten Kriegstage 1945 in Demmin, Blatt 2.
- »Seine Tat ... auch geschämt.« Wilhelm Damann, Die letzten Kriegstage 1945 in Demmin, Blatt 3.
- »Gewehrshüsse peitschten ... augenblicklich zurück.« Ursula Strohschein, Rote Armee in Demmin, S. 16.
- »Sein Kopf war ... in ihren Zügen.« Hitlers Kammerdiener Heinz Linge, in: Walter Kempowski, Das Echolot. Abgesang '45. Ein kollektives Tagebuch, München 2007, S. 307.
- »Hier – da liegt ... Er brennt.« Erich Mansfeld zu Oberwachtmeister Hermann Karnau, in: Walter Kempowski, Das Echolot. Abgesang '45. Ein kollektives Tagebuch, München 2007, S. 308.
- »Warum sie ... diese Frage.« Norbert Buske, Das Geschehen, in: Norbert Buske, Das Kriegsende in Demmin. Berichte, Erinnerungen, Dokumente, Schwerin 2007, S. 14.
- »Meine Mutter ... auf der Luisenstraße.« Ursula Strohschein, Rote Armee in Demmin, S. 16.
- »Jedenfalls beschlich ... Vorahnungen.« Ursula Strohschein, Rote Armee in Demmin, S. 16.
- »Die Russen ... Zunge ab!« Karl Schlösser, Gespräch mit dem Verfasser, Demmin 15. 4. 2014.
- »Dann schnappte ... bewachte.« Karl Schlösser, Gespräch mit dem Verfasser, Demmin 15. 4. 2014.
- »Der so schöne, große Gutshof... weggeholt.« Marie Dabs, Lebenserinnerungen, S. 82.
- »Da stürzten ... das Feld geworfen.« Marie Dabs, Lebenserinnerungen, S. 83.
- »Aber dann sollten ... nicht werden.« Else R., Brief an Dr. Werner Kuhlmann, 28. 12. 1945, in: Norbert Buske, Das Kriegsende in Demmin. Berichte, Erinnerungen, Dokumente, Schwerin 2007, S. 31.
- »Gleich ging das Zittern ... ruhig wurde.« Else R., Brief, in: Norbert Buske, Das Kriegsende in Demmin, S. 31/32.

- »*Ilse war ...doch unmöglich!*« Norbert Buske, Das Geschehen, in: Norbert Buske, Das Kriegsende in Demmin. Berichte, Erinnerungen, Dokumente, Schwerin 2007, S. 32.
- »*Wir waren ... dem Teppich lag.*« Norbert Buske, Das Geschehen, in: Norbert Buske, Das Kriegsende in Demmin, S. 16.

TURM DER FINSTERNIS

- »*Es war eine kalte ... brennenden Stadt.*« Marie Dabs, Lebenserinnerungen, S. 83.
- »*Bekommen auf die Straße ... Feuer!*« Ursula Strohschein, Rote Armee in Demmin, S. 16.
- »*Tag und Nacht ... Qualmwolken.*« Ursula Strohschein, Rote Armee in Demmin, S. 16.
- »*Unser schöner, großer Kirchturm ... zu sehen.*« Marie Dabs, Lebenserinnerungen, S. 86.
- »*Wir müssen alle sofort hier raus.*« Karl Schlösser, Gespräch mit dem Verfasser, Demmin 15.4.2014.
- »*Wir kommen ... Vater!*« Karl Schlösser in: Tief vergraben, nicht dran rühren, Spiegel Spezial 30.3.2005.
- »*Leider hat ... Wahrheit schildern.*« Else R., Brief, in: Norbert Buske, Das Kriegsende in Demmin, S. 31.
- »*Für Sie, Else.*« Else R., Brief, in: Norbert Buske, Das Kriegsende in Demmin, S. 32.
- »*Ich weiß nicht ... im Bett lagen.*« Else R., Brief, in: Norbert Buske, Das Kriegsende in Demmin, S. 33.
- »*Die erschreckende Antwort ... in ihrem Blut!*« Marie Dabs, Lebenserinnerungen, S. 84.
- »*Ich bat ... gingen fort.*« Marie Dabs, Lebenserinnerungen, S. 84.
- »*Wie wir am nächsten Morgen ... gegangen.*« Marie Dabs, Lebenserinnerungen, S. 85.
- »*Kaum hatten ... auf uns zukommen.*« Lotte-Lore Martens, Erinnerungen zum Kriegsende in Demmin, in: Norbert Buske, Das Kriegsende in Demmin. Berichte, Erinnerungen, Dokumente, Schwerin 2007, S. 26.
- »*Mit dem Rauch ... in den Fluten.*« Lotte-Lore Martens, Erinnerungen, in: Norbert Buske, Das Kriegsende in Demmin, S. 28.
- »*Einige Frauen ... das Geschehen verkräftet?*« Lotte-Lore Martens, Erinnerungen, in: Norbert Buske, Das Kriegsende in Demmin, S. 28.
- »*Es war ein Leben ... an verschiedenen Orten.*« Irene Bröker, So war's!, S. 70.
- »*Wir erfuhren ... ganzen Tag über.*« Irene Bröker, So war's!, S. 70.
- »*Niemand wird wissen ... begraben haben.*« Irene Bröker, So war's!, S. 71.
- »*Schließlich kam ... Erdbodenstelle weiter.*« Irene Bröker, So war's!, S. 71.
- »*Er zog ... tapfer daran.*« Irene Bröker, So war's!, S. 73.
- »*Als die Frau ... davon ab.*« Irene Bröker, So war's!, S. 73.
- »*Das klingt ... begreiflich finden.*« Irene Bröker, So war's!, S. 73.

DIE GEISTER VON DEMMIN

- »*Die verwaiste Zahnarztpraxis ... zugetragen hatte.*« Ursula Strohschein, Rote Armee in Demmin, S. 16.
- »*Über der Stadt ... vielen Toten.*« Karl Schlösser, Gespräch mit dem Verfasser, Demmin 15.4.2014.
- »*Täglich bewegte ... am Fluss.*« Lotte-Lore Martens, Erinnerungen, in: Norbert Buske, Das

Kriegsende in Demmin, S. 29.

»Nun, lieber Werner ... erneuern.« Else R., Brief, in: Norbert Buske, Das Kriegsende in Demmin, S. 35.

»Tierarzt« Wareneingangsbuch der Demminer Friedhofsgärtnerei 1945.

»Der Tod erfolgte durch Selbstmord (erhängen)« etc. Sterbebücher des Standesamtes Demmin 1945, Band 1 (1–300), Band 2 (301–700), Band 3 (701–1100).

RUFER AUS DEM TRÜMMERTEMPEL

»Der Gemeindesaal war brechend voll.« Jacob Kronika, Der Untergang Berlins, Flensburg 1946, S. 40.

»etwas von einem ... diesem Singen.« Jacob Kronika, Der Untergang Berlins, S. 51.

»Dazu haben ... sonderbaren Gottesdienst.« Jacob Kronika, Der Untergang Berlins, S. 40.

»Es besteht ... Ausweg.« Jacob Kronika, Der Untergang Berlins, S. 41.

»Ich kann ... Verbrechen.« Jacob Kronika, Der Untergang Berlins, S. 18.

»Er ist verzweifelt ... freizumachen.« Jacob Kronika, Der Untergang Berlins, S. 19.

»Rebellion des Krieges gegen den Frieden« Jacob Kronika, Der Untergang Berlins, S. 9.

»Wilhelm II. ... gesagt.« Jacob Kronika, Der Untergang Berlins, S. 40.

»Goebbels schlägt ... letzten Ausweg.« Jacob Kronika, Der Untergang Berlins, S. 39.

»Die größte Verantwortung ... Goebbels.« Jacob Kronika, Der Untergang Berlins, S. 41.

EINE WELLE ROLLT INS REICH

»Ein weiteres Leben ... Sieg.« In: Christian Goeschel, Selbstmord im Dritten Reich, Berlin 2011, S. 213.

»Noch war es ... zu geben.« Hans Graf von Lehndorff, Ostpreußisches Tagebuch. Aufzeichnungen eines Arztes aus den Jahren 1945–1947, München 2005, S. 9.

»Jeder mochte ... Land werden?« Hans Graf von Lehndorff, Ostpreußisches Tagebuch, S. 9.

»Unterm Russ' ... zu finden.« Hans Graf von Lehndorff, Ostpreußisches Tagebuch, S. 18.

»Es ist ... wird.« Hans Graf von Lehndorff, Ostpreußisches Tagebuch, S. 18.

»Sie stehen nicht ... spricht.« Hans Graf von Lehndorff, Ostpreußisches Tagebuch, S. 24/25.

»Dann sind wir ... das Vaterunser.« Hans Graf von Lehndorff, Ostpreußisches Tagebuch, S. 25.

»Als wir ... Gas vergiftet!« Hans Graf von Lehndorff, Ostpreußisches Tagebuch, S. 25.

»um der Ansteckungsgefahr des Selbstmordes entgegenzuwirken.« Hans Graf von Lehndorff, Ostpreußisches Tagebuch, S. 62.

»Ein Stachel ... ist genug.« Hans Graf von Lehndorff, Ostpreußisches Tagebuch, S. 75.

»Du kannst hier ... Unmögliches verlangt.« Hans Graf von Lehndorff, Ostpreußisches Tagebuch, S. 76.

»In mir ... innerlich tot?« Hans Graf von Lehndorff, Ostpreußisches Tagebuch, S. 153.

»Tote sitzen ... in den Betten.« Erlebnisbericht der L. S. aus Groß-Nappern, in: Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße, Band 1, Vorwort, München 2004, Nr. 7, S. 25.

»Schauder ... Familie vergiften.« Erlebnisbericht der Medizinstudentin Josefine Schleiter aus

- Osterode, in: Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße, Bd. 1, Nr. 8, S. 31.
- »*Der dienstälteste ... erschossen.*« Bericht des Oberleutnants a. D. C. G. aus Posen, in: Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße, Bd. 1, Nr. 14, S. 59.
- »*Im Laufe ... hingen.*« Erlebnisbericht des K. W. aus Tempelburg, Kreis Neustettin i. Pom., in: Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße, Bd. 1, Nr. 53, S. 208.
- »*Als ich ... durch Freitod beendet.*« Erlebnisbericht von Max Krüger aus Treptow, Kreis Greifenberg i. Pom., in: Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße, Bd. 1, Nr. 59, S. 229.
- »*Auf dem Friedhof ... gelegt.*« Erlebnisbericht von Kurt Kath aus Belgard i. Pom., in: Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße, Bd. 1, Nr. 61, S. 237.
- »*Es ist ... in den Tod gingen.*« Bericht des Pfarrers Barckow aus Lauenburg i. Pom., in: Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße, Bd. 1, Nr. 68, S. 266.
- »*Es sind in der Försterei ... gegangen.*« Erlebnisbericht von Frau Frieda Volckmann aus Dambitzen i. Westpr., in: Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße, Bd. 1, Nr. 72, S. 274.
- »*Mehrere Deutsche ... Pulsadern.*« Erlebnisbericht des Pastors Heinrich Dinkelmann aus Labischin (Lüderitz) i. Posen, in: Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße, Bd. 1, Nr. 96, S. 360.
- »*Die junge Frau ... dagelassen.*« Erlebnisbericht des Gendarmeriebeamten a. D. Friedrich Paetzold aus Kurzig, Kreis Meseritz i. Brandenbg., in: Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße, Bd. 1, Nr. 105, S. 399.
- »*Frau Schneidermeister ... dann selbst.*« Erlebnisbericht des Bauern Karl Tiffert aus Lossen, Kreis Brieg i. Niederschles., in: Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße, Bd. 1, Nr. 116, S. 432.
- »*In der Nacht ... gekommen.*« Erlebnisbericht von Frau G. F. aus Kanth, Landkreis Breslau, in: Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße, Bd. 1, Nr. 122, S. 453.
- »*In diesen Tagen ... unbeschreiblich.*« Erlebnisbericht von Frau Selma Birke aus Liegnitz i. Niederschles., in: Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße, Bd. 1, Nr. 127, S. 468.
- »... *begingen mein Onkel ... davongelaufen.*« Protokollarische Aussage des Landhelfers Kurt Lachmann aus Possen, Kreis Bunzlau i. Niederschles., in: Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße, Bd. 1, Nr. 129, S. 475/476.
- »*Immer mehr ... verübten.*« Erlebnisbericht des Pianisten Wilhelm Mittag aus Sternberg, in: Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus der Tschechoslowakei, Band 2, München 2004, Nr. 8, S. 29.
- »*Am Abend ... den Freitod.*« Erlebnisbericht des Dipl.-Ing. Josef Kuhn aus Mährisch Schönberg, in: Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus der Tschechoslowakei, Bd. 2, Nr. 10, S. 35.

- »Der Krieg ... schweigen.« Hildegard Theinert, Der letzte Eintrag, in: Hans Richard Schittny, Erinnerungen, Deutsches Tagebucharchiv Emmendingen 1106, S. 12.
- »Die Gerüchte ... geschehen?« Hildegard Theinert, Der letzte Eintrag, S. 12.
- »SS, Feldgendarmarie ... kommen.« Hildegard Theinert, Der letzte Eintrag, S. 12.
- »Johannes hatte ... gewechselt.« Hildegard Theinert, Der letzte Eintrag, S. 12.
- »Das Leben ... verloren.« Hildegard Theinert, Der letzte Eintrag, S. 12/13.
- »Dann würden wir ... gehen.« Hildegard Theinert, Der letzte Eintrag, S. 12.
- »Farbig glitzernd ... Wellen.« Hildegard Theinert, Der letzte Eintrag, S. 13.
- »Von unserer Wohnung ... geschenkt.« Hildegard Theinert, Der letzte Eintrag, S. 13.
- »Wie schön ... zur Festung.« Hildegard Theinert, Der letzte Eintrag, S. 13.
- »Nun ist ... häufen sich.« Hildegard Theinert, Der letzte Eintrag, S. 13.
- »Es sind nur ... für immer!« Hildegard Theinert, Der letzte Eintrag, S. 13.
- »Wer wird ... einen Sinn?« Hildegard Theinert, Der letzte Eintrag, S. 13.

HÖLLENMASCHINE

- »Ich habe mich ... zu befreien.« Abschiedsbrief von Generalmajor a. D. Karl Bernhard Wilhelm von Brozowski, in: Ursula Baumann, Vom Recht auf den eigenen Tod. Die Geschichte des Suizids vom 18. bis zum 20. Jahrhundert, Weimar 2001, S. 377.
- »Ich erinnere mich ... alle tot.« Ludmila Woloshina, in: Eleonore Wolf, Das Kriegsende 1945 in Neubrandenburg, in: Zeitgeschichte regional. Mitteilungen aus Mecklenburg-Vorpommern, 9. Jahrgang, Heft 1, Juli 2005, S. 7.
- »An jeden einzelnen ... bekommt?« Renate Meinhof, Das Tagebuch der Maria Meinhof. April 1945 bis März 1946 in Pommern. Eine Spurensuche, Reinbek bei Hamburg 2006, S. 15.
- »Das Getrampel der Soldatenstiefel.« Tagebuch der Maria Meinhof, S. 52.
- »Der Sonntag ... zu denken.« Tagebuch der Maria Meinhof, S. 52.
- »Da ergriffen ... Ende gemacht« Tagebuch der Maria Meinhof, S. 54/55.
- »Werfen Sie mir meine Kinder nach.« Tagebuch der Maria Meinhof, S. 70.
- »Ich könnte ... erzählen.« Tagebuch der Maria Meinhof, S. 56.
- »Höllmaschine, einen gigantischen Fleischwolf« Günter Jacobi, in: Nils Köhler, Das Drama von Alt Teterin 1945 – ein Projektbericht, in: Zeitgeschichte regional. Mitteilungen aus Mecklenburg-Vorpommern 14. Jahrgang Heft 1, Juli 2010, S. 93.

DER TOD IM WESTEN

- »Ich stelle ... keine Antwort.« Johann Radein, Wir sind wieder einmal davongekommen, Deutsches Tagebucharchiv Emmendingen 1300, S. 200.
- »Ich wage ... traute Szene.« Johann Radein, Wir sind wieder einmal davongekommen, S. 200.
- »Ich erfahre ... immer gesagt.« Johann Radein, Wir sind wieder einmal davongekommen, S. 201.
- »Deine Zeit ... fügen.« Johann Radein, Wir sind wieder einmal davon gekommen, S. 201.
- »Unvergessen ... Friedhof bringen.« Johann Radein, Wir sind wieder einmal davongekommen, S. 201.
- »Jahr des ... Waisen.« Leopold Reitz, Jahre im Dunkel, Neustadt an der Weinstraße 1959, S. 46.

- »Der Tod ... geworden.« Leopold Reitz, Jahre im Dunkel, S. 39.
- »Die neue Tageslosung ... fürchterlich.« Leopold Reitz, Jahre im Dunkel, S. 130.
- »Wie der Soldat ... Soldatentod.« Leopold Reitz, Jahre im Dunkel, S. 106.
- »Erhängt, erschossen ... trinken.« Leopold Reitz, Jahre im Dunkel, S. 152.
- »Die Todesliste ... überredet werden.« Leopold Reitz, Jahre im Dunkel, S. 199.
- »Ich sah ... so klaren Augen.« Mathilde Wolff-Mönckeberg, Briefe, die sie nicht erreichten. Briefe einer Mutter an ihre fernen Kinder in den Jahren 1940–1946, Hamburg 1980, S. 30/31.
- »Frau S. ... Pfannkuchen.« Mathilde Wolff-Mönckeberg, Briefe, die sie nicht erreichten, S. 101.
- »Es tut ... zwingt mich dazu.« in: Christian Goeschel, Selbstmord im Dritten Reich, S. 252.
- »Eine Freundin ... die einzige.« Doris E., in: Lothar Steinbach, Ein Volk, ein Reich, ein Glaube? Ehemalige Nationalsozialisten und Zeitzeugen berichten über ihr Leben im Dritten Reich, Bonn 1983, S. 94.
- »Eine Selbstmordwelle ... zu verabschieden.« Udo von Alvensleben, Lauter Abschiede. Tagebuch im Kriege, Frankfurt 1971, S. 448.
- »Ich sah ... zu überdecken.« Horst Wilking, in: Walter Kempowski, Das Echolot. Abgesang '45, S. 327.

DIE WACHSFIGUREN VON LEIPZIG

- »Was war ... gefressen?« Margaret Bourke-White, Deutschland, April 1945, München 1979, S. 79.
- »Ich weiß ... Terror durchwirkt.« Margaret Bourke-White, Deutschland, April 1945, S. 79.
- »Tod schien ... Ausweg.« Margaret Bourke-White, Deutschland, April 1945, S. 62.
- »Während ... selbst zu vernichten.« Margaret Bourke-White, Deutschland, April 1945, S. 64.
- »Es war ... fotografieren.« Margaret Bourke-White, Deutschland, April 1945, S. 64.
- »Dieses kurze Aufleuchten ... zu kommen.« Margaret Bourke-White, Deutschland, April 1945, S. 64/65.
- »Fahren Sie ... Wachskabinett!« Margaret Bourke-White, Deutschland, April 1945, S. 68.
- »Auf den massiven ... ausgebreitet.« Margaret Bourke-White, Deutschland, April 1945, S. 68.
- »In einem Nachbarzimmer ... neben sich.« Margaret Bourke-White, Deutschland, April 1945, S. 68/69.
- »Deutschland ... von Schizophrenen.« Lee Miller, Der Krieg ist aus. Deutschland 1945, Berlin 1995, S. 7.
- »Die Liebe ... nahmen Gift.« Lee Miller, Der Krieg ist aus, S. 12.
- »Ein Mädchen ... wächsern und stumpf.« Lee Miller, Der Krieg ist aus, S. 12.
- »Unsere herrliche Idee ... geben werde.« Magda Goebbels, Brief an Harald Quandt, 28. April 1945.

HAUPTSTADT OHNE HOFFNUNG

- »Die enge Verbindung ... Dauer.« Margret Boveri, Tage des Überlebens. Berlin 1945, München 1970, S. 8.
- »Ich hatte ... einen schmerzlosen Tod.« Margret Boveri, Tage des Überlebens, S. 108.
- »In den letzten Tagen ... gegen Gift.« Margret Boveri, Tage des Überlebens, S. 109.
- »Ist es ... Leben und Tod ...?« Jacob Kronika, Der Untergang Berlins, S. 42.

- »*Mut, Willen ... Zukunft kostet.*« Jacob Kronika, Der Untergang Berlins, S. 76.
- »*Nicht sehr viele Menschen ... ankommt.*« Jacob Kronika, Der Untergang Berlins, S. 91.
- »*Ohne Zweifel ... nie erfahren.*« Jacob Kronika, Der Untergang Berlins, S. 92.
- »*Man hat Möglichkeiten ... rast!*« Jacob Kronika, Der Untergang Berlins, S. 92.
- »*Eine Menge von ... rechten Augenblick.*« Jacob Kronika, Der Untergang Berlins, S. 124.
- »*Wir sehen ... vorfinden würden.*« Jacob Kronika, Untergang Berlins, S. 124.
- »*Wenn man Euch ... einer Mädchenklasse.*« Ruth Andreas-Friedrich, Schauplatz Berlin. Tagebuchaufzeichnungen 1945 bis 1948, Frankfurt am Main 1984, S. 23.
- »*Es ist aus ... Er ging.*« Friederike Grensemann in: Walter Kempowski, Das Echolot. Abgesang '45. Ein kollektives Tagebuch, München 2007, S. 81.
- »*Mich zu entscheiden ... in den Hals!*« Friederike Grensemann, in: Walter Kempowski, Das Echolot, S. 300.
- »*Die Flucht ... ist Sünde.*« Jacob Kronika, Der Untergang Berlins, S. 194.
- »*Sollen wir ... werden sollte.*« Jacob Kronika, Der Untergang Berlins, S. 193.

IM DUNKEL DER ZAHLEN

- »*Aus Furcht vor ... ausgelöscht.*« Brief der Kreisangestellten I. R. aus Schönlanke, Netzekreis i. Pom., in: Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße, Bd. 2, Nr. 196, S. 214.

DIE WUNDE DEUTSCHLAND

- »*Aus den Hörmuscheln ... sein musste.*« Melita Maschmann, Fazit. Mein Weg in der Hitler-Jugend, München 1979, S. 11.
- »*Sie liebte Deutschland ... Freudiges.*« Melita Maschmann, Fazit, S. 10.
- »*Ehe ich ... Gefährdetes.*« Melita Maschmann, Fazit, S. 10.
- »*Eine Auffassung ... abhängig zu sein.*« Gerhard Starcke, Mit Stenoblock und Kübelwagen. Berichte meines Lebens 1907–1972, Deutsches Tagebucharchiv Emmendingen 1479, S. 87.
- »*So tief ... aufgerissen.*« Gerhard Starcke, Mit Stenoblock und Kübelwagen, S. 63.
- »*Die Zeit ... heraufzubeschwören.*« Ilse Cordes, Erinnerungen an den Sohn 1921–1941, Deutsches Tagebucharchiv Emmendingen 1428/II, S. 1.
- »*Beide sind fast unzertrennlich ... zuleide tut!*« Ilse Cordes, Erinnerungen an den Sohn, S. 1.
- »*So wächst ... werden soll.*« Ilse Cordes, Erinnerungen an den Sohn, S. 2.
- »*Tag für Tag ... bewahrt.*« Ilse Cordes, Erinnerungen an den Sohn, S. 3.
- »*Es war nicht ... geboren waren.*« Melita Maschmann, Fazit, S. 14.
- »*Das war in Deutschland ... Zuflucht erschien.*« Gerhard Starcke, Mit Stenoblock und Kübelwagen, S. 78.
- »*Ich weiß ... einsam bin.*« Renate Finkh, Sie versprachen uns die Zukunft. Eine Jugend im Nationalsozialismus, Tübingen 2002, S. 31.
- »*Von den Armen ... stärker.*« Renate Finkh, Sie versprachen uns die Zukunft, S. 50.
- »*Die Männer ... Lindenhof.*« Renate Finkh, Sie versprachen uns die Zukunft, S. 50.
- »*Sex, Mord ... Blutvergießen.*« Sefton Delmer, Die Deutschen und ich, Hamburg 1963, S. 75.

- »Wenn ich jetzt ... Vesuvausbruchs.« Sefton Delmer, Die Deutschen und ich, S. 75.
- »Es herrscht ... des Abgrenzens.« Stéphane Roussel, Die Hügel von Berlin. Erinnerungen an Deutschland, Reinbek bei Hamburg 1989, S. 34.
- »Es hat mich ... manchmal.« Sebastian Haffner, Geschichte eines Deutschen. Die Erinnerungen 1914–1933, München 2002, S. 59.
- »Ja, mein Vater ... verstehen wollten.« Sebastian Haffner, Geschichte eines Deutschen, S. 59.
- »Jene hemmungslos ... Dynamik.« Sebastian Haffner, Geschichte eines Deutschen, S. 54.
- »Ungefähr zwanzig Jahrgänge ... Gefahr.« Sebastian Haffner, Geschichte eines Deutschen, S. 70.

HUNGERN UND SCHWÄRMEN

- »Allmählich war die Stimmung ... Leben fristeten.« Sebastian Haffner, Geschichte eines Deutschen, S. 65.
- »Mir erschien ... Machtstellung zu verhelfen.« Sefton Delmer, Die Deutschen und ich, S. 98.
- »Es gab ... Türe öffnete.« Reiner Hamm, Erinnerungen, Deutsches Tagebucharchiv Emmendingen 1815, 2, S. 81.
- »Der Eindruck ... etwas bewegte.« Reiner Hamm, Erinnerungen, S. 82.
- »Dabei bemerkte ich ... bewegt war.« Reiner Hamm, Erinnerungen, S. 85.
- »Uns Deutschen ... Abwägen und Abwarten.« Gerhard Starcke, Mit Stenoblock und Kübelwagen, S. 88.
- »Das alles ... usw. dachte.« Gerhard Starcke, Mit Stenoblock und Kübelwagen, S. 92.
- »Wenn sie ... Auch uns.« Renate Finkh, Sie versprachen uns die Zukunft, S. 58.
- »Früher hatte er nie ... sagte er.« Renate Finkh, Sie versprachen uns die Zukunft, S. 60/61.
- »Immer wieder ... ich spüre es.« Renate Finkh, Sie versprachen uns die Zukunft, S. 61.
- »Irgendetwas ist ... das Feuer.« Renate Finkh, Sie versprachen uns die Zukunft, S. 62.
- »Ein Kind ... Retter gefunden.« M. Hofmann, Der Retter, ohne Datum, in: Henrik Eberle (Hg.), Briefe an Hitler. Ein Volk schreibt seinem Führer. Unbekannte Dokumente aus Moskauer Archiven – zum ersten Mal veröffentlicht, Bergisch Gladbach 2007, S. 117.
- »Aber keiner war ... keine Überzeugung.« René Juvet, Ich war dabei. 20 Jahre Nationalsozialismus 1923–1943. Ein Tatsachenbericht, Zürich 1944, S. 18.
- »Wenngleich Brüning ... sein werde.« René Juvet, Ich war dabei, S. 24.

FACKELN IM WINTER, VEILCHEN IM MÄRZ

- »Ich habe ... in Süddeutschland erlebt.« René Juvet, Ich war dabei, S. 26.
- »Im allgemeinen ... ausgesprochen bedrückt.« René Juvet, Ich war dabei, S. 31.
- »Alles lacht ... von ihnen gewichen.« Ilse Cordes, Erinnerungen an den Sohn, S. 10.
- »Es scheint ... geworden sind.« Ilse Cordes, Erinnerungen an den Sohn, S. 10.
- »Keine Parole ... magischen Glanz.« Melita Maschmann, Fazit, S. 8.
- »Ihre dunklen Augen ... anziehend.« Melita Maschmann, Fazit, S. 7.
- »Was war ich ... mitgetragen zu werden.« Melita Maschmann, Fazit, S. 8/9.
- »Es ging ... Tod und Leben.« Melita Maschmann, Fazit, S. 9.
- »Ich wollte ... mit unzähligen Altersgenossen.« Melita Maschmann, Fazit, S. 9.

- »Die Leute ... Hitler näher sind.« Stéphane Roussel, Die Hügel von Berlin, S. 73.
- »Männer und Frauen ... Tränen über das Gesicht.« Stéphane Roussel, Die Hügel von Berlin, S. 71.
- »Es gibt wenig so Komisches ... zusahen.« Sebastian Haffner, Geschichte eines Deutschen, S. 104
- »Aber ich besaß ... gewesen wäre.« Sebastian Haffner, Geschichte eines Deutschen, S. 102.
- »Das waren ... business as usual.« Sebastian Haffner, Geschichte eines Deutschen, S. 109.
- »Wo lag die eigentliche Realität?« Sebastian Haffner, Geschichte eines Deutschen, S. 109.
- »Seine Augen ... zu führen.« Sefton Delmer, Die Deutschen und ich, S. 148.
- »Hitler selbst ... zu retten.« Sefton Delmer, Die Deutschen und ich, S. 150.
- »Im Jahre 1933 ... zweitrangig.« Reiner Hamm, Erinnerungen, S. 93.
- »Darstellungen Hitlers ... in München sah.« Reiner Hamm, Erinnerungen, S. 97.
- »Je rascher ... alle Konsequenzen daraus.« René Juvet, Ich war dabei, S. 31/32.
- »Wenn mein Glaube ... hinweisen zu können.« Melita Maschmann, Fazit, S. 14/15.
- »Da meine Eltern ... Jugend.« Melita Maschmann, Fazit, S. 17.
- »Eben weil ich ... zu entwerfen pflegte.« Melita Maschmann, Fazit, S. 19.
- »Darum blieb ich ... zusammenleben würden.« Melita Maschmann, Fazit, S. 21.
- »Viele, die gestern noch ... den anderen an.« Stéphane Roussel, Die Hügel von Berlin, S. 107.
- »Von der Angst ... preußischen Junkers.« Stéphane Roussel, Die Hügel von Berlin, S. 108.
- »Die Geschichte ... ihrer Kostümjacke.« Stéphane Roussel, Die Hügel von Berlin, S. 109.

TEIL VON ETWAS GROSSEM

- »Da geschieht es ... ungeahnte Bedeutung.« Renate Finkh, Sie versprachen uns die Zukunft, S. 114.
- »Es ist die erste ... mitten durchs Herz.« Renate Finkh, Sie versprachen uns die Zukunft, S. 115.
- »Ich bin kein ... heißt Deutschland.« Renate Finkh, Sie versprachen uns die Zukunft, S. 116.
- »Wir führten ... in der Mark!« Ilse Cordes, Erinnerungen an den Sohn, S. 13.
- »Wie sieht der Junge ... bleich im Gesicht.« Ilse Cordes, Erinnerungen an den Sohn, S. 20.
- »Gerade in dieser ... Denkmal gesetzt.« Ilse Cordes, Erinnerungen an den Sohn, S. 15.
- »Ich habe die Zeit ... ewig so fort.« Johann Radein, Wir sind wieder einmal davongekommen, S. 14.
- »Das Treueversprechen ... Nachhausewege begleitet.« Johann Radein, Wir sind wieder einmal davongekommen, S. 67.
- »Es ist ein Erlebnis ... zu marschieren.« Johann Radein, Wir sind wieder einmal davongekommen, S. 91.
- »Meine Jugend ... schweigende Mehrheit.« Lore Walb, Ich, die Alte – Ich, die Junge. Konfrontation mit meinen Tagebüchern 1933–1945, Berlin 1997, S. 24.
- »Ich erinnere mich ... einzusetzen.« Lore Walb, Ich, die Alte – Ich, die Junge, S. 72.
- »Einer für alle, alle ... einzelnen ist kein Volk.« Lore Wolb, Ich, die Alte – Ich, die Junge, S. 72.
- »So wie ich im Traum ... Hitlers Bild hoch.« Lore Walb, Ich, die Alte – Ich, die Junge, S. 88.
- »Wir waren ... Besonderes.« Lore Walb, Ich, die Alte – Ich, die Junge, S. 72.
- »Wir waren sehr beliebt ... etwas Besonderes.« Lore Walb, Ich, die Alte – Ich, die Junge, S. 108.
- »Wir Referendare ... den gewaltigen Aufgaben!« Sebastian Haffner, Geschichte eines Deutschen,

S. 191.

»Jetzt marschierten wir ... Angst vor mir.« Sebastian Haffner, Geschichte eines Deutschen, S. 253.

»In einem großem ... Recht kommt?« Sebastian Haffner, Geschichte eines Deutschen, S. 278.

»Man ist unter ... furchtbar entwertet.« Sebastian Haffner, Geschichte eines Deutschen, S. 285.

EIN SPALT IN DER SEELE

»Man hat auch ... anstellen müssen.« Melita Maschmann, Fazit, S. 21.

»Die Eltern klagten ... vorgelebt.« Melita Maschmann, Fazit, S. 41.

»Damals dachte ich ... Schuld auf sich lädt.« Melita Maschmann, Fazit, S. 43.

»Aber es widersprach ... vorzugehen.« Renate Finkh, Sie versprachen uns die Zukunft, S. 78.

»Ich musste sie verdrängen ... immer wieder durch.« Renate Finkh, Sie versprachen uns die Zukunft, S. 80.

»Immer wieder ... Verstimmung anhielt.« Johann Radein, Wir sind wieder einmal davongekommen, S. 104.

»War aber der ›Dienst ... sehr einsam.« Johann Radein, Wir sind wieder einmal davongekommen, S. 104.

»Dennoch war es ... stattfand.« Sebastian Haffner, Geschichte eines Deutschen, S. 135.

»Es geht nur ... zum Realitätsverlust.« Sebastian Haffner, Geschichte eines Deutschen, S. 203.

DIE GLÜCKLICHEN JAHRE

»Die Hände hoch ... Militärflugplatz.« Marie Dabs, Lebenserinnerungen, S. 54.

»Ich dekorierte ... brauchten.« Marie Dabs, Lebenserinnerungen, S. 55.

»Alle wollten ... Komplimente bekam.« Marie Dabs, Lebenserinnerungen, S. 61/62.

»Papa strahlte ... recht behalten hatte.« Renate Finkh, Sie versprachen uns die Zukunft, S. 76.

»Oft saß ich ... stolz auf mich war.« Renate Finkh, Sie versprachen uns die Zukunft, S. 97.

»Bei diesem Anblick ... 14-jährigen Lebens.« Lore Walb, Ich, die Alte – Ich, die Junge, S. 35/36.

»Wir leben ... folgt der anderen.« Lore Walb, Ich, die Alte – Ich, die Junge, S. 75.

»Wenn er der Welt ... sein Ziel.« Lore Walb, Ich, die Alte – Ich, die Junge, S. 76.

»Wer das grauenhafte ... eines Sinnes war.« René Juvet, Ich war dabei, S. 40.

»Du bist kleinlich ... Hitler hätte.« René Juvet, Ich war dabei, S. 43.

»Er hatte seinem Volk ... zufrieden sein.« René Juvet, Ich war dabei, S. 74.

VERLIEBT IN DEN FÜHRER

»Ein blühendes, glückliches ... verliebt in Hitler.« Sefton Delmer, Die Deutschen und ich, S. 288.

»Sie beteten ... zu jubeln hatten.« Sefton Delmer, Die Deutschen und ich, S. 288.

»Sie alle ... Autorität über ihresgleichen.« Sefton Delmer, Die Deutschen und ich, S. 289.

»Und plötzlich bricht ... Türen in die Halle.« Stéphane Roussel, Die Hügel von Berlin, S. 88.

»Seit Hitlers Eintreffen ... ohne ihn zu erreichen.« Stéphane Roussel, Die Hügel von Berlin, S. 87.

»Du bist es ... und du.« Stéphane Roussel, Die Hügel von Berlin, S. 91.

»Er antwortet ... für Sie gesprochen.« Stéphane Roussel, Die Hügel von Berlin, S. 94.

- »*Auch meine Gefühle ... mit meinen Gedanken.*« Johann Radein, Wir sind wieder einmal davongekommen, S. 184.
- »*Der Blick seiner ... erkennt jeden Makel.*« Gerhard Starcke, Mit Stenoblock und Kübelwagen, S. 103.
- »*Fast könnte ich ... auf mich zu.*« Martin Sieg, Im Schatten der Wolfsschanze. Hitlerjunge auf der Suche nach dem Sinn, Münster 1997, S. 24.
- »*Schließlich sah ich ... die Hand.*« Martin Sieg, Im Schatten der Wolfsschanze, S. 61.
- »*Ich fühlte eine gewisse ... die Szene.*« Martin Sieg, Im Schatten der Wolfsschanze, S. 61.

DER GERUCH DER ANGST

- »*Eine Sekunde lang ... kritisch zu bedenken.*« Melita Maschmann, Fazit, S. 58.
- »*Im übrigen verdrängte ... fortgerissen hätten.*« Melita Maschmann, Fazit, S. 58.
- »*Dies alles hat ... herausfinden kann.*« Renate Finkh, Sie versprachen uns die Zukunft, S. 124.
- »*Aber du und ich ... über Nacht nicht.*« Renate Finkh, Sie versprachen uns die Zukunft, S. 125.
- »*Genau erinnere ich mich ... nichts zu tun!*« Lore Walb, Ich, die Alte – Ich, die Junge, S. 120.
- »*Ich fragte ihn ... klar geworden.*« René Juvet, Ich war dabei, S. 82.
- »*Großer Gott! ... Nächte nicht schlafen.*« Marie Dabs, Lebenserinnerungen, S. 67.
- »*Das alles konnte, überhaupt ... ahnungsloser Mensch.*« Marie Dabs, Lebenserinnerungen, S. 67.
- »*In meinem kleinen ... Nationalhymne auf.*« René Juvet, Ich war dabei, S. 95.
- »*Ich erinnere mich ... der gleiche Schreck ab.*« Melita Maschmann, Fazit, S. 59.
- »*Wer ein Wofür ... fast jedes Wie.*« Melita Maschmann, Fazit, S. 64.

SIEGER SEIN

- »*Letzte große Prüfung des Schicksals.*« Gerhard Starcke, Mit Stenoblock und Kübelwagen, S. 181.
- »*Jetzt erst ... wie unseren Vätern.*« Gerhard Starcke, Mit Stenoblock und Kübelwagen, S. 188.
- »*Es ließ bei uns ... nicht naturnotwendig.*« Gerhard Starcke, Mit Stenoblock und Kübelwagen, S. 188.
- »*Ich sagte mir ... entgegenstanden.*« Melita Maschmann, Fazit, S. 73.
- »*Damals erwarb ich ... zu unterdrücken.*« Melita Maschmann, Fazit, S. 71.
- »*Unsere Existenz ... schönen Dienst hineingerufen.*« Melita Maschmann, Fazit, S. 76.
- »*Ein Deutschland ... entwickeln kann.*« Ilse Cordes, Erinnerungen an den Sohn, S. 17.
- »*Ihr Lieben! ... habe es geschafft!*« Ilse Cordes, Erinnerungen an den Sohn, Anhang: Feldpostbrief von Hermann-Friedrich Cordes vom 1. 4. 1941.
- »*Es ist ein stolzes Gefühl ... nach beiden Seiten.*« Ilse Cordes, Erinnerungen an den Sohn, Anhang: Feldpostbrief von Hermann-Friedrich Cordes vom 4. 5. 1941.
- »*Ist das nicht ... etwas Neues.*« Lore Walb, Ich, die Alte – Ich, die Junge, S. 177.
- »*Satz und Tonfall ... Ich weine ...*« Lore Walb, Ich, die Alte – Ich, die Junge, S. 131.
- »*Einen solchen Feldzug ... Deutsche zu sein.*« Lore Walb, Ich, die Alte – Ich, die Junge, S. 141.
- »*Es ist ein eigenartiges Gefühl ... noch nicht völlig.*« Lore Walb, Ich, die Alte – Ich, die Junge, S. 186.

»Zum ersten Mal ... was nicht bei uns.« Lore Walb, Ich, die Alte – Ich, die Junge, S. 200.

EINE AHNUNG VON ABGRUND

- »Aber vor mir ... Entsetzen befällt uns.« Renate Finkh, Sie versprachen uns die Zukunft, S. 173.
- »Diese Morgenstunde ... gehandelt hatte.« Melita Maschmann, Fazit, S. 97.
- »Die Menschen um mich ... an zu regnen.« Melita Maschmann, Fazit, S. 97.
- »Ihr Lieben, ... Bescheid zu wissen.« Ilse Cordes, Erinnerungen an den Sohn, Anhang: Feldpostbrief von Hermann-Friedrich Cordes vom 21. 6. 1941.
- »Ich möchte dich ... nicht untergehen!« Ilse Cordes, Erinnerungen an den Sohn, Anhang: Feldpostbrief von Hermann-Friedrich Cordes vom 8. 7. 1941.
- »Immer strahlend, ... frühen Vollendung.« Ilse Cordes, Erinnerungen an den Sohn, S. 1.
- »Er hat sein Leben nicht im Rausch ... für das Höhere.« Ilse Cordes, Erinnerungen an den Sohn, S. 22.
- »Es kamen Unmassen ... glaube es nicht!« Marie Dabs, Lebenserinnerungen, S. 72.
- »Inzwischen war uns ... gehen würde.« Marie Dabs, Lebenserinnerungen, S. 72.
- »Alle mußten sie fort ... ganz allein.« Marie Dabs, Lebenserinnerungen, S. 75.
- »Der Krieg hatte ... nicht unberührt geblieben.« René Juvet, Ich war dabei, S. 121.
- »Deutschland müsse ... gut sein sollte.« René Juvet, Ich war dabei, S. 129.
- »Damals erschienen uns ... 1941 noch.« Gerhard Starcke, Mit Stenoblock und Kübelwagen, S. 255.
- »Jenseits der ... dieses Geschehens.« Johann Radein, Wir sind wieder einmal davongekommen, S. 71.
- »Angst, Schmerz und Trauer ... ertragen kann.« Johann Radein, Wir sind wieder einmal davongekommen, S. 45.
- »Ich hatte ihn ... blieben sie abweisend.« Renate Finkh, Sie versprachen uns die Zukunft, S. 200/201.
- »Die Tage rollten ... anhalten können.« Renate Finkh, Sie versprachen uns die Zukunft, S. 202.
- »Ich weiß noch ... machte mich frösteln.« Renate Finkh, Sie versprachen uns die Zukunft, S. 204.
- »»Ein deutsches Mädels ... heiß und kalt.« Renate Finkh, Sie versprachen uns die Zukunft, S. 208.
- »Da lässt er sie ... zu Mördern?« Renate Finkh, Sie versprachen uns die Zukunft, S. 209.
- »An diesem Tag ... ohne es zu erkennen.« Melita Maschmann, Fazit, S. 113.
- »Böse war die innere Kälte ... Lage verhält.« Melita Maschmann, Fazit, S. 113.

DER SCHATTEN DER ANDEREN

- »Aus Gründen ... fürs Leben davongetragen.« René Juvet, Ich war dabei, S. 128.
- »Die«, sie weist lässig ... sagen können, wovor.« Renate Finkh, Sie versprachen uns die Zukunft, S. 219.
- »So habe ich ... im Schatten verborgen.« Renate Finkh, Sie versprachen uns die Zukunft, S. 220.
- »An Leib und Seele ... und schweigen.« Renate Finkh, Sie versprachen uns die Zukunft, S. 225.
- »Wir müssen ... wird's furchtbar.« Renate Finkh, Sie versprachen uns die Zukunft, S. 226.
- »Einer von uns ... als wir denken.« Johann Radein, Wir sind wieder einmal davongekommen, S. 222.

»Bei meinem Freund ... unvergessene Spuren.« Johann Radein, Wir sind wieder einmal davongekommen, S. 222.

»Was aber nach ... der allwissenden Erwachsenen.« Johann Radein, Wir sind wieder einmal davongekommen, S. 224.

»Gerade um dieses ... sie war einleuchtend.« René Juvet, Ich war dabei, S. 129.

»Man hörte häufig ... alle Deutschen umgebracht.« René Juvet, Ich war dabei, S. 138.

GEFRORENE SEELE

»Morgen muß ich ... soll das ausgehen?« René Juvet, Ich war dabei, S. 153.

»Keine Eigenschaft ... Denken im Grenzenlosen.« René Juvet, Ich war dabei, S. 155.

»Diese Sprachlosigkeit ... auch mir.« Johann Radein, Wir sind wieder einmal davongekommen, S. 214.

»Ich nehme das Führerbild ... helles Rechteck.« Johann Radein, Wir sind wieder einmal davongekommen, S. 262.

»Da schämte ich mich ... gebraucht würde.« Renate Finkh, Sie versprachen uns die Zukunft, S. 237.

»In der Kälte dieses Schattens war meine Seele gefroren.« Renate Finkh, Sie versprachen uns die Zukunft, S. 221.

»Ich sah, dass das Ende ... stehen.« Renate Finkh, Sie versprachen uns die Zukunft, S. 259.

»Alles, worauf mein Leben ... zurückgekehrt war.« Renate Finkh, Sie versprachen uns die Zukunft, S. 263.

»Der Zusammenbruch ... nicht vorgesehen.« Renate Finkh, Sie versprachen uns die Zukunft, S. 259.

»Er war auch ... Raum der Ulanenkaserne.« Gerhard Starcke, Mit Stenoblock und Kübelwagen, S. 338.

»Diejenigen, die ... dieses Dunkel hinein.« Gerhard Starcke, Mit Stenoblock und Kübelwagen, S. 338.

»Es stand für mich fest ... mit ihm untergehen.« Melita Maschmann, Fazit, S. 175.

»Ein fanatisches Gezappel ... Totentanzes zu gleichen.« Melita Maschmann, Fazit, S. 156/157.

»Schattenhaft erfüllte mich ... überleben müssen.« Melita Maschmann, Fazit, S. 175.

»Ich hatte keinerlei Zukunftspläne.« Melita Maschmann, Fazit, S. 180.

»Was für ein Schicksal ... vernichtet werden??« Lore Walb, Ich, die Alte – Ich, die Junge, S. 253.

»Aber wir dürfen ... Kriegsende zu erleben?« Lore Walb, Ich, die Alte – Ich, die Junge, S. 301.

»Nur der Verstand ... für uns nie mehr.« Lore Walb, Ich, die Alte – Ich, die Junge, S. 344.

»Lever tot als Slav ... der HJ gelesen.« Martin Sieg, Im Schatten der Wolfsschanze, S. 76/77.

»Welchen Sinn sollte es ... solch dunkle Gedanken.« Martin Sieg, Im Schatten der Wolfsschanze, S. 168.

»Mutti hatte von uns ... verloren zu haben.« Martin Sieg, Im Schatten der Wolfsschanze, S. 93.

EIN VORHANG GEGEN DIE WIRKLICHKEIT

»Unsere Weltanschauung ... als der Verstand.« Baldur von Schirach, Hitler-Jugend. Idee und Gestalt, Leipzig 1934, S. 130.

»Mir kam die Vergangenheit, die nur ... Spuk vor.« Martin Sieg, Im Schatten der Wolfsschanze,

S. 87.

- »Der Brief zwang mich zu ... geben würde.« Martin Sieg, Im Schatten der Wolffschanze, S. 95/96.
- »Das Leben hatte ... und abgeschlossen.« Martin Sieg, Im Schatten der Wolffschanze, S. 97.
- »Aber ich ... Selbstvernichtung.« Melita Maschmann, Fazit, S. 195
- »In dieser ... weiterzudenken.« Melita Maschmann, Fazit, S. 205
- »Die Zerstörung durfte ... der Zerstörung nicht.« Julius Posener, In Deutschland 1945 bis 1946, Berlin 2001, S. 18.
- »Was war das ... im Abgrund.« Julius Posener, In Deutschland 1945 bis 1946, S. 18/19.
- »Viele Deutsche ... Wahrheit nach.« Julius Posener, In Deutschland 1945 bis 1946, S. 25.
- »Nirgends wird ... das Geschehene gibt.« Hannah Arendt, Besuch in Deutschland, Berlin 1993, S. 24.
- »Inmitten der Ruinen ... nicht reagieren.« Hannah Arendt, Besuch in Deutschland, S. 24/25.

DIE UNFÄHIGKEIT ZU FÜHLEN

- »Dieser allgemeine Gefühlsangel ... damit abzufinden.« Hannah Arendt, Besuch in Deutschland, S. 25
- »Es ist schwer zu sagen ... Gefühlsunfähigkeit handelt.« Hannah Arendt, Besuch in Deutschland, S. 24
- »Er hat nun Ruhe ... vernichtet hat.« Lore Walb, Ich, die Alte – Ich, die Junge, S. 338.
- »Hitler ist nun tot ... nicht mehr zu lieben.« Lore Walb, Ich, die Alte – Ich, die Junge, S. 345.
- »Bis wir aus ... mit Blindheit geschlagen.« Gerhard Starcke, Mit Stenoblock und Kübelwagen, S. 383.
- »Hitler war tot! ... ruhig und kalt.« Melita Maschmann, Fazit, S. 187.
- »Und wo ist bei alledem ... haben Hitler geliebt.« Stéphane Roussel, Die Hügel von Berlin, S. 299.
- »Wenn ich erwähne ... wenig Reaktionen hervor.« Stéphane Roussel, Die Hügel von Berlin, S. 292.
- »Was ist aus dieser Liebe ... die Phantasie.« Stéphane Roussel, Die Hügel von Berlin, S. 300.

OPFER SEIN

- »Für die meisten Deutschen ... zu Opfern machte.« Stéphane Roussel, Die Hügel von Berlin, S. 292.
- »Es folgt eine Flut von Geschichten ... ausgeglichen sei.« Hannah Arendt, Besuch in Deutschland, S. 25.
- »Aber wir? ... allem ausgeliefert.« Lore Walb, Ich, die Alte – Ich, die Junge, S. 338.
- »Der Weg einer Idee«. Was für ... erlebt hätte!« Lore Walb, Ich, die Alte – Ich, die Junge, S. 338.
- »Ich habe diese ... erschienen wäre.« Melita Maschmann, Fazit, S. 205.
- »Mein Wiedereintritt ... aus der Internierung.« Gerhard Starcke, Mit Stenoblock und Kübelwagen, S. 380.
- »Die Engländer ... auf den Grund gegangen.« Gerhard Starcke, Mit Stenoblock und Kübelwagen, S. 379.
- »So trist und traurig ... zum Guten gewendet.« Gerhard Starcke, Mit Stenoblock und Kübelwagen, S. 411.
- »Beobachtet man die Deutschen ... Wirklichkeit geworden ist.« Hannah Arendt, Besuch in

Deutschland, S. 35.

DIE GEISTER DER VERGESSENEN

- »*Man möchte aufschreien ... rühren kann.*« Hannah Arendt, Besuch in Deutschland, S. 35/36.
- »*Die Welt um mich ... niemand mehr erkannte.*« Renate Finkh, Sie versprachen uns die Zukunft, S. 265.
- »*Ich musste dazu ... Ich schwieg.*« Renate Finkh, Sie versprachen uns die Zukunft, S. 266.
- »*Schuld und Scham ... Treue schlecht gemacht.*« Renate Finkh, Sie versprachen uns die Zukunft, S. 268.
- »*Vielen war es ... nach einer solchen Jugend?*« Renate Finkh, Sie versprachen uns die Zukunft, S. 269.
- »*Auf der Straße ... an Intensität nachließ.*« Melita Maschmann, Fazit, S. 212.
- »*Damals hatte ich ... den absoluten Nullpunkt erreicht.*« Melita Maschmann, Fazit, S. 213.
- »*Meine Auseinandersetzung war ... auf Leben und Tod.*« Melita Maschmann, Brief an Hannah Arendt, 3. Juli 1963, Library of Congress, The Hannah Arendt Papers, General, »Mas-Mck« miscellaneous, 1961–175.
- »*Die Grenze zwischen ... daß wir es merken.*« Melita Maschmann, Fazit, S. 239.

Quellen und Literatur

Dieses Buch beruht auf Tagebüchern, Briefen, Berichten, Erinnerungen und Erzählungen von Menschen, die das Jahr 1945 in Deutschland sowie seine Vor- und Nachgeschichte selbst erlebt haben. Die Darstellung des Hintergrundgeschehens stützt sich auf viele zeitgeschichtliche Werke, deren maßgebliche unten aufgeführt sind.

TAGEBÜCHER, ERINNERUNGEN, BERICHTE

Hannah Arendt, *Besuch in Deutschland*, Berlin 1993

Margaret Bourke-White, *Deutschland, April 1945*, München 1979

Margret Boveri, *Tage des Überlebens. Berlin 1945*, München 1970

Irene Bröker, *So war's! Lebenserinnerungen 1922–1997*, Deutsches Tagebucharchiv Emmendingen 131

Norbert Buske, *Das Kriegsende in Demmin 1945. Berichte – Erinnerungen – Dokumente*, Schwerin 2007

Norbert Buske, Gespräch mit dem Verfasser, Greifswald 16.04.2014

Ilse Cordes, *Erinnerungen an den Sohn 1921–1941*, Deutsches Tagebucharchiv Emmendingen 1428/II

Marie Dabs, *Lebenserinnerungen*, Lübeck 1984

Wilhelm Damann, *Die letzten Kriegstage 1945 in Demmin*, Demminer Regionalmuseum Ztg 5093

Sefton Delmer, *Die Deutschen und ich*, Hamburg 1963

Henrik Eberle (Hg.), *Briefe an Hitler. Ein Volk schreibt seinem Führer. Unbekannte Dokumente aus Moskauer Archiven – zum ersten Mal veröffentlicht*, Bergisch Gladbach 2007

Renate Finkh, *Sie versprachen uns die Zukunft. Eine Jugend im Nationalsozialismus*, Tübingen 2002

Sebastian Haffner, *Germany: Jekyll & Hyde. 1939 – Deutschland von innen betrachtet*, Berlin 1998

Sebastian Haffner, *Geschichte eines Deutschen. Die Erinnerungen 1914–1933*, München 2002

Reiner Hamm, *Erinnerungen*, Deutsches Tagebucharchiv Emmendingen 1815

Adolf Hitler, *Mein politisches Testament*, Berlin, 29. April 1945

René Juvet, *Ich war dabei. 20 Jahre Nationalsozialismus 1923–1943. Ein Tatsachenbericht*, Zürich 1944

Walter Kempowski, *Das Echolot. Abgesang '45. Ein kollektives Tagebuch*, München 2007

Jacob Kronika, *Der Untergang Berlins*, Flensburg 1946

Hans Graf von Lehndorff, *Ostpreußisches Tagebuch. Aufzeichnungen eines Arztes aus den Jahren 1945–1947*, München 2005

Oliver Lubrich, *Reisen ins Reich 1933 bis 1945. Ausländische Autoren berichten aus Deutschland*, Frankfurt 2004

Melita Maschmann, *Fazit. Mein Weg in der Hitler-Jugend*, München 1979

Renate Meinhof, *Das Tagebuch der Maria Meinhof. April 1945 bis März 1946 in Pommern. Eine Spurensuche*, Reinbek bei Hamburg 2006

Lee Miller, *Der Krieg ist aus. Deutschland 1945*, Berlin 1995

Julius Posener, *In Deutschland 1945 bis 1946*, Berlin 2001

- Johann Radein, *Wir sind wieder einmal davongekommen*, Deutsches Tagebucharchiv Emmendingen 1300
- Leopold Reitz, *Jahre im Dunkel*, Neustadt an der Weinstraße 1959
- Stéphane Roussel, *Die Hügel von Berlin. Erinnerungen an Deutschland*, Reinbek bei Hamburg 1989
- Karl Schlösser, *Gespräch mit dem Verfasser*, Demmin 15.04.2014
- Martin Sieg, *Im Schatten der Wolfschanze. Hitlerjunge auf der Suche nach dem Sinn*, Münster 1997
- Gustav Adolf Skibbe, *Kriegstagebücher 1944–1945*, Deutsches Tagebucharchiv Emmendingen 1344
- Gerhard Starcke, *Mit Stenoblock und Kübelwagen. Berichte meines Lebens 1907–1972*, Deutsches Tagebucharchiv Emmendingen 1479
- Sterbebücher des Standesamtes Demmin 1945, Band 1–3
- Ursula Strohschein, *Rote Armee in Demmin*, Pommersche Zeitung 1. April 1995, 13/95
- Hildegard Theinert, *Der letzte Eintrag*, in: Hans Richard Schittny, *Erinnerungen*, Deutsches Tagebucharchiv Emmendingen 1106
- Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße*, München 2004
- Lore Walb, *Ich, die Alte – Ich, die Junge. Konfrontation mit meinen Tagebüchern 1933–1945*, Berlin 1997
- Wareneingangsbuch der Demminer Friedhofsgärtnerei 1945, Friedhofsverwaltung Demmin

AUSGEWÄHLTE LITERATUR

- Götz Aly, *Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus*, Frankfurt 2005
- Anthony Beevor, *Berlin 1945. Das Ende*, München 2002
- Richard Bessel, *Hatred after War. Emotion and the Postwar History of East Germany*, in: *History and Memory* 17/2005
- Martin Broszat, *Soziale Motivation und Führer-Bindung des Nationalsozialismus*, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, Bd. 18 1970
- Petra Clemens, *Das Kriegsende in Demmin 1945. Umgang mit einem schwierigen Thema*, Demmin 2013
- Joachim Fest, *Der Untergang. Hitler und das Ende des Dritten Reiches*, Reinbek bei Hamburg 2006
- Norbert Frei, *Der Führerstaat*, München 2013
- Robert Gellately, *Hingeschaut und weggesehen. Hitler und sein Volk*, 2004
- Christian Goeschel, *Selbstmord im Dritten Reich*, Berlin 2011
- Richard Grunberger, *Das 12jährige Reich. Der Deutschen Alltag unter Hitler*, Wien 1972
- Ludolf Herbst, *Hitlers Charisma. Die Erfindung eines deutschen Messias*, Frankfurt 2010
- Ian Kershaw, *Das Ende. Kampf bis in den Untergang*, München 2011
- Ian Kershaw, *Der Hitler-Mythos. Führerkult und Volksmeinung*, Stuttgart 1999
- Peter Longerich, *»Davon haben wir nichts gewusst!«. Die Deutschen und die Judenverfolgung 1933–1945*, München 2006
- Eva-Maria Muschik, *Kollektive Selbsttötung in Deutschland 1945 am Beispiel der Stadt Neustrelitz*,

Berlin 2009

Sönke Neitzel/Harald Welzer, *Soldaten. Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben*, Frankfurt 2011

Hans Dieter Schäfer, *Das gesplante Bewußtsein. Vom Dritten Reich bis zu den langen Fünfziger Jahren*, Göttingen 2009

Thomas Scheck, *Echt deutsch und national – Die vorpommersche Kleinstadt Demmin im Jahr 1933*, *Zeitgeschichte regional. Mitteilungen aus Mecklenburg-Vorpommern* 4. Jahrgang Heft 2, Dezember 2000

Bildnachweise

- 1 Historische Ansichtskarte, Pommerscher Buchversand
- 2 Historische Ansichtskarte, Verlag E. Rubin & Co., Lübeck
- 3 Aufnahme von Karl Trettin, abgedruckt mit freundlicher Genehmigung von Wolfgang Fuhrmann, Alt Rehse
- 4 Historische Ansichtskarte, Verlag Robert Matz, Demmin
- 5 Kopie, Demminer Regionalmuseum, Aufnahme des Autors
- 6 Photo by Margaret Bourke-White/The LIFE Picture Collection/Getty Images
- 7 Records of the Office of War Information – NARA, National Archives and Records Administration
- 8 © Lee Miller Archives, England 2014. All rights reserved.
- 9 © Lee Miller Archives, England 2014. All rights reserved.

